

Wolfram
Wette (Hg.)
Stille
Helden

Judenretter
im Dreiländereck
während des
Zweiten Weltkriegs

HERDER spektrum

Es gab sie in der NS-Zeit, auch in der südwestdeutschen Provinz: „Stille Helden“, die verfolgten Juden halfen und dabei u. U. ihr Leben riskierten: Frauen wie Gertrud Luckner, aber auch Pfarrer, Bauern und Arbeiter, deren Namen kaum jemand kennt. Ihre Geschichten werden hier erzählt. Ein Buch der Menschlichkeit. Und ein Dokument der „anderen Geschichte“.



Wolfram Wette

Prof. für Neueste Geschichte an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br. und freier Autor. Schwerpunkte: Geschichte der Zwischenkriegszeit und des Zweiten Weltkriegs, besonders die Rolle der Wehrmacht und des Rettungswiderstandes, Historische Friedensforschung. Zahlreiche Publikationen.

ISBN 3-451-05461-2

€ 9,90 [D]



9 783451 054617

HERDER Spektrum

Band 5461

Das Buch

Die Kinofilme «Schindlers Liste» (1994) von Steven Spielberg und «Der Pianist» (2002) von Roman Polanski haben ein in Deutschland jahrzehntelang verschüttetes Thema endlich ins öffentliche Bewusstsein gehoben: Es hat in der Zeit des Nationalsozialismus Menschen gegeben, die verfolgten Juden geholfen haben und damit zu ihrer Rettung beitragen konnten. Es waren nicht viele, aber doch mehr als bislang angenommen. Sie verfuhrten nicht nach der Mitläuferdevise «Man kann ja doch nichts machen», sondern trafen für sich ganz persönlich eine Entscheidung, nutzten ihre Handlungsspielräume und waren dabei sogar nicht selten erfolgreich. Solche «stillen Helden», die – ihrem Gewissen folgend – mutigen und riskanten Rettungswiderstand geleistet haben, gab es auch im deutschen Südwesten, der Region an der Grenze zur neutralen Schweiz. Gertrud Luckner gehört zu ihnen oder Pfarrer Hermann Maas, Pater Heinrich Midden-dorf und Erwin Dold, aber auch Pfarrer, Bauern und Arbeiter, deren Namen kaum jemand kennt. Was war die Motivation dieser Menschen? Was versetzte sie in die Lage, unter extremen Bedingungen Zivilcourage zu praktizieren? Ein Thema, das in seiner nationalen und internationalen Dimension weit über die Region hinausreicht. Ein anderer Blick auf die deutsche Vergangenheit, ein Dokument der «anderen Geschichte» – und ein Buch der Menschlichkeit.

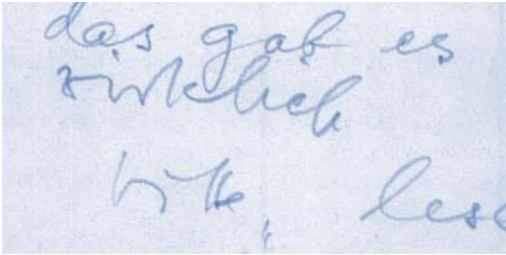
Der Herausgeber

Wolfram Wette, geb. 1940, Professor für Neueste Geschichte an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br., Ehrenprofessor der Universität Lipezk (Russische Föderation), freier Autor, beschäftigt sich vor allem mit der Geschichte der Zwischenkriegszeit, des Zweiten Weltkrieges und der Wehrmacht sowie dem Rettungswiderstand. Zahlreiche Publikationen. Mitherausgeber mehrerer Reihen zur Historischen Friedensforschung.

Wolfram Wette (Hg.)

Stille Helden

**Judenretter im Dreiländereck
während des Zweiten Weltkriegs**



HERDER

FREIBURG * BASEL WIEN

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der
Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg

Gedruckt auf umweltfreundlichem,
chlorfrei gebleichtem Papier

Alle Rechte vorbehalten – Printed in Germany

© Verlag Herder Freiburg im Breisgau 2005

www.herder.de

Herstellung: fgb • freiburger graphische betriebe 2005

www.fgb.de

Umschlaggestaltung und Konzeption:

R • M • E München / Roland Eschlbeck, Liana Tüchel

Umschlagfoto: Gertrud Luckner 1936 in Freiburg i. Br.

© Archiv des Deutschen Caritasverbandes e.V.

Autorenfoto: © Thomas Kunz

ISBN 3-451-05461-2

Eingescannt mit OCR-Software Abbyy Fine Reader

Inhalt

Geleitwort: Eine überfällige Rezeptionsgeschichte ... <i>Ingeborg Hecht</i>	9
A. Stille Helden	
Einleitung: Hilfe für verfolgte Juden im deutschen Südwesten <i>Wolfram Wette</i>	13
Solidarität mit den Verfolgten? Reaktionen der Badener auf die Entrechtung der Juden 1933-1940 <i>Angela Borgstedt</i>	31
B. Im Umfeld der katholischen Kirche	
Judenverfolgung und Judenrettung. Die Politik des Vatikans <i>Heribert Smolinsky</i>	49
Hilfe für Verfolgte. Die Freiburgerin Gertrud Luckner, eine «Botschafterin der Menschlichkeit» <i>Hans-Josef Wollasch</i>	67
Judenrettung im Kloster der Herz-Jesu-Priester in Stegen bei Freiburg. Pater Heinrich Middendorf SCJ, Gerechter unter den Völkern..... <i>Bernd Bothe</i>	87
Hilfe für verfolgte Juden in Freiburg 1940-1945 <i>Christina Eckert</i>	107

C. Im Umfeld der evangelischen Kirche

- «Ich stehe bei Ihnen, nicht .trotzdem' Sie Jude sind, sondern ,weil' Sie es sind.» Der evangelische Pfarrer Dr. Hermann Maas 125
Markus Schlicher
- Ein Rettungsnetz im Stuttgarter Raum für das jüdische Ehepaar Max und Karoline Krakauer 143
Lorenz Hofmann

D. Fluchthilfe am Hochrhein

- «Fortgesetzte Beihilfe zur illegalen Auswanderung von Juden nach der Schweiz».
Das Hilfsnetz um Luise Meier und Josef Höfler 163
Claudia Schoppmann
- Fluchthelfer an Hochrhein und Bodensee 1938-1943 . . . 179
Manuel Halbauer
- Emigrantenschmuggler an der Schweizer Grenze 195
Stefan Keller

E. Der Fall Erwin Dold

- «Als Einziger Gefühle der Menschlichkeit gezeigt».
Der KZ-Kommandant Erwin Dold 215
Johannes Winter

F. Erinnerungskultur

- Geehrt und verschmäht: Die «Gerechten unter den Völkern» in der deutschen Erinnerungskultur 233
Andreas Disselnkötter
- Judenretter während des Zweiten Weltkriegs.
Ausgewählte Literatur 253
Angela Borgstedt und Wolfram Wette

G. Anhang

Danksagung	271
Autorenhinweise	273
Bildquellennachweis	276
Personenregister	277
Ortsregister	284

Geleitwort

Eine überfällige Rezeptionsgeschichte

Ingeborg Hecht

Als «Mischling ersten Grades» – d.h. ich hatte einen jüdischen Vater und eine christliche Mutter – werde ich seit zwei Jahrzehnten u.a. an Schulen eingeladen, um über das zu berichten, was einer «deutschen Familie unter den Nürnberger Rassegesetzen» widerfahren ist. Zwei Fragen stellen die Jugendlichen immer: «Wie konnte das alles nur geschehen?» und «Hassen Sie die Menschen, die damals ‚dazugehört‘ haben?»

Um die erste Frage zu beantworten: Diese unsäglichen Geschehnisse werden niemals zu verstehen sein. Historiker und Psychiater befassen sich damit, aber was immer an Erklärungsversuchen dabei herauskommt – man bleibt fassungslos. Und wenn man – was die heutige Weltsituation angeht – Vergleiche zu hören bekommt, kann man nur antworten: Wir sprechen von *unserem* Land.

Was die zweite Frage angeht: Ich kann nicht hassen. Ich kann mich nur bemühen, denen, die mir zuhören möchten, zu sagen: In unserer Demokratie – einer Staatsform, von der *wir* nur träumen konnten – kann man sich gegen Ungerechtigkeiten und die Diskriminierung von Minderheiten wehren. Man muss sie nur erkennen.

Von 1933 an war über dieses Land und seine Kultur eine Dunstglocke von Angst gestülpt worden. In dem vorliegenden Buch wird jener gedacht, die solche Angst bewältigt oder sich immerhin darüber hinweggesetzt haben. Heute lässt sich kaum noch vermitteln, was diese Menschen auf sich nehmen mussten. Sie haben sich und

ihre Familien in ständige Lebensgefahr gebracht, um andere Leben zu retten. Sie haben, um Ralph Giordanos punktgenaue Formulierung zu zitieren, nicht die «humane Orientierung» verloren, in deren Atmosphäre sie aufgewachsen waren.

Hier werden sie «stille Helden» genannt, «Judenretter». Zwölf Beispiele werden konkret geschildert. Und unsere heutigen Historiker, vor allem auch jene der dritten Generation, werden weiter auf Spurensuche gehen. Denn an vielen ist etwas gutzumachen – galten sie doch in der so verdrängungsbegabten Nachkriegszeit manchmal als «Verräter» oder wurden schlicht und einfach totgeschwiegen.

Auf der Wochenendtagung der Katholischen Akademie Freiburg im Oktober 2004, aus der dieses Buch hervorgegangen ist, kamen auch viele erhellende Einzelheiten zur Sprache: Z. B. brauchten Verfolgte typischerweise etwa zwanzig Helfer, um in *relativer* Sicherheit zu überleben. Diese Helfer, die einander oft nicht kannten – was sinnvoll war – und dennoch Glieder einer unsichtbaren Kette waren, kamen aus allen Schichten und Berufen. Was sie gemeinsam hatten, war der «aktive Anstand».

Wenn ein hoher Kleriker, der aus einer von deutschen Bomben zerstörten Stadt kommt, in Auschwitz in eine Art Gedenkbuch schreibt: «Herr, vergib ihnen, denn sie wussten nicht, was sie tun», dann stockt mir der Atem. Das Recht, das auszusprechen, nehme ich mir, und das nicht nur, weil auch mein Vater zu den Auschwitz-Opfern gehört. Denn *die* Täter wussten, was sie taten. Möglicherweise wusste mancher der Denunzianten – die schlimmsten Feinde der Helfer und der zu Beschützenden – nicht unbedingt, was er heraufbeschwor. Denn was wirklich in den Lagern geschah, war nicht vorstellbar: Man braucht sich nur an die entsetzten Mienen jener zu erinnern, die gleich nach der Befreiung von den Alliierten gezwungen wurden, durch die Lager zu gehen, ehe noch die grausamen Folgen des Wahnsinns beseitigt waren.

Wenn unsere Jugendlichen fragen, was sie heute für ihr Land tun können, versuche ich, ihnen meine Vorstellungen zu vermitteln: Sie müssen sich nicht ständig mit unserer Vergangenheit befassen, aber sie müssen sie – um ihrer eigenen Zukunft willen – kennen. Denn Vorsicht ist auf vielen Gebieten angebracht. Sie müssen verstehen, was für ein wertvolles Gut die Freiheit ist, in der sie – trotz mancher Sorgen – aufwachsen. Und sie müssen, wenn sie der Gewalt – wie und wo auch immer – begegnen, sie erkennen und sich wehren. Man kann nicht in allen Fällen den Mut zum persönlichen Eingreifen einfordern. Aber man kann immerhin Hilfe holen.

Dieses Geleitwort zu schreiben fühle auch ich, die ich keine «stille Heldin» war, mich nur berechtigt, weil ich versuche, wenigstens einen kleinen Beitrag zu leisten für ein «Nie wieder» – und durch die Dankbarkeit gegenüber eben diese «stillen Helden».

Einleitung

Hilfe für verfolgte Juden im deutschen Südwesten

Wolfram Wette

In der Zeit der nationalsozialistischen Verfolgung gab es deutsche Juden, die mit dem Südwesten Deutschlands besondere Hoffnungen verbanden. Hier, in einer Region mit liberalen und demokratischen Traditionen, würden die Menschen womöglich eher bereit sein, verfolgten Juden zu helfen, als dies in anderen Teilen des Deutschen Reiches der Fall war. Hinzu kam eine regionale Besonderheit: Das Dreiländereck im Südwesten, wo die Landesgrenzen von Deutschland, Frankreich und der Schweiz aneinander stossen, gewann für die verfolgten Juden die Bedeutung eines letzten Schlupflochs in die Freiheit, insbesondere seit Oktober 1941, als das NS-Regime ein Ausreiseverbot für Juden erliess und mit der Deportation in die Vernichtungslager in Polen begann. Für viele Verfolgte sollte sich die Schweizer Grenze jedoch als ein unüberwindbares Hindernis erweisen. Etwa 30'000 jüdische Flüchtlinge, so schätzt man heute, sollen an der Schweizer Grenze abgewiesen worden sein, was für die meisten von ihnen Deportation und Tod bedeutete. Etwa ebenso vielen Verfolgten soll die Flucht in die Schweiz geglückt sein.¹ Eine Flucht konnte in der Regel nur erfolgreich verlaufen, weil es auf der deutschen wie auf der schweizerischen Seite ortskundige und solidarische Menschen gab, die halfen. Es waren nicht viele. Aber es hat sie gegeben, nicht nur in der Grenzregion, sondern auch in anderen Städten und Dörfern des deutschen Südwestens. Von ihnen handelt dieses Buch.

Ein Schatz, den es zu heben gilt

Noch Jahrzehnte nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges gab es für das Thema Hilfe für Juden im deutschen Südwesten kaum ein öffentliches Interesse. Manchem mag in diesem Zusammenhang allenfalls der Name der Freiburgerin Gertrud Luckner einfallen. Sie war in der Zeit des Zweiten Weltkrieges als Referentin beim Deutschen Caritas-Verband angestellt und konnte in dieser Rolle zahlreichen Juden helfen (Beitrag Hans Wollasch). Luckner wurde bereits im Jahre 1963 von der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem geehrt² und in den achtziger Jahren zudem mit dem Titel einer Ehrenbürgerin der Stadt Freiburg gewürdigt. Darüber hinaus ist einer breiteren Öffentlichkeit kaum etwas bekannt über Menschen aus der Region, die damals das Risiko auf sich nahmen, verfolgten Juden zu helfen. Über den Pater Heinrich Middendorf aus dem Kloster Stegen bei Freiburg schrieb sein Biograph im Jahre 1998, er sei «öffentlich unbekannt».³

Es gilt also Neues zu entdecken. Die Voraussetzungen dafür sind nicht schlecht. Denn die zeitgeschichtliche Aufarbeitung ist in einem erheblichen Masse bereits geleistet worden. Allerdings wurden die einschlägigen Spezialuntersuchungen meist an entlegener Stelle publiziert, als lokal- oder regionalhistorische Arbeiten in Jahrbüchern von Städten und Landkreisen (vgl. Borgstedt / Wette: Ausgewählte Literatur). Das vorliegende Buch versteht sich insoweit auch als eine Bilanz der regionalgeschichtlichen Retterforschung.

Erwachtes Interesse an den «stillen Helden»

Heute stossen Berichte über die «stillen Helden»⁴ auf ein reges öffentliches Interesse. Dieses wurde, was im Medienzeitalter kaum verwundern kann, massgeblich durch zwei Kinofilme, geweckt. Zum einen ist hier Steven Spielbergs Verfilmung von Thomas Keneallys

Buch *Schindlers Liste*⁵ zu nennen, die 1994 in unseren Kinos lief, zum anderen Roman Polanskis Film *Der Pianist*, der 2002 in die Lichtspieltheater kam. Er basiert auf dem Erinnerungsbericht des polnisch-jüdischen Pianisten Wladyslaw Szpilman, der in Deutschland im Jahre 1998 unter dem Titel *Das wunderbare Überleben*⁶ veröffentlicht wurde. Der Film *Der Pianist* sorgte in Deutschland auch deshalb für beträchtliches Aufsehen, weil in ihm berichtet wird, dass ein deutscher Wehrmachtsoffizier namens Wilm Hosenfeld zur Rettung Szpilmans beigetragen hat.⁷ Ein grosses Publikum erfuhr auf diese Weise wohl erstmals, dass es im Staat Hitlers und in den deutsch besetzten Ländern Europas einen Rettungswiderstand gegeben hat.

Für die Angehörigen der Kriegsgeneration mag diese späte Erkenntnis schmerzlich gewesen sein, evozierte sie doch die Frage an jeden Einzelnen: Und was hast Du getan? Die Jüngeren erkannten nun, dass das in vielen Familien überlieferte Credo, unter dem damaligen Verhältnissen habe man «nichts machen können» und «einfach mitmachen müssen», nur eine Schutzbehauptung war. Denn zumindest einige wenige Zeitgenossen hatten nicht nur in Worten, sondern in praktischem lün bewiesen, dass auch «aktiver Anstand» und nonkonformistisches Handeln möglich waren, sofern der oder die Einzelne den Willen und den erforderlichen Mut dazu aufbrachten.

Fluchthilfe für österreichische Juden im Jahre 1938

In den Jahren 1933-1940 konnte sich Solidarität mit Juden in der Weise äussern, dass jüdischen Nachbarn, Freunden und Bekannten, die sich entschlossen hatten, das nationalsozialistische Deutschland zu verlassen, bei der Ausreise geholfen wurde. Solche Hilfestellungen waren nicht illegal, hat doch die NS-Regierung in den 30er Jah-

ren die Auswanderung von Juden aus Deutschland ihrerseits nach Kräften gefördert. So erklärt es sich, dass sich Gestapo und deutsche Grenzpolizei in dieser Phase aktiv an der Abschiebung jüdischer Flüchtlinge über die französische und schweizerische Grenze beteiligten.

Nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht in Österreich im März 1938 wurden dort sogleich antijüdische Ausschreitungen inszeniert. Viele Wiener Juden fassten unter diesen Bedingungen den Entschluss, das Land zu verlassen.⁸ Es kam zu einer jüdischen Fluchtwelle, die auch die Bodensee- und Hochrheinregion nahe der Grenze zur neutralen Schweiz erreichte. Diese wurde nun erstmals zu einer wichtigen Fluchtregion. Tausende Juden aus Österreich versuchten, in die Schweiz zu fliehen, teils über die österreichisch-schweizerische Grenze in den Kanton Sankt Gallen, teils über die deutsche Grenze am Hochrhein in die Nordschweiz. In dieser Situation traten erstmals deutsche Fluchthelfer aus der Grenzregion auf den Plan.

Als Reaktion auf den Flüchtlingsstrom aus Österreich traf die eidgenössische Regierung im August 1938 die Entscheidung, die Grenzen zu schliessen. Die Grenzorgane wurden angewiesen, aufgegriffene Flüchtlinge wieder auf deutsches Gebiet zurückzuschicken. Fortan konnte eine Flucht in die Schweiz nur noch auf illegalem Wege stattfinden (Beitrag Stephan Keller). Auf Schweizer Seite gab es damals, 1938, eine Besonderheit: Im Kanton Sankt Gallen wurden jüdische Flüchtlinge auch nach der Grenzsperrung nicht zurückgewiesen. Dort war ein human eingestellter Polizeihauptmann namens Paul Grüninger als Kommandant der Kantonspolizei tätig. Er stellte sein Mitleid mit den Flüchtlingen über den Befehl der eidgenössischen Regierung und verschaffte in seinem Verantwortungsbereich zwischen August und Dezember 1938 nahezu 3'600 geflüchteten Juden eine rettende Aufenthaltserlaubnis.⁹

Der Novemberpogrom von 1938 und die Folgen

Ein halbes Jahr nach dem «Anschluss» Österreichs setzte das Nazi-Regime eine reichsweite Terroraktion gegen die deutschen Juden in Gang. Während des Pogroms vom 9. November 1938, der so genannten «Reichskristallnacht», wurden in Deutschland 1'406 Synagogen und Betstuben niedergebrannt oder vollständig zerstört. Etwa 30'000 Deutsche jüdischen Glaubens verschleppte die Polizei in die Konzentrationslager Dachau, Buchenwald und Sachsenhausen. In der Pogromnacht selbst wurden ungefähr 400 Menschen ermordet. Weitere 400 Menschen kamen in den Tagen nach dem Pogrom ums Leben. Überdies nahmen sich nicht wenige Verfolgte selbst das Leben. Insgesamt soll dieser Pogrom mehr als 1'300 Opfer gefordert haben.¹⁰ Diese Gewalttaten gegen Juden stellten die Deutschen dringlicher als zuvor vor die Entscheidung, ob und wie sie den bedrohten jüdischen Nachbarn und Freunden Schutz und Hilfe geben konnten. Angela Borgstedt untersucht in ihrem Beitrag, wie sich die Badener während dieses Pogroms gegenüber den jüdischen Bürgern verhalten haben.

Die geheimen Stimmungsberichte des Sicherheitsdienstes der SS lassen erkennen, dass die Reaktion der deutschen Öffentlichkeit auf den Pogrom keineswegs einheitlich war. Auch im Dreiländereck blieben viele Menschen gleichgültig. Gertrud Luckner und der evangelische Prälat Maas in Heidelberg waren die Ausnahme. Ebenso wie einzelne Geistliche in Württemberg verurteilten sie das brutale Vorgehen gegen die Juden und versuchten ihre jeweilige Kirche zu Protesten zu veranlassen, hatten damit jedoch keinen Erfolg. Wie schon bei den judenfeindlichen Nürnberger Gesetzen 1935 bezogen die Kirchenleitungen erneut keinen eindeutigen Standpunkt.¹¹ Diese Unterlassung wiederholte sich bei der Judendeportation vom Oktober 1940: Damit ist die schwerwiegende Frage aufgeworfen, weshalb sich die katholische und die evangelische Amtskirche¹² der Judenverfolgung nicht widersetzten und weshalb sie die einzelnen

Helfer und Retter von Juden, die aus der Reihen ihrer Glaubensgemeinschaften kamen, in der Regel nicht deckten, sondern allein lissen (Beiträge von Heribert Smolinsky und Markus Schlicher).

Nach den massiven antijüdischen Ausschreitungen vom November 1938 entschlossen sich viele jener Juden, die bislang noch an der Notwendigkeit der Emigration gezweifelt hatten, ein Land zu suchen, das bereit war, sie aufzunehmen, um dann ihre deutsche Heimat für immer zu verlassen. Der seit 1938 erhöhte Auswanderungsdruck des NS-Regimes führte in den beiden folgenden Jahren zu einer weitgehenden Ausblutung der badischen Landgemeinden.¹³ Noch im Jahr 1938 wanderten 49'000 Juden aus Deutschland aus, 1939 folgten noch einmal 68'000, 1940 vermutlich ähnlich viele.¹⁴ Diese Entwicklung ist am Beispiel der badischen Gemeinde Kippenheim exemplarisch erforscht worden.¹⁵

Die Deportation der badischen Juden im Oktober 1940

Der deutsche Angriffskrieg im Westen im Mai 1940 und die Kapitulation Frankreichs am 22. Juni 1940 hatten unmittelbare Konsequenzen für die Juden in den Nachbarregionen Badens, im Elsass und in Lothringen. Sie wurden von den neuen Herren – Gauleiter Josef Bürckel für Lothringen, Gauleiter Robert Wagner für das Elsass – noch im Sommer 1940 in den nicht besetzten Teil Frankreichs vertrieben. Diese Vertreibung war das Vorspiel für die Deportation der badischen und saarpfälzischen Juden am 22. Oktober 1940.¹⁶ In einer generalstabsmässig geplanten, zwischen Wagner und dem Berliner Reichssicherheitshauptamt (RSHA) genau abgestimmten¹⁷ «Aktion» wurden insgesamt etwa 7'500 Menschen überraschend nach Frankreich verschleppt, von denen etwa 6'500 badische Juden waren. Die Züge mit den Deportierten fuhren nach Vichy-Frankreich. Von der Grenze aus wurden sie aufgrund einer

Entscheidung des Verteidigungsministers der Vichy-Regierung in ein – seit den Jahren des spanischen Bürgerkrieges existierendes und damals weitgehend ungenutztes – Internierungslager nach Gurs¹⁸ am Fusse der Pyrenäen, 80 Kilometer von der spanischen Grenze entfernt, verbracht.

Dienstag, 22. Oktober und Mittwoch, 23. Oktober 1940:

An beiden Tagen wurden die Jüdischen Familien abtransportiert. Hierbleiben durften nur diejenigen Juden, bei denen entweder der Mann oder die Frau arischer Abstammung sind. Weiter blieben auch die Mischlinge hier, – Zwei Juden haben Selbstmord verübt; eine Jüdin hat sich die Pulsadern durchschnitten und starb in der Klinik, ein Jude hat sich erhängt. Der Abtransport ging in aller Ordnung vor sich.

Abb. 1: Aus dem Diensttagebuch der Freiburger Polizei von 1940

Hinsichtlich der Lebensbedingungen muss man sich das Lager Gurs wie ein KZ vorstellen. Tatsächlich starben bereits im Winter 1940/41 etwa 800 Internierte an Krankheiten und Entkräftung, darunter auch viele der badischen Juden.¹⁹ In der Folgezeit gelang es einigen von ihnen, Visa von aufnahmebereiten Ländern zu erhalten und nach den USA, nach Kanada, Südafrika oder Südamerika auszuwandern. Damit waren diese Menschen gerettet, die in Gurs verbliebenen badischen Juden dagegen nicht. Nachdem im November 1942 auch der bis dahin nicht besetzte Teil Frankreichs dem deutschen Herrschaftsbereich eingegliedert worden war, gerieten die noch immer in Gurs Inhaftierten endgültig unter die Räder der deutschen Vernichtungsmaschinerie. Sie wurden von den französischen Behörden, die mit den Polizeiorganen der deutschen Besatzungsmacht kooperierten,²⁰ zusammen mit anderen deutschen, österreichischen und französischen Juden nach Auschwitz-Birken-

au und Sobibor deportiert und dort ermordet.²¹

Wie verhielten sich die Bürger des Landes Baden, als ihre jüdischen Nachbarn am 22. Oktober 1940 von Gestapo, SS oder Polizei aus ihren Häusern geholt, zu Sammelpunkten getrieben und abtransportiert wurden? Signalisierten sie Zustimmung zu diesen Zwangsvertreibungen oder gab es auch Fälle von Missfallenskundgebungen oder gar Widerstand gegen die Deportation der jüdischen Nachbarn? Gab es Versuche, Kontakte nach Gurs zu knüpfen? Wie ermittelt werden konnte, erhielten wenigstens einige der in Gurs internierten Juden Post und Pakete aus der früheren Heimat, beispielsweise von Gertrud Luckner und ihren Freunden.

Nach der Deportation: Hilfe und Rettung für untergetauchte Juden

Mit dem Abschluss der Deportationen am 25. Oktober 1940 waren Baden und die Saarpfalz als erste deutsche Gaue «judenfrei», wie es im NS-Jargon hiess. Das bedeutete jedoch nicht, dass es zwischen dem Oktober 1940 und dem Kriegsende 1945 in Baden überhaupt keine Juden mehr gab. Denn ausgenommen hatten die Gauleiter jene Juden, die entweder einen nicht-jüdischen Ehepartner hatten, des Weiteren die damals so genannten jüdischen Mischlinge, schliesslich die Transportunfähigen.²² Wahrscheinlich haben einige der Verfolgten auch den Versuch gemacht, sich der Deportation zu entziehen und unterzutauchen. In Freiburg beispielsweise verblieb nach dem Oktober 1940 eine Anzahl von Jüdinnen und Juden, die nun in besonderer Weise auf die Hilfe und Solidarität von nicht-jüdischen Freiburgern angewiesen war. Tatsächlich hat es auch im Freiburger Raum Helferinnen und Helfer gegeben, die ihren Schützlingen zumindest eine temporäre Sicherheit bieten konnten (Beitrag von Christina Eckert).

Nicht verhindern konnten sie, dass am 23. August 1942 noch einmal 31 Jüdinnen und Juden aus Freiburg in das KZ Theresienstadt deportiert und später ermordet wurden und im April 1944 noch einmal vier Personen.²³

Zu denen, die sich verstecken konnten, gehörte Lotte Paepcke. Sie tauchte 1943 in ihrer Heimatstadt Freiburg unter. Freunde stellten ihr und ihrem Sohn eine Wohnung zur Verfügung. Später kam sie in einem Krankenhaus unter. Nach dem Luftangriff auf Freiburg am 27. November 1944 wurde sie zusammen mit ihrem Sohn vom Oberen des Klosters in Stegen, Heinrich Middendorf, aufgenommen und versteckt (Beitrag von Bernd Bothe).²⁴

Insgesamt betrachtet, waren die meisten Badener nach der Judentransportation von 1940 nicht mehr unmittelbar mit der Herausforderung konfrontiert, ob sie der staatlich forcierten Judenverfolgung zuarbeiten und sich ihr entgegenstellen sollten. Denn die ehemaligen jüdischen Nachbarn in den Hunderten von Dörfern und Städten, in denen es eine jüdische Gemeinde gegeben hatte, waren einfach nicht mehr präsent.²⁵

Untergetauchte Juden in der Reichshauptstadt Berlin

Mit dem Auswanderungsverbot für Juden vom Oktober 1941 wurde die Phase der Entrechtung und Vertreibung durch die Phase der Vernichtung abgelöst. Etwa 170'000 deutsche Juden, die zu diesem Zeitpunkt noch innerhalb der Grenzen des Reiches lebten, sahen sich nunmehr mit der Gefahr der Deportation «nach Osten» konfrontiert, wo sich die Vernichtungslager befanden.²⁶ Nun ging die Gestapo zur Jagd auf flüchtende Juden über. In dieser extrem bedrohlichen Situation entschlossen sich alleine in der Reichshauptstadt etwa 5'000 Jüdinnen und Juden, unterzutauchen und ein Überleben in der Illegalität zu versuchen. Etwa 3'500 von ihnen wurden jedoch in den nächsten Jahren aufgegriffen, deportiert und ermor-

det. Die restlichen 1'500 untergetauchten Juden vermochten sich – mit Unterstützung vieler nicht-jüdischer Berliner Helferinnen und Helfer – dem Zugriff der Gestapo zu entziehen. Sie konnten überleben.²⁷ Das bedeutet, dass sich damals vielleicht doch mehrere Zehntausend Deutsche an der Rettung von jüdischen Nachbarn, Freunden und Fremden beteiligt haben,²⁸ trotz der antisemitischen Verhetzung und trotz der verbreiteten Denunziationsbereitschaft.²⁹

Wie in Berlin, so wirkte auch in Württemberg ein hauptsächlich aus protestantischen Pfarrern bestehendes Netz von Helfern. Es bot unter anderem dem aus Berlin stammenden und in Württemberg untergetauchten jüdischen Ehepaar Max und Karoline Krakauer Unterschlupf. Wie Lorenz Hofmann ermittelt hat, gehörten dem für die Krakauer tätigen Helferkreis 150 bis 200 Menschen an, was als ein ganz erstaunliches Phänomen gewertet werden muss.

Rettungsnetzwerk Berlin – Hochrhein

Nach der Reichspogromnacht vom November 1938 setzte sich der Berliner Pfarrer Dr. Heinrich Grüber – Nazi-Kritiker, Protestant und Mitglied der Bekennenden Kirche – in verstärktem Masse für verfolgte Juden ein,³⁰ vornehmlich für so genannte christliche Nicht-Arier, also Menschen jüdischer Herkunft, die zum Protestantismus übergetreten waren.³¹ Unabhängig vom «Büro Grüber» agierte in Berlin eine Gruppe von Helfern um die Offizierswitwe Luise Meier.³² Dieses Rettungsnetz verdient insofern unser besonderes Interesse, als Luise Meier ihre Rettungsaktionen in Zusammenarbeit mit Fluchthelfern am Hochrhein organisierte, insbesondere mit dem Schlosser Josef Höfler aus Singen (Beitrag von Claudia Schoppmann).

Den südlichen, an die Schweiz grenzenden Teil Badens, der in den Jahren 1941 bis 1945 zu einem einzigartigen Fluchtraum wur-

de, machten sich auch engagierte Judenhelfer wie Gertrud Luckner und Pfarrer Hermann Maas zunutze, indem sie Verbindungen zwischen Juden und Helfern in Berlin und anderen Städten sowie der Region Hochrhein herstellten. Dort kooperierten sie mit Pfarrern, Bauern, Handwerkern und Arbeitern am Hochrhein zwischen Bodensee und Basel, die schon seit 1938 bereit gewesen waren, verfolgten Juden zur Flucht in die neutrale Schweiz zu verhelfen (Beitrag von Manuel Halbauer).

Rettung von jüdischen Zwangsarbeitern in der Schlussphase des Krieges

In der Schlussphase des Zweiten Weltkrieges kam es auch im badi-schen Raum noch einmal zu extremen Rüstungsanstrengungen. Unter anderem wurde zur kriegswichtigen Ölgewinnung, die nach dem Verlust der rumänischen Ölquellen von besonderer Bedeutung für die deutsche Kriegswirtschaft war, der schwäbische Schiefer ausgebeutet. Im KZ-Aussenlager Dautmergen bei Schömberg am Rande der Schwäbischen Alb leisteten Menschen aus mehreren europäischen Ländern Zwangsarbeit, unter ihnen auch viele Juden. Als Kommandant dieses KZ-Lagers bewährte sich seinerzeit der aus der Luftwaffe kommende Feldwebel Erwin Dold (Beitrag von Johannes Winter). Er setzte sich über seine Vorschriften hinweg und sorgte dafür, dass die Zwangsarbeiter anständig behandelt und so gut wie möglich versorgt wurden, weil er unbedingt wollte, dass sie überlebten.³³ Viele sahen in ihm nach dem Kriege ihren Retter.

Die internationale Dimension

Die zwischen 1933 und 1940 aus Baden vertriebenen Juden konnten das Land nur verlassen, wenn sie ein aufnahmewilliges Land fanden und zugleich eine Bürgerschaft von dort lebenden Verwandten vorweisen konnten. Die an den Hochrhein gelangenden jüdischen Flüchtlinge kamen nicht nur aus verschiedenen Teilen Deutschlands, sondern auch aus Österreich, aus Polen, der Tschechoslowakei, Russland und den Niederlanden. Sie wollten in die neutrale Schweiz fliehen, um von dort aus in die verschiedensten Erdteile auszuwandern, nach Palästina, Brasilien, Argentinien, England, Kanada und in die USA.

Einige der badischen Juden, die nach Frankreich vertrieben wurden, gelangten von Guts aus in sichere Länder oder konnten von in Frankreich tätigen Hilfsorganisationen gerettet werden, andere wurden nach Auschwitz deportiert und dort ermordet. Retterpersönlichkeiten wie Gertrud Luckner und Hermann Maas unterhielten weitläufige persönliche internationale Kontakte. Sie nutzten sie, um – unabhängig von der katholischen bzw. protestantischen Kirche – verfolgten Jüdinnen und Juden bei der Ausreise zu helfen. Luckner konnte dabei auch auf Verbindungen zurückgreifen, die sie als Mitglied des «Friedensbundes Deutscher Katholiken» – dem Vorläufer von Pax Christi – hatte knüpfen können. Hermann Maas nutzte die in langjährigen Beziehungen gewachsenen Kontakte zu Mitgliedern des «Internationalen Versöhnungsbundes», den der evangelische Pfarrer und Hochschullehrer Friedrich Siegmund-Schulze gegründet hatte, um die Zusammenarbeit der Kirchen zu fördern. Im KZ-Aussenlager Dautmergen, das unter der Leitung von Erwin Dold stand, befanden sich jüdische und nicht-jüdische Zwangsarbeiter aus den verschiedensten Ländern Europas. Judenrettung im Dreiländereck hatte also – wenn man an die Herkunft der jüdischen Flüchtlinge und an ihre Zufluchtsländer denkt – im-

mer auch eine europäische, wenn nicht sogar globale Dimension.

Das Dreiländereck – eine besondere Region?

Ein Ergebnis der hier vorgelegten Regionalstudien lautet, dass es im «liberalen Musterland» Baden keine Sonderkonditionen für verfolgte Juden gab. Gleichgültigkeit gegenüber der Entrechtung, Vertreibung und Deportation der jüdischen Bürger war hier wie anderswo in Deutschland der Regelfall. Indessen hat es auch hier Menschen gegeben, die verfolgten Juden geholfen haben. Es waren nicht viele, aber doch mehr als bislang angenommen. Die Helfer und Retter nutzten ihre – jeweils ganz unterschiedlichen – Handlungsspielräume und waren nicht selten sogar erfolgreich. Geholfen und gerettet haben einzelne mutige Menschen aus dem deutschen Südwesten, die ihre Identität aber nicht unbedingt aus der Zugehörigkeit zu dieser Region bezogen, übrigens auch nicht aus ihrer Zugehörigkeit zu einer Kirche.

Die unbestreitbare Besonderheit des Dreiländerecks bestand in der Nähe zur Grenze der neutralen Schweiz. Etliche Bewohner der Hochrheinregion zwischen Bodensee und Basel sahen sich mit der Herausforderung konfrontiert, verfolgten Juden und anderen Flüchtlingen ihre Unterstützung angedeihen zu lassen. Sie haben sich nicht versagt und als Menschen gehandelt. Die israelische Forschungs- und Gedenkstätte Yad Vashem zeichnet Retter von Juden als «Gerechte unter den Völkern» aus (Beitrag von Andreas Disselnkötter).

Die am Zustandekommen dieses Buches beteiligten Historikerinnen und Historiker möchten mit ihren Rettergeschichten einen eigenständigen Beitrag zur deutschen Erinnerungskultur leisten und die «stillen Helden» aus dem deutschen Südwesten damit zugleich würdigen.

Anmerkungen

- ¹ Zahlen nach einer mündlichen Auskunft von Jacques Picard, Universität Basel, Mitglied der «Bergier-Kommission». Vgl. im Einzelnen: Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg (Hrsg.): Die Schweiz und die Flüchtlinge zur Zeit des Nationalsozialismus (= Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg. Bd. 17). Zürich 2001, sowie den Band: Die Schweiz, der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg. Schlussbericht der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg. Zürich 2002 (Abschnitt Flüchtlingspolitik).
- ² Anton Maria Keim (Hrsg.), Yad Vashem. Die Judenretter aus Deutschland. Mainz, München 1983, S. 92; vgl. auch Kurt R. Grossmann, Die unbesungenen Helden. Menschen in Deutschlands dunklen Tagen. Berlin ²1961 (zuerst 1957), S. 103-107.
- ³ Bernd Bothe, Pater Heinrich Middendorf SCJ. Gerechter unter den Völkern. Waisen, Juden, Menschen in Bedrängnis – Lebensschicksale in Stegen von 1942 bis 1945. Stegen 1998, Vorwort, S. 5.
- ⁴ Vgl. Eric Silver, Sie waren stille Helden. Frauen und Männer, die Juden vor den Nazis retteten. Frankfurt a.M., Wien 1994 (Taschenbuchausgabe München 2000); sowie Inge Deutschkron / Wolfgang Benz, Stille Helden. Zeugnisse von Zivilcourage im Dritten Reich. Mit einem Beitrag von Johannes Rau. Frankfurt a.M. 2002.
- ⁵ Thomas Keneally, Schindler's List. New York 1982; deutsch: Schindlers Liste. München 1994, Frankfurt a.M. 1994.
- ⁶ Wladyslaw Szpilman, Das wunderbare Überleben. Warschauer Erinnerungen 1939-1945. Vorwort von Andrzej Szpilman. Anhang von Wilm Hosenfeld. Mit einem Essay von Wolf Biermann. Düsseldorf, München 1998.
- ⁷ Vgl. Dirk Heinrichs, Hauptmann d. R. Wilm Hosenfeld. Retter in Warschau, in: Wolfram Wette (Hrsg.), Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht. Frankfurt a.M. 2002, S. 69-88, sowie die Edition: Wilm Hosenfeld, «Ich versuche jeden zu retten». Das Leben eines deutschen Offiziers in Briefen und Tagebüchern (Hrsg. Thomas Vogel im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes). München 2004.
- ⁸ Vgl. Claudia Hoerschelmann, Exilland Schweiz. Lebensbedingungen und Schicksale österreichischer Flüchtlinge 1938 bis 1945. Innsbruck 1997.

⁹ Vgl. Stephan Keller, Grüningers Fall. Geschichten von Flucht und Hilfe. Zürich 1993,³1994.

¹⁰ Zahlen nach Meier-Schwarz, Synagoge Memorial Jerusalem, in Zusammenarbeit mit Karin Lange, Zur Tradierung falscher Opferzahlen: Die «Kristallnacht»-Lüge. www.holocaust.juden-in-europa.de/schoah/kristallnacht.htm

¹¹ Vgl. den Artikel «Deutschland» in: Enzyklopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden (Hrsg. Israel Gutman). Bd. 1. München, Zürich ²1998, S. 336.

¹² Zum Antisemitismus in der protestantischen Kirche vgl. Jochen-Christoph Kaiser / Martin Greschat (Hrsg.), Der Holocaust und die Protestanten. Analysen einer Verstrickung. Frankfurt a.M. 1988; Christina v. Braun / Ludger Heid (Hrsg.), Der ewige Juden Hass. Stuttgart, Bonn 1990; Jacob Katz, Vom Vorurteil bis zur Vernichtung. Der Antisemitismus 1700-1933. München 1989; Kurt Meier, Kirche und Judentum. Die Haltung der evangelischen Kirche zur Judenpolitik des Dritten Reiches. Göttingen 1968; Wolfgang Stegemann (Hrsg.), Kirche und Nationalsozialismus. Stuttgart 1990.

¹³ Vgl. Ulrich Baumann, Zerstörte Nachbarschaften. Christen und Juden in badischen Landgemeinden 1862-1940. Hamburg 2000.

¹⁴ Vgl. den Artikel «Deutschland» in: Enzyklopädie des Holocaust, Bd. 1 (wie Anm. 11), S. 342 f.

¹⁵ Vgl. Ulrich Baumann / Uwe Schellinger, Zwischen Konsolidierung und Zerstörung. Die jüdische Gemeinde Kippenheim und ihre Synagoge 1852 bis 1940, in: Gedächtnis aus Stein. Die Synagoge in Kippenheim 1952-2002 (Hrsg. Uwe Schellinger im Auftrag des Fördervereins Ehemalige Synagoge Kippenheim e.V). Heidelberg u.a. 2002, S. 61-110, hier S. 84 und 94.

¹⁶ Vgl. Paul Sauer, Die Deportation der badischen Juden nach Südfrankreich am 22. Oktober 1941, in: Erhard R. Wiehn (Hrsg.), Oktoberdeportation 1940. Die sogenannte «Abschiebung» der badischen und saarpfälzischen Juden in das französische Internierungslager Gurs und andere Vorstationen von Auschwitz. 50 Jahre zum Gedenken. Konstanz 1990, S. 65-70, sowie Gerhard J. Teschner, Die Deportation der badischen und saarpfälzischen Juden am 22. Oktober 1940. Vorgeschichte und Durchführung der Deportation und das weitere Schicksal der Deportierten bis zum Kriegsende im Kontext der deutschen und französischen Judenpolitik. Frankfurt a.M. 2002.

¹⁷ Vgl. Jacob Toury, Die Entstehungsgeschichte des Austreibungsbefehls gegen die Juden der Saarpfalz und Badens (22./23. Oktober 1940 – Camp de Gurs), in: Jahrbuch des Tel Aviver Instituts für deutsche Geschichte 15 (1986), S. 431-364.

¹⁸ Vgl. das Stichwort «Gurs» in: Enzyklopädie des Holocaust. Bd. 1 (wie Anm. 11), S. 583-586; sowie Erhard R. Wiehn (Hrsg.), Camp de Gurs 1940. Konstanz 2000.

¹⁹ Über das weitere Schicksal der in Gurs internierten südbadischen Juden informiert Johannes Obst (Hrsg.), Gurs. Deportation und Schicksal der badisch-pfälzischen Juden 1940-1945. Didaktisch-methodische Handreichung für weiterführende Schulen. Mannheim 1986.

²⁰ Silke Ammerschubert, Juden in Frankreich – Verfolgung und Rettung 1940-1944, in: Wolfgang Benz / Juliane Wetzel (Hrsg.), Solidarität und Hilfe für Juden während der NS-Zeit. Regionalstudien 2. Berlin 1996, S. 83-137. Vgl. auch den Artikel «Frankreich» in: Enzyklopädie des Holocaust. Bd. 1 (wie Anm. 11), S. 482-495, bes. S. 485-489.

²¹ Vgl. Serge Klarsfeld, Vichy-Auschwitz. La «solution finale» de la question juive en France. Vesoul 2001; deutsch: Vichy-Auschwitz. Die Zusammenarbeit der deutschen und französischen Behörden bei der «Endlösung der Judenfrage» in Frankreich. Nördlingen 1989, sowie Ahlrich Meyer, Die deutsche Besatzung in Frankreich 1940-1944. Widerstandsbekämpfung und Judenverfolgung. Darmstadt 2000, und Barbara Vormeier, Die Deportation deutscher und österreichischer Juden aus Frankreich. Paris 1980.

²² Siehe die Quellensammlung: Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.), «... es geschah am helllichten Tag!» Die Deportation der badischen, Pfälzer und saarländischen Juden in das Lager Gurs/Pyrenäen. Historische Darstellung. Materialien für den Unterricht. Stuttgart 2000, ³2003, Dok. M 11, S. 58.

²³ Heiko Haumann / Dagmar Rübsam / Thomas Schnabel / Gerd R. Ueberschär, Hakenkreuz über dem Rathaus. Von der Auflösung der Weimarer Republik bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges (1930-1945), in: Heiko Haumann / Hans Schadek (Hrsg.), Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau. Bd. 3, Stuttgart 1992, S. 297-370, hier S. 338.

²⁴ Vgl. Bothe, Middendorf (wie Anm. 3).

²⁵ Vgl. die Darstellung von Franz Hundsnurscher / Gerhard Taddey, Die jüdischen Gemeinden in Baden. Denkmale, Geschichte, Schicksale. Stuttgart 1968.

- ²⁶ Zum Zustandekommen der Entscheidung Hitlers, die im Sommer oder Herbst 1941 erfolgt sein muss, vgl. Peter Longerich, *Der ungeschriebene Befehl. Hitler und der Weg zur «Endlösung»*. München, Zürich 2001, sowie Christopher Browning, *Die Entfesselung der «Endlösung»*. Nationalsozialistische Judenpolitik 1939-1942. Mit einem Beitrag von Jürgen Matthäus. Berlin 2003.
- ²⁷ Beate Kosmala / Claudia Schoppmann (Hrsg.), *Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941-1945*. Berlin 2002 (= *Solidarität und Hilfe für Juden in der NS-Zeit*, Bd. 5).
- ²⁸ So die Vermutung von Beate Kosmala, Zentrum für Antisemitismusforschung an der Technischen Universität Berlin.
- ²⁹ Vgl. Robert Gellately, *Hingeschaut und weggesehen. Hitler und sein Volk*. Stuttgart, München 2002, sowie Inge Marszolek, *Denunziation im Dritten Reich. Kommunikationsformen und Verhaltensweisen*, in: Kosmala / Schoppmann, *Überleben* (wie Anm. 27), S. 89-107.
- ³⁰ Die Tätigkeit des «Büros Grüber» in Berlin ist gut erforscht. Siehe die Literaturhinweise von Angela Borgstedt, *Jüdischer Widerstand – «Judenhelfer»*. Ein Literaturbericht, in: Michael Kissener (Hrsg.), *Widerstand und Judenverfolgung*. Konstanz 1996, S. 331 f.
- ³¹ Zu dieser Problematik vgl. Ursula Büttner, *Von der Kirche verlassen. Die deutschen Protestanten und die Verfolgung der Juden und Christen jüdischer Herkunft im «Dritten Reich»*, in: Ursula Büttner / Martin Greschat (Hrsg.), *Die verlassenen Kinder der Kirche. Der Umgang mit Christen jüdischer Herkunft im «Dritten Reich»*. Göttingen 1998, S. 15-69.
- ³² Claudia Schoppmann, *Fluchtziel Schweiz. Das Hilfsnetz um Luise Meier und Josef Höfler*, in: Wolfgang Benz (Hrsg.), *Überleben im Dritten Reich. Juden im Untergrund und ihre Helfer*. München 2003, S. 205-219.
- ³³ Vgl. Thomas Seiterich-Kreuzkamp, *Der Fall Erwin Dold*, in: Kissener, *Widerstand* (wie Anm. 30), S. 261-283; Johannes Winter, *KZ-Kommandant und Lebensretter. Erwin Dold hat sich als Lagerführer Befehlen widersetzt – und ein wenig Menschlichkeit in die Orte des Schreckens gebracht*, in: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* Nr. 43, 24.10.2004, S. 17.

Solidarität mit den Verfolgten?

Reaktionen der Badener auf die Entrechtung der Juden 1933-1940

Angela Borgstedt

I.

Am 10. November 1938, so schrieb die Journalistin Ruth Andreas-Friedrich im Vorwort ihrer kurz nach Kriegsende veröffentlichten Tagebuchaufzeichnungen, sei ihr Entschluss entstanden, festzuhalten, was denen, die es nicht miterlebt hatten, kaum zu erklären war: die allgemeine Reaktion auf die Entrechtung der Juden, aber auch die Reaktion jener Deutschen, die keine Anhänger von «Partei und Hitlertum» waren. Ihr Bericht über das Novemberpogrom in Berlin zeichnet dabei die ganze Vielfalt der Verhaltensweisen der Augenzeugen, aber auch der Mittäter nach, wie sie andere Dokumente der Zeit vielfach bestätigen: betretenes Schweigen, Äusserungen der Scham, aber auch des Unmuts, dagegen Beifallsbekundungen, unverhohlene Schadenfreude, schliesslich aktive Beteiligung.¹ Das Gros der Deutschen, stellten die Deutschlandberichte der SPD fest, missbilligte die öffentlich ausgeübte Gewalt.² Der amerikanische Generalkonsul in Stuttgart, Samuel W. Honaker, schätzte in seiner Mitteilung an das State Department die Quote der Ablehnung auf etwa 80 Prozent.³ Selbst die staatlichen Überwachungsorgane konstatierten eine weit verbreitete Ablehnung. Die in den regionalen Lageberichten von SD, Gestapo und Generalstaatsanwaltschaft immer wieder zu lesende Kritik kategorisierte Ian Kershaw in humanitäre Einwände, Unmut über die widersinnige Zerstörung von Sachwerten, Befürchtungen hinsichtlich des zu erwartenden Pre-

stigeverlusts im Ausland.⁴ Keineswegs jedoch sei diese Kritik als grundsätzliche Ablehnung der nationalsozialistischen Judenpolitik zu deuten, vielmehr, so Kershaw, missfiel die pöbelhafte, gewalttätige und offenkundig rechtswidrige Art ihrer Durchführung. Schon die den Opfern zur Begleichung von Schäden abverlangte «Sühneleistung» in Höhe von einer Milliarde Reichsmark fand, da auf pseudorechtlicher Grundlage erhoben, deutlich breitere Zustimmung. Auch änderte die nun unübersehbare Radikalität der Verfolgung insgesamt wenig am Grundkonsens der Deutschen mit dem NS-Staat. War der 10. November, wie Wolfgang Benz meint, als Stimmungstest gedacht,⁵ so entsprach das Resultat im Ganzen doch den Erwartungen der NS-Führung. Bei Einzelnen wie Ruth Andreas-Friedrich verfestigte freilich das Pogromerlebnis die politische Gegnerschaft und leitete einen Prozess ein, der in der Folgezeit in Resistenz und Widerstand, in Hilfs- und Rettungsaktivitäten für die von Deportation bedrohten Juden mündete.

Vergleichsweise spät hat sich die historische Forschung des Themas Meinungsäußerung in totalitären Systemen, speziell der Reaktionen «ganz gewöhnlicher Deutscher» auf die Judenverfolgung angenommen. Historiker wie David Bankier oder Ursula Büttner sehen diese Verzögerung in der lange Zeit vorherrschenden Auffassung von einem «monolithischen Konsens zugunsten des Regimes»⁶ begründet. «Den einen», schreibt Büttner, «die von der Vorstellung einer ‚gleichgeschalteten‘ homogenen Gesellschaft ausgingen, schien eine Untersuchung unnötig zu sein; die anderen hielten eindeutige Antworten wegen des Fehlens einer von den Machthabern unbeeinflussten Massenüberlieferung für unmöglich.»⁷ Als wichtigste Massenüberlieferung bezeichnete Ian Kershaw die seit den 1980er Jahren zunehmend auch in publizierter Form greifbaren SD-Berichte⁸ sowie die Lageberichte der Gestapo, der Generalstaatsanwaltschaften und der Oberlandesgerichte.⁹ Während mit den zeitgleich als Taschenbuch edierten Deutschlandberichten der

Sozialdemokratischen Partei (*Sopadé*) ein Gegenstück und Korrektiv vorliegt, sind die in den Staatsarchiven der Länder zugänglichen Wiedergutmachungs- und Arisierungsakten sowie die Entnazifizierungs- und zum Teil auch Sondergerichtsakten nur eingeschränkt und mit kritischer Distanz verwendbar.¹⁰ Dass sich selbst bei abwägender Nutzung aus diesem vielschichtigen Quellenmaterial ein eher subjektives, bruchstückhaftes Bild ergibt, hat jüngst noch einmal Robert Gellately herausgestellt: Wir können nur diejenigen Meinungen kennen, die sich in Aussagen bei der Polizei oder vor Gericht niedergeschlagen haben, nicht aber das Meinungsbild zur Judenverfolgung in seiner gesamten Dimension.¹¹

Seit dem Erscheinen von Marlis G. Steinerts Pionierstudie über «Stimmung und Haltung der deutschen Bevölkerung im Zweiten Weltkrieg»¹² 1970 haben vor allem Ian Kershaw und Otto Dov Kulka, Sarah Gordon und Lawrence D. Stokes sowie zuletzt David Bankier mehrere und im Ergebnis unterschiedlich akzentuierte Forschungsergebnisse präsentiert. Der Quellenlage wie der regional- und alltagsgeschichtlichen Anlage der Arbeiten entsprechend sind bisher primär Studien zur öffentlichen Meinung in Bayern einerseits, zum Rhein-Ruhr-Gebiet andererseits erschienen. Thematisch konzentrieren sich diese wie andere Untersuchungen auf ereignisgeschichtliche Zäsuren der NS-Judenpolitik, so den Boykott vom 1. April 1933, die so genannten «Nürnberger Gesetze»¹³, vor allem aber das Novemberpogrom 1938. Nirgends sonst, so konstatierte schon Andreas Cser¹⁴, ist die Überlieferung so dicht wie bei den Meinungsäußerungen zur so genannten «Kristallnacht». So gesehen ist der 10. November geradezu ein Angelpunkt bei der Erforschung der allgemeinen Stimmungslage wie speziell der Einstellung zur NS-Judenpolitik. Ian Kershaw hatte bereits in seiner Studie zu Bayern den Konnex dieses Themenkomplexes zur Widerstandsforschung her-

gestellt. Inzwischen wird auch die Rettung von Juden mehr und mehr im Rahmen der Widerstandsforschung untersucht.¹⁵

II.

«Als man uns am 10. November [1938] durch die Stadt prügelte», so ein Karlsruher Opfer des Pogroms, liess die Bevölkerung «ihre Abneigung gegen dieses Vorgehen sehr deutlich erkennen. Aus ihrem Verhalten, aus ihren Blicken sah man, dass sie uns sagen wollten: ‚Wir können nichts dafür, wir haben damit nichts zu tun, wir verurteilen diese Handlungen.›^{*16} Nicht anders las ein Freiburger Augenzeuge, der Direktor des dortigen Gefängnisses, in den Gesichtern der an jenem Novemberabend an der ausgebrannten Synagoge versammelten Menschen nichts als Missbilligung und Scham.¹⁷ Selbst manchem Parteigenossen missfielen derartige Gewaltexzesse, die freilich nur in Ausnahmefällen nachhaltig ernüchternd wirkten. Während die Masse passiv verharrte, handelten Einzelne entschlossen. So packte die damals 16-jährige Hildegard Wöhrle kurzerhand zu, als ein älterer Mann seine auf dem Weg zur Sammelstelle im Handwagen transportierte Frau aus Kräftermangel nicht länger ziehen konnte. Erst die Schläge eines Uniformierten, der sie als «Judensau» titulierte, liessen die junge Frau vor Schmerz loslassen.¹⁸ Spontan reagierte auch ein Student der Elektrotechnik, der unter vielen Zuschauern auf dem Karlsruher Marktplatz beobachtete, wie Juden zum dortigen Polizeirevier geprügelt wurden. Seiner Empörung über die Ungeheuerlichkeit dieser «rohen Vorgänge» machte er ungeachtet möglicher Konsequenzen lautstark Luft. «Plötzlich wurde die Menge auf mich aufmerksam», so seine Zeugenaussage 1948 vor der Spruchkammer, «und man begann, gegen mich Stellung zu nehmen und sodann mich tätlich anzugreifen.»¹⁹ Nachträglich erfuhr er von mitanwesenden Kommilitonen, dass einige Reihen vor ihm Professor Alfons Bühl, ein Vorkämpfer der

«deutschen Physik» und fanatischer Antisemit, die um ihn Stehenden erst eigentlich aufmerksam gemacht hatte. Mit Schmähungen wie «Judenknecht» forderte Bühl die Menge zu Übergriffen auf. Trotz seines Rückhalts bei dem späteren (Nachkriegs-)Rektor der Fridericiana, Hermann Backhaus, verlor der mutige Student, den die Gestapo zunächst in Haft genommen hatte, in der Folge seine Stelle als Hilfsassistent.

Diese Beispiele: das hilfsbereite Zupacken einer 16-Jährigen und der mutige Protest eines Studenten einerseits, das Anheizen der Pogromstimmung andererseits verdeutlichen die Breite des Reaktionsspektrums. Die Quellen beschränken sich freilich meist darauf, die bloße Tatsache des Handelns zu dokumentieren; nur selten kennen wir die jeweiligen Motive oder Konsequenzen. Ob der junge Elektrotechniker jemals zuvor oder danach in aller Öffentlichkeit seinen Abscheu äusserte, wissen wir so wenig, wie wir den Grund für Hildegard Wortes Geste der Hilfsbereitschaft kennen: Mitleid, ein Reflex anerzogener Höflichkeit besonders gegenüber Älteren, schlichte Empörung? Bei der Frage nach Gründen für Kritik, Widerspruch und nonkonformes Handeln stösst die historische Analyse, wie Ursula Büttner formulierte, offenkundig an Grenzen.²⁰

Mitunter hatte das Verhalten am Tag des Pogroms jedoch seine Vorgeschichte. Zu denen, die ihre Entrüstung äusserten, gehörte der Karlsruher Stadtbaudirektor Siegfried Kemmer, seit 1937 Mitglied der NSDAP, Blockhelfer und SA-Truppführer.²¹ Wie selbst manchem Parteigenossen ging ihm das Niederbrennen eines Gotteshauses, die Drangsalierung vieler nach bürgerlichem Anstandsdenken honoriger Menschen zu weit, wie er gegenüber seiner in so genannter Mischehe lebenden jüdischen Nachbarin betonte. Kemmer, so die Zeugin, habe bereits die Schaufahrt der badischen Sozialdemokraten scharf kritisiert. Auch sei er ihr gegenüber nach 1933 gleich-

bleibend freundlich und hilfsbereit geblieben. Dennoch blieb Kemmer, dessen fortgesetzte Hilfe für diese Nachbarin Goldine Zweifel noch zu schildern sein wird, durchaus ein mehr als nur formaler Nationalsozialist, der die Judenpolitik grundsätzlich billigen mochte. Andere, deren Reaktion am 10. November 1938 nicht dokumentiert ist, hatten hingegen noch in der Frühphase der «Macht ergreifung» ihr Festhalten an den humanitären wie rechtsstaatlichen Prinzipien demonstriert. So setzte sich der Vorstandsvorsitzende der Badischen Rechtsanwaltskammer, Eduard Dietz, im März 1933 beharrlich (und mit der Konsequenz, dass er seines Amtes enthoben wurde) für das widerrechtlich inhaftierte Vorstandsmitglied Ludwig Marum ein.²² Einigermassen erstaunt die konsequente Mandatswahrnehmung selbst durch einen regimetreuen Anwalt, der seinen jüdischen Mandanten bis vor das Reichsfinanzgericht vertrat. «Eine jüdische Geschäftsfreundin», schrieb der in Frankreich überlebende Julius Wälder, «empfahl mir Herrn Kletti, [...] [der] ihren Bruder, dessen Söhne sowie andere Juden gegen Angriffe der Partei sehr mutig und erfolgreich vertreten hatte. [...] Nach Prüfung meines Falles», so der Rechtsuchende, der in seiner Heimatstadt Nürnberg keinen Verteidiger gefunden hatte, «hat mir Herr Kletti gesagt, dass an mir ein empörendes Unrecht begangen worden ist, dessen Beseitigung sein persönliches und berufliches Gewissen von ihm verlange.» Die Reaktion der Nürnberger Anwaltschaft scheint in der stadtbekannt Feindschaft Wälders mit dem «Frankenführer» Julius Streicher begründet, der den Textilhändler seit einem verlorenen Beleidigungsprozess 1931 mit dem Tode bedrohte. Auch dies illustriert den Ausnahmecharakter der Mandatswahrnehmung. Umgekehrt ist der Missbrauch des Klientenverhältnisses nur relativ selten dokumentiert. So hatte sich ein später in Freiburg niedergelassener Anwalt an treuhänderisch übertragenem jüdischem Eigentum bereichert und insgesamt sieben Immobilien in seinen Besitz gebracht.²³

Die nationalsozialistische Judenpolitik zielte von Anbeginn auf Verdrängung und Ausgrenzung. Eine erste Form des Widerstandes war also bereits die Fortsetzung beruflicher, nachbarschaftlicher oder freundschaftlicher Beziehungen. Vor die Wahl gestellt, sich von seinem jüdischen Sozium Morgenroth zu trennen oder aus dem NS-Rechtswahrerbund ausgeschlossen zu werden, zeigte der Mannheimer Rechtsanwalt Dr. Friedrich Moekel demonstrative Solidarität.²⁴ Ganz ähnlich verhielten sich die Karlsruher Kollegen Reinhard Anders und Hermann Kessler, beide Sozium eingeführter jüdischer Anwälte. Die gegenteilige Erfahrung machte Julius Gutmann. «Wegen seiner jüdischen Abstammung kam es bald nach der sogenannten nationalsozialistischen Machtergreifung im April 1933 zum persönlichen Zerwürfnis zwischen ihm und seinem nichtjüdischen, nationalsozialistisch eingestellten Sozium Dr. Haas und zur Auflösung der Sozietät.»²⁵ Gutmann, der fortan allein praktizierte, hatte bereits 1935 keinerlei Geschäftsvorgänge und lebte vom Erlös seiner verpfändeten Büromöbel. Nicht nur hier bestätigt sich der Befund von Wolfgang Benz, dass es am ehesten jüdischen Ärzten gelingen konnte, eine nichtjüdische Klientel zu halten.²⁶ Dass ein Parteifunktionär seine Kinder weiterhin vom renommierten Chef der Karlsruher Kinderklinik behandeln liess, war sicherlich kein Beweis oppositioneller Gesinnung. Dennoch veranschaulicht das im Spruchkammerverfahren angeführte Fortbestehen des Patientenverhältnisses die Schwierigkeiten des Regimes, solche langjährigen Bindungen zu lösen.

Mit der beruflichen und wirtschaftlichen Verdrängung ging die gesellschaftliche Isolierung einher. Marion Kaplan hat jüngst die Bedeutung simpler kommunikativer Gesten herausgestellt: das Grüssen im Treppenhaus und auf der Strasse oder die fortgesetzte Konversation unter Nachbarn und Bekannten. Frauen, so ihr Urteil, litten, weil primär an das häusliche Umfeld gebunden, ohnehin mehr unter der zunehmenden Ausgrenzung als die noch grösstenteils be-

rufstätigen Männer. Wie viel ihnen der Gruss als Zeichen immerhin der Wahrnehmung, vielleicht sogar des Respekts bedeutete, bestätigen die häufigen Erwähnungen in den Entlastungsschreiben der Nachkriegszeit. «Es war ihm selbstverständlich und zeugte von seiner aufrechten Haltung», so die schon genannte Goldine Zweifel, «mich stets in der Öffentlichkeit zu grüssen.»²⁷ «Ich vergesse nie», schrieb demgegenüber eine Zeitzeugin über die einzige noch 1937 in der Karlsruher Fichteschule verbliebene jüdische Schülerin, «wie Marianne allein, traurig, von allen gemieden an der Schulhofmauer stand.»²⁸ Oberlandesgerichtsrat Gerhard Caemmerer, der von Februar bis April 1945 drei Juden in einer Gartenlaube versteckte, wies seine 7- bis 11-jährigen Töchter eigens an, gerade die jüdischen Stadtteilbewohner zu grüssen. «Überraschende Akte nachbarschaftlichen Anstands – und sei es nur ein morgendlicher Gruss –«, so Marion Kaplans ambivalentes Urteil, «bedeuteten eine grosse Erleichterung für die immer stärker isolierten Juden, konnten aber auch falschen Optimismus begründen. Sie sprachen dafür, dass nicht alle Deutschen ‚so‘ waren, dass es auch ‚gute Deutsche‘ gab. [...] Es war diese Zwiespältigkeit – kleine Freundlichkeiten auf der einen, Niedertracht auf der anderen Seite –, die für viele Juden die Einschätzung der Gefahr so komplizierte.»²⁹

Tatsächlich gab es über die kleine Geste hinausgehende Beispiele fortgesetzter Bekanntschaft und Freundschaft. Der Mannheimer Physiker Carl Hermann und seine Frau Eva luden die jüdischen Ehefrauen zweier Kollegen allwöchentlich zu ihren «Shakespeare-Abenden» ein, lasen englischsprachige Literatur und hörten schliesslich nach Kriegsbeginn die Nachrichten der BBC. Einzelne setzten zumindest vorläufig die gemeinsamen Wanderungen im Schwarzwald fort und hielten ihre Kinder an, den am Sabbat fehlenden jüdischen Schulkameraden die Hausaufgaben zu bringen. Vielfach endete der Kontakt jedoch nach Verwarnungen durch Nach-

barn, Parteigenossen oder den allgegenwärtigen Blockwart. Zumeist noch 1933 vollzogen etliche Vereine vorausseilend gehorsam den Ausschluss jüdischer Mitglieder. Dass sie vielerorts unerwünscht waren, prangte Juden alsbald schon am Ortseingang entgegen. «Ich durfte ja kein Theater, Kino, Konzert oder sonstige kulturelle Veranstaltungen besuchen», erinnerte sich die Karlsruher Schauspielerin Eva Schwall im Wiedergutmachungsverfahren. «Jede Wirtschaft trug das Schild Juden unerwünscht», selbst Spaziergänge im .deutschen Wald» waren mir verboten [...].»³⁰

Umso beachtlicher erscheint die allgemeine Anteilnahme an einem Einzelschicksal, die freilich weniger dem Juden als dem unter so demütigenden Umständen verstorbenen Politiker galt. Anfang April 1934 nahm eine mehr als tausend Menschen grosse Trauergemeinde Abschied von dem am 29. März im nahen KZ Kislau zu Tode gekommenen Karlsruher Rechtsanwalt, SPD-Reichstagsabgeordneten und Staatsminister Ludwig Marum. Doch längst nicht nur Parteifreunde erwiesen jenem Mann die letzte Ehre, dessen Verhaftung und Verschleppung ins Gerichtsgefängnis und spätere Verbringung ins KZ in öffentlicher Schau Fahrt im Jahr zuvor erhebliches Aufsehen erregt hatte. Wenngleich vielen Trauergästen nur die offizielle Version des Selbstmordes, nicht aber die von einem der Familie befreundeten Arzt bestätigte Tatsache der Ermordung bekannt war,³¹ bekam ihre Anteilnahme den Charakter einer Demonstration. Sorgsam registrierte denn auch der Staat das Niederlegen von Blumen als letzte Geste der Solidarität und Trauer.

Auf wenig Widerspruch und mitunter eher auf stillschweigendes Ignorieren traf der wohl intimste Eingriff in die Beziehungen von Juden und Nichtjuden, das so genannte «Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre» vom 15. September 1935.³² Fortan war die Eheschliessung wie insgesamt jeder sexuelle Kontakt zwischen Juden und Nichtjuden verboten sowie wegen un-

terstellter Lüsternheit des Arbeitgebers auch die Weiterbeschäftigung von Dienstmädchen und Haushälterinnen unter 45 Jahren untersagt. Von den älteren, oft seit Jahrzehnten für die Familie arbeitenden Frauen ging die eine oder andere sogar mit ins Exil. Die jüngeren, so Marion Kaplan, verloren – je nach Einstellung – eine inzwischen als peinlich empfundene Arbeitsstelle oder aber häufig auch *ihr* Zuhause und *ihre* Familie. Zeitverzögert um ein halbes Jahr registrierte der Lagebericht des Generalstaatsanwalts einen Anstieg der Verfahren wegen so genannter Rassenschande. Besonders in Mannheim, der Stadt mit der grössten jüdischen Gemeinde des Landes, sei das Rassebewusstsein wenig ausgeprägt.³³ Unter den aktenkundig gewordenen Fällen war der zweier Verlobter, die nach der Strafverbüssung emigrieren konnten und den Mannheimer Behörden mit einer Postkarte aus London ihre Vermählung anzeigten. Vergleichsweise glimpflich war ein der Rassenschande angeklagter Karlsruher Rechtsanwalt davongekommen, der eine Liaison mit einer Kellnerin unterhalten hatte. Obwohl er durch die NS-Presse bereits vorverurteilt war, gelang es der Anwaltskammer, die Rechtschaffenheit des Kollegen glaubhaft zu machen. Ihrer Auffassung nach unterhielten die beiden eine rein platonische, auf das gemeinsame Hören von Schubert-Sonaten beschränkte Beziehung, die nach Erlass der Nürnberger Gesetze gänzlich eingestellt worden war.³⁴ Der Betroffene erhielt lediglich einen Verweis. Von wiederholt milder Strafpraxis in so genannten Rassenschandeverfahren berichtet Michael Kissener. Der Freiburger Landgerichtsdirektor Eugen Fitzer habe sich dabei nicht nur gegen den als strammen Parteigenossen berückichtigten Staatsanwalt, sondern explizit gegen gängige Rechtspraxis gestellt. «Berücksichtigt man», so Kissener, «dass ganz grundsätzlich Verfahren mit jüdischer Beteiligung als Prüfstein für die innere Einstellung der Richter galten, so wird man [dies] nicht anders denn als ‚mutig‘ bezeichnen können.»³⁵ Dass der Vorwurf der Rassenschande oft genug für egoistische Zwecke in-

strumentalisiert wurde, war nicht nur Fitzer bewusst. So hatte etwa ein Kläger das Sorgerecht für die gemeinsame Tochter mit der Behauptung erstreiten wollen, die Noch-Ehefrau prostituiere die 14-Jährige an Juden.³⁶

Die Distanzierung vieler Badener von den Gewaltexzessen der sogenannten «Reichskristallnacht» wurde eingangs ausführlich geschildert. Überraschen mag hingegen, dass selbst Gauleiter Robert Wagner gegenüber dem Heidelberger Kreisleiter sein Befremden geäußert haben soll. Mit aller quellenkritischen Vorsicht sah Andreas Cser hier ein Indiz für die Konzeption einer eigenen, zwei Jahre später im Oktober 1940 realisierten Judenpolitik.³⁷ Diese, die Deportation der badischen gemeinsam mit den Saarpfälzer Juden in das unbesetzte Frankreich, stiess nach offizieller Darstellung dann jedoch auf allenfalls marginale Anteilnahme in der Bevölkerung. «Die Abschiebung der Juden», so lapidar der Bericht des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD, «ist in allen Orten Badens und der Pfalz reibungslos und ohne Zwischenfälle abgewickelt worden.»³⁸

Der eklatanteste Unterschied zum Novemberpogrom, so auch Cser, ist die geringe Zahl von Augenzeugenberichten und Fotos sowie das Fehlen von Prozessunterlagen aus der Zeit nach 1945. Den publizierten Lageberichten ist kaum mehr als die Vollzugsmeldung zu entnehmen. Dabei konnte es in einer Grossstadt wie Karlsruhe kaum unbemerkt bleiben, dass annähernd tausend Menschen zusammengepfercht in einer Passage unter dem Bahnhofsvorplatz fast einen Tag auf das Eintreffen ihrer nordbadischen Leidensgenossen warten mussten. Doch die mit dem Massenexodus zwischen November 1938 und August 1939 dezimierte und vornehmlich aus älteren und alten Menschen bestehende jüdische Gemeinde war nunmehr so sehr an den Rand der Gesellschaft gedrängt, dass viele sie nicht einmal mehr mit Gleichgültigkeit betrachteten, sondern einfach nicht wahrnahmen. Dass nach der Deportation überhaupt noch Juden in Baden lebten, sah man nach der Stigmatisierung durch den gelben Stern 1941 einigermassen mit Erstaunen.



*Abb. 2: Judendeportation am 22. Oktober 1940 in
Kippenheim/Baden*

Kippenheim ist einer der wenigen Orte, von dem Fotos über die Deportation am 22. Oktober 1940 überliefert sind. Wilhelm Fischer aus Dörlinbach hatte sie heimlich aufgenommen. Seine Kamera versteckte er in einem Schuhkarton, der auf dem Gepäckträger seines Fahrrads befestigt war. Die Fotos wurden erst 1995 nach dem Ableben Fischers der Öffentlichkeit bekannt.

Die Kippenheimer Juden waren von der Aktion vollkommen überrascht. Die NS-Schergen schreckten nicht davor zurück, auch alte und gebrechliche Menschen aus ihren Wohnungen zu zerren, wie die 97-jährige Mathilde Wertheimer aus der Friedhofstrasse 5. Als der Zug den Kippenheimer Streckenabschnitt passierte, konnten sie zum letzten Mal ihren Heimatort sehen. Einige sollen mit Abschiedsworten beschriebene Zettel aus dem Fenster geworfen haben, die sich in den Hecken des Bahndammes verfangen. Auf dem Wege der Auswanderung konnten noch zwölf der 31 in Gurs internierten Kippenheimer das Lager verlassen, wie die Familie Maier mit den Kindern Kurt und Heinz und die hochbetagte Mathilde Wertheimer, die 1946 im Alter von 103 Jahren in New York verstarb.

Freilich waren die Juden in Baden auch in der Zeit von 1939 bis 1940 nicht bei jedem gänzlich aus dem Bewusstsein verdrängt. Die Unterstützung für Freunde, Bekannte und Arbeitskollegen bei der Emigration, die Ruth Andreas-Friedrich beschreibt – Erledigung von Besorgungen, Handanlegen beim Kofferpacken, schliesslich Begleitung zum Bahnhof –, hat es natürlich auch im deutschen Südwesten gegeben. Karl Siegfried Bader, selbst wegen seiner inzwischen geschiedenen jüdischen Ehefrau nicht in den Staatsdienst übernommen, schreibt etwa von logistischer Hilfe bei der Beschaffung von Bürgschaften. Den Auftrag, den die Berliner Tagebuchautorin zum Abschied vielfach erhielt: «Denk' an meine Mutter! Kümmere Dich um Tante Johanna!», diesen Auftrag nahmen auch Badener wie Hermann Maas, Marie Baum, Gertrud Luckner und die erwähnten Eheleute Hermann ernst. So unterstützte Hermann Maas die in Heidelberg zurückbleibende Tochter des berühmten Juristen Max Hachenburg, besuchte Eva Hermann regelmässig zwei nach der Emigration von Verwandten vereinsamte jüdische Damen. Die Hermanns, aber auch Stadtpfarrer Maas, Marie Baum und Gertrud Luckner schickten Pakete an die Opfer der frühen Deportationen.³⁹ Es hebt ihren Mut, ihren Einsatz und ihre Leistung noch hervor, wenn gesagt werden muss, dass solches Handeln die Ausnahme war: Den Gesamtbefund von weitgehender Gleichgültigkeit, von Zustimmung zwar nicht zu Gewaltexzessen und Pogromen, durchaus aber zur Verdrängung und Entrechtung von Menschen, die sich doch lange Zeit vor aller Augen vollzog – diesen Gesamtbefund vermögen die (insgesamt gesehen verschwindend wenigen) Beispiele solidarischen Verhaltens und Handelns nicht zu verändern. Ganz im Gegenteil zeigen Dokumente zur Judendeportation die Bereitschaft etlicher, daraus auch bedenkenlos Profit zu schlagen.⁴⁰

III.

Ian Kershaws Befund einer (zuletzt sicherlich auch auf Einschüchterung zurückgehenden) weitgehenden Teilnahmslosigkeit bei all jenen Massnahmen, die auf pseudorechtlicher Grundlage erfolgten, lässt sich am badischen Beispiel gerade für die Jahre 1939 und 1940 bestätigen. Wenn überhaupt, so konstatierten die Stimmungsberichte der jeweiligen Oberstaatsanwälte Passivität und Ruhe in der Bevölkerung, zuletzt sogar das mitleidlose Feilschen um die letzte Habe der Deportierten. Die am 10. November 1938 vielfach artikulierte und gerade für den deutschen Südwesten⁴¹ konstatierte Empörung war weitgehend folgenlos verpufft. Wenige nur sahen sich in ihrer nonkonformen Haltung bestärkt und gingen konsequent den Weg der Hilfe und Unterstützung: so der erwähnte Stadtbaudirektor Siegfried Kemmer, der schliesslich 1944 seine Nachbarin bei Verwandten in Kaiserslautern versteckte, so auch die Mannheimer Eheleute Hermann, die Anfang 1943 ein aus Berlin geflüchtetes Ehepaar in ihrer Wohnung verbargen.⁴² Am generellen Befund ändert ihr couragiertes Tün ebensowenig wie das an anderer Stelle dieses Bandes geschilderte Handeln von Menschen wie Gertrud Luckner, Hermann Maas oder Heinrich Middendorf: an dem Befund nämlich, dass selbst in jenem vielgepriesenen «liberalen Musterland» (in dem sicherlich auch die ihm zuge dachte Vorreiterfunktion in der rassistischen Judenpolitik einschüchternd wirkte) das bodenständige «Misstrauen gegenüber Moden, Neuerungen und Bewegungen»⁴³ nur im Einzelfall zur Maxime des Handelns der Menschen wurde.

Anmerkungen

- ¹ Ruth Andreas-Friedrich, *Der Schattenmann. Tagebuchaufzeichnungen 1938-1945*. Frankfurt a.M. 1984, S. 7, hier S. 30.
- ² *Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (So-pade) 1934-1940*. Bd. 5. Frankfurt a.M. 1980, S. 1204.
- ³ Vgl. insbesondere den Abschnitt «Reaction of the People to the Events Described» in seinem Bericht vom 12. November 1938, in: Paul Sauer (Bearb.), *Dokumente über die Verfolgung der jüdischen Bürger in Baden-Württemberg durch das nationalsozialistische Regime 1933-1945*. Bd. 2. Stuttgart 1966, S. 37.
- ⁴ Ian Kershaw, *Antisemitismus und Volksmeinung. Reaktionen auf die Juden-verfolgung*, in: Martin Broszat, Elke Fröhlich (Hrsg.), *Bayern in der NS-Zeit*. Bd. 2: *Herrschaft und Gesellschaft im Konflikt*. München, Wien 1979, S. 281-348, hier S. 332.
- ⁵ Wolfgang Benz, *Die Deutschen und die Judenverfolgung. Mentalitätsgeschichtliche Aspekte*, in: Ursula Büttner (Hrsg.), *Die Deutschen und die Juden-verfolgung im Dritten Reich*. Neuausgabe Frankfurt a.M. 2003, S. 69-85, hier S. 78.
- ⁶ David Bankier, *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat. Die «Endlösung» und die Deutschen. Eine Berichtigung*. Berlin 1995, S. 7.
- ⁷ Ursula Büttner, *Die deutsche Gesellschaft und die Judenverfolgung – ein Bericht über Forschungserträge und ungelöste Fragen*, in: dies. (Hrsg.), *Die Deut-schen und die Judenverfolgung* (wie Anm. 5), S. 13-46, hier S. 28.
- ⁸ Heinz Boberach (Hrsg.), *Meldungen aus dem Reich. Die geheimen Lagebe-richte des Sicherheitsdienstes der SS 1938-1944*. 18 Bde. Herrsching 1984; ders., *Überwachungs- und Stimmungsberichte als Quellen für die Einstellung der deut-schen Bevölkerung zur Judenverfolgung*, in: Ursula Büttner (Hrsg.), *Die Deut-schen und die Judenverfolgung* (wie Anm. 5), S. 47-68.
- ⁹ Z. B. Jörg Schadt (Bearb.), *Verfolgung und Widerstand unter dem National-sozialismus in Baden. Die Lageberichte der Gestapo und des Generalstaatsan-walts Karlsruhe 1933-1940*. Stuttgart u.a. 1976.
- ¹⁰ *Deutschland-Berichte* (wie Anm. 2).
- ¹¹ Robert Gellately, *Hingeschaut und weggesehen. Hitler und sein Volk*. Stutt-gart, München 2002, S. 193.
- ¹² Marlis G. Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen. Stimmung und Haltung*

der deutschen Bevölkerung im Zweiten Weltkrieg. Düsseldorf, Wien 1970, hier S. 236-263; ferner (stellvertretend für etliche Publikationen) Ian Kershaw, *Popular opinion and political dissent in the Third Reich. Bavaria 1933-1945*. Oxford ²2002; Bankier, *Öffentliche Meinung* (wie Anm. 6).

¹³ Otto D. Kulka, *Die Nürnberger Rassegesetze und die deutsche Bevölkerung im Lichte geheimer NS-Lage- und Stimmungsberichte*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 32 (1984), S. 582-624.

¹⁴ Andreas Cser u.a. (Bearb.), *Geschichte der Juden in Heidelberg*. Heidelberg 1996.

¹⁵ Vgl. zuletzt Angela Borgstedt, *Hilfe für Verfolgte*, in: Peter Steinbach / Johannes Lüchel (Hrsg.), *Widerstand gegen den Nationalsozialismus*. Bonn 2004, S. 307-321.

¹⁶ *Deutschland-Berichte* (wie Anm. 2), Bd. 6 (1939), S. 926f.

¹⁷ Heiko Haumann / Hans Schadek (Hrsg.), *Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau*. Bd. 3: *Von der badischen Herrschaft bis zur Gegenwart*. Sigmaringen 1992, S. 332.

¹⁸ Josef Werner, *Das Schicksal der Karlsruher Juden im «Dritten Reich»*, in: *«Das Geheimnis der Erlösung heisst Erinnerung»*. Dokumentation. Karlsruhe 1988, S. 46-54, hier S. 49.

¹⁹ *Protokoll der Einvernahme des Zeugen W. Türk beim öffentlichen Kläger*, 30. Oktober 1948, GLA (Generallandesarchiv Karlsruhe) 465a/ 51/68/813.

²⁰ Büttner, *Gesellschaft* (wie Anm. 7), S. 30.

²¹ Zum Folgenden vgl. GLA 465a/51/5/4345a.

²² Vgl. GLA 69 Rechtsanwaltskammer Karlsruhe Nr. 209. Die Akte dokumentiert die Intervention bei Polizei, Innen- und Justizminister. Pikant war die Gelegenheit, weil Marum einst erfolgreich eine Beleidigungsklage des damaligen Ministers Adam Remmeles gegen den nunmehrigen Innenminister vertreten hatte.

²³ Vgl. STAFR (Staatsarchiv Freiburg) F 196/2 Nr. 1862.

²⁴ GLA 465C/995.

²⁵ *Urteilsbegründung des Landgerichts Karlsruhe, Entschädigungskammer I*, 15. November 1960, GLA 480 EK 3864. Zum Folgenden vgl. GLA 69 Rechtsanwaltskammer Karlsruhe Nr. 212.

²⁶ Benz, *Mentalitätsgeschichtliche Aspekte* (wie Anm. 5), S. 75.

²⁷ *Goldine Zweifel an die amerikanische Militärregierung Karlsruhe*, 27. September 1945, GLA 465a/51/5/4345a.

- ²⁸ Vgl. Josef Werner, Hakenkreuz und Judenstern. Das Schicksal der Karlsruher Juden im Dritten Reich. Karlsruhe²1990, S. 105.
- ²⁹ Marion Kaplan, Der Mut zum Überleben. Jüdische Frauen und ihre Familien in Nazideutschland. Berlin 2001, S. 62 f.
- ³⁰ Eva Schwall an das Amt für Wiedergutmachung, 1. November 1950, GLA 480 EK 3003.
- ³¹ Einer der Schergen hatte sich wenige Tage danach mit der Tat gebrüstet und war daraufhin nach Aussage eines Mittäters vom Gauleiter persönlich mit Erschiessen bedroht worden. Vgl. GLA/465a/51/69/84.
- ³² Reichsgesetzblatt, Jahrgang 1935, Teil I, S. 1146f.
- ³³ Bericht vom 18. Oktober 1937, Bl. 183, GLA 309/1204.
- ³⁴ Vgl. GLA 240/Zug. 1997/38 Nr. 1650.
- ³⁵ Michael Kissener, Zwischen Diktatur und Demokratie. Badische Richter 1919-1952. Konstanz 2003.
- ³⁶ Lagebericht des Generalstaatsanwalts vom 18. Oktober 1937, GLA 309/1204.
- ³⁷ Cser, Juden in Heidelberg (wie Anm. 14), S. 504.
- ³⁸ Sauer, Dokumente Bd. 2 (wie Anm. 3), S. 241.
- ³⁹ Vgl. Else Rosenfeld / Gertrud Luckner (Hrsg.), Lebenszeichen aus Piaski. Briefe Deportierter aus dem Distrikt Lublin 1940-1943. München 1968; Hans-Joachim Fliedner, Die Judenverfolgung in Mannheim 1933-1945. Stuttgart u.a.²1991.
- ⁴⁰ Vgl. Michael Kissener, «Betr.: Massnahme aus Anlass des Krieges». Ein Dokument über die Veräusserung jüdischen Vermögens in Baden 1940, in: Ulrich Niess / Michael Caroli (Hrsg.), Das Gedächtnis der Verwaltung und ein Haus der Geschichte. Stadtarchivarbeit im 21. Jahrhundert. Ubstadt-Weiher, Basel 2003, S. 553-560.
- ⁴¹ Vgl. Ian Kershaw, The Persecution of the Jews and German Popular Opinion in the Third Reich, in: Leo Baeck Institute Year Book 26 (1981), S. 261-289, hier S. 277.
- ⁴² GLA Karlsruhe 507/4958; ferner Angela Borgstedt, Eva und Dr. Carl Hermann. Zwei Mannheimer Quäker und ihre Hilfe für Verfolgte des NS-Regimes, in: Badische Heimat 79 (1999), S. 183-189.
- ⁴³ Lotte Paepcke, Unter einem fremden Stern. Geschichte einer deutschen Jüdin. Neuauflage Freiburg, Basel, Wien 2004, S. 85.

Judenverfolgung und Judenrettung

Die Politik des Vatikans

Heribert Smolinsky

Im Vorfeld bedarf es einer Begründung, warum dieser Beitrag im Kontext einer Thematik geleistet wird, die von ihrer Konzeption her regional begrenzt ist. Eigentlich lässt sie sich leicht erbringen. Das Argument lautet: Wenn über die Judenrettung in der oberrheinischen Region gesprochen wird, so könnte das eine perspektivische Verzerrung mit sich bringen. Die Shoa fand erstens im Wesentlichen nicht im deutschen Südwesten und zweitens nicht einmal in Deutschland statt, wenn sie auch von Deutschen geplant und ausgeführt worden ist.

Daher dürfte es nicht uninteressant sein, zunächst in einem – zugegebenermassen flüchtigen – Überblick etwas zur Politik des Vatikans auszuführen, zu dessen Kenntnissen und Aktionen, Erfolgen und Misserfolgen in einer der schwierigsten Zeiten der Geschichte der letzten Jahrhunderte. Immerhin gilt die Spitze der römisch-katholischen Kirche als eine der wenigen Institutionen, die sich, wenn auch in vermutlich geringerem Masse als meist behauptet, für die Judenrettung einsetzte und dabei auch mit den Ländern befasst war, die im weit höheren Grade als Deutschland von der Vernichtung betroffen waren. Wir stellen also das Mikroskop der historischen Wahrnehmung zunächst sehr unscharf ein, damit wir die Landkarte im grossen Massstab sehen, um es in den nächsten Beiträgen scharf auf das Kleinere zu fokussieren.

Die zu beweisende These der folgenden Ausführungen lautet, dass die vatikanische Politik sich sehr wohl um die Judenrettung be-

mühte und Erfolge hatte, aber eventuell nicht alle ihre Möglichkeiten ausschöpfte. Darüber wird am Ende dieses kurzen Beitrags zu reflektieren sein. Um diese These zu beweisen, wird in folgenden Schritten vorgegangen. Als Erstes sind einige Vorbemerkungen zur Frage der Judenverfolgung und Judenrettung zu machen, die bei unserem Thema beachtet werden müssen. Zweitens gilt es, nach den Strukturen und Möglichkeiten der vatikanischen Politik zu fragen. Drittens sollen einige Beispiele des Bemühens um Judenrettung vorgeführt werden. Viertens ist kurz auf die römische Situation einzugehen, ehe fünftens eine Art Schlussreflexion geboten wird.

1. Vorbemerkungen zum Thema «Judenverfolgung und Judenrettung»

Wer sich mit dem hier zu behandelnden Thema befasst, muss sich zu Beginn über einige Bedingungen im Klaren sein. Die erste Bedingung lautet: Es ist einmal strikt zu unterscheiden zwischen der Zeit von 1933 bis 1939, wo im Wesentlichen Deutschland und ab 1938 Österreich, viel weniger das faschistische Italien Mussolinis, der Ort beginnender Judenverfolgung war, und der Zeit des Krieges zwischen 1939 und 1945, als die Eroberungen Nazideutschlands und seiner Verbündeten eine neue Situation schufen und Osteuropa sich zum Schauplatz einer Judenvernichtung sondergleichen entwickelte. Weiter betrieb im Zweiten Weltkrieg der Vatikan eine Politik der strikten Neutralität, vermutlich verbunden mit der Hoffnung, auf diese Art sich als Vermittler bei einem möglichen Waffenstillstand anbieten zu können. Das entsprach der Politik im Ersten Weltkrieg, wo die römische Kurie ebenfalls diese Linie beibehalten hatte und neutral geblieben war. Natürlich ist zu fragen, ob man diese beiden Kriege vergleichen kann, aber wir müssen diese Sicht zunächst einmal zur Kenntnis nehmen, auch wenn das Verhalten

Roms, das sich daraus ergab, viel kritisiert wird. Das Prinzip der Neutralität verhinderte, dass man gegen irgendeine der Kriegsparteien eine kirchliche Verurteilung – die auch die Frage der Judenvernichtung hätte einschliessen können – aussprach. Schliesslich ist die Tatsache zu beachten, dass es in den verschiedenen Ländern jeweils durchaus unterschiedliche Rassengesetze gab, sowie die Frage, wie weit die Deutschen Zugriff auf die einzelnen Länder hatten bzw. wie weit sie diese zu Deportationen in die Vernichtungslager zwingen konnten. Hier gab es deutliche Unterschiede, wenn wir etwa an das besetzte Polen und die südosteuropäischen Satellitenstaaten denken.

2. Bemerkungen zu Strukturen und Möglichkeiten der vatikanischen Politik

Die vatikanische Politik und ihre Träger, in ihrer Kontinuität wohl die älteste Organisation dieser Form in der Welt, hatten sich im Laufe der Jahrhunderte im Wesentlichen drei Instrumente und Strukturen geschaffen, die ihr Handeln bestimmten. An ihrer Spitze stand letztlich, vielleicht nicht immer direkt sichtbar, der Papst als Souverän, damals in den 30er Jahren Pius XI (1922-1939) und seit 1939 Pius XII. (1939-1958). Das Instrument der Aussenpolitik war und ist das Staatssekretariat mit dem Kardinalstaatssekretär an der Spitze. In den einzelnen Ländern existierten vor Ort als Vertreter des Papstes die Nuntien in ihren verschiedenen Abstufungen (Pro-nuntius, Internuntius). Falls diese fehlten, gab es etwa päpstliche Geschäftsträger. Ihre Aufgabe war und ist zweifach: Einmal sollten sie Kontakte zu den jeweiligen Regierungen halten und zweitens die Lage der lokalen Kirche beobachten. Das regionale Staatskirchenrecht und vor allem evtl. existierende Konkordate konnten ihnen darüber hinaus weitere Aufgaben bzw. Handlungsmöglichkeiten zuteilen. Daher war in Ländern, mit denen Konkordate abgeschlos-

sen waren, das Agieren der Nuntien zumindest theoretisch erleichtert. Dass dies allerdings für Deutschland in Bezug auf die Judenhilfe kaum der Fall war, sei jetzt schon gesagt. Natürlich spielten auch die lokalen Bischöfe in der vatikanischen Politik eine Rolle, konnten sie doch wertvolle Informationen liefern, Aktionen anregen oder sich als Hilfe anbieten. Das weite Feld der Kontakte und Beziehungen, die jede Politik durchdringen, muss hier weggelassen werden – und es ist auch schwer zu eruieren, da vieles davon, nicht zuletzt aus Geheimhaltungsgründen, nicht dokumentiert wurde.

Zwei weitere Aspekte sind noch zu beachten. Der erste ist die Frage nach dem Hauptziel der vatikanischen Politik, das ja auch zur Zeit der Shoa nicht aufgegeben wurde. Es dürfte lauten: Sicherung der Religion und der Kirche, hier im Wesentlichen der römisch-katholischen. Man kann es auch anders sagen: Sicherung der orthodoxen Lehre und der Seelsorge in den jeweiligen Ländern. Hier liegen Stärken, aber auch Grenzen der römischen Politik. Stärken insofern, als die vatikanische Politik sich nie ganz von einem Staat vereinnahmen liess; Grenzen, weil der Blick über die eigene Institution hinaus oft sehr verengt war und Hilfen für Nichtkatholiken oder Nichtchristen verhinderte.

Der zweite Aspekt beinhaltet die Frage, was der Vatikan von der Judenvernichtung wissen konnte. Hierüber gibt für die Zeit des Zweiten Weltkrieges eine grosse Aktendokumentation gute Auskunft. Es handelt sich um die elfbändige Ausgabe der *Actes et Documents du Saint-Siège relatifs à la Seconde guerre mondiale*, bearbeitet im Wesentlichen von dem Jesuiten Pierre Blet unter Mit-hilfe von Burkhard Schneider und Angelo Martini. Sie ist im Vatikanstaat (Cittä del Vaticano) herausgekommen von 1965 bis 1981. Eine Prüfung zeigt als Ergebnis: Man wusste in Rom dank der Beobachtungen und Informationen der Nuntien oder anderer Quellen, die nach Rom berichteten, schon sehr früh sehr viel über die national-

sozialistische Vernichtungspolitik. Manches dürfte zunächst als Gerücht erschienen sein oder als alliierte Kriegspropaganda, aber die Vernichtung der europäischen Juden wurde schnell Gewissheit, wenn man auch den genauen Ablauf nicht kannte.

Es stellt sich die Frage, welche Möglichkeiten des Eingreifens mit dem Ziel der Hilfe für die Juden dem Vatikan zur Verfügung standen. Das war in erster Linie die Diplomatie. Sie arbeitete mit verschiedenen klassischen Instrumenten. Dazu gehörte die Demarche, also ein diplomatischer Schritt mit dem Ziel der Einflussnahme auf die jeweilige Regierung, dazu gehörten aber auch Interventionen, persönliche Beziehungen und Briefe mehr informeller Art. Natürlich bemühte sich der Vatikan, über die jeweiligen akkreditierten Gesandten der Staaten beim Heiligen Stuhl in Rom selbst Einfluss zu nehmen. Auch mit den lokalen Bischöfen stand die päpstliche Diplomatie in enger Beziehung. Berühmt und beispielhaft ist der Briefwechsel, den Bischof Konrad Preysing von Berlin 1941 mit dem Papst in Bezug auf die Judenverfolgungen führte, wo der Berliner auf mehr Hilfe und einen öffentlichen Appell drängte.¹ Diese Klaviatur wurde eifrig gespielt; über die Erfolge wird noch zu sprechen sein. Weitere Mittel, die der Vatikan einsetzte, waren Appelle, öffentliche Reden oder päpstliche Ansprachen wie die berühmten Weihnachtsansprachen Pius' XII. Schliesslich konnte sich die päpstliche Diplomatie in Deutschland des Sankt-Raphaels-Vereins bedienen, der im 19. Jahrhundert für katholische Auswanderer zu deren Unterstützung gegründet worden war und bis 1941 bestand, als die Gestapo ihn auflöste. Mit seiner Hilfe konnten viele Juden auswandern. Aber in diesem Falle handelte es sich nur um Konvertiten, also getaufte Katholikinnen und Katholiken jüdischer Abstammung.

3. Fallbeispiele

Vatikanische Politik und Judenrettung anhand der Beispiele Slowakei und Rumänien

Für Deutschland hat Nuntius Orsenigo, der die vatikanische Politik in Berlin vertrat, im Kontext der Judenverfolgung mehrfach nach Rom berichtet, dass Interventionen bei der Reichsregierung keinen Erfolg hätten, ja sogar für die Juden gefährlich seien² – was eher seltsam klingt. Begann hier ab 1933 mit zunehmender Steigerung und später mit Deportationen die brutale Unterdrückung der jüdischen Bevölkerung, so war doch Osteuropa das Feld, wo die intensivste Hilfe notwendig war. Hier war die diplomatische Situation aufgrund der politischen Lage keineswegs einheitlich. Im von den Deutschen besetzten Polen, dem sog. Generalgouvernement, war die Nuntiatur in Warschau im September 1939 geschlossen worden, so dass dort kein Ansprechpartner mehr existierte. Wenn man bedenkt, dass die Judenvernichtung im Wesentlichen in Polen stattfand, wird deutlich, was für ein Desaster diese Tatsache für die vatikanische Politik bedeutete. In Litauen und Lettland verschwand die Nuntiatur im August 1940, in Belgrad im Juni 1941. Es verblieben damit nur noch Nuntiaturen in Ungarn (Budapest) und in Rumänien (Bukarest). In der Slowakei hatte der Vatikan einen Geschäftsträger, d.h. einen Vertreter, dessen diplomatischer Rang niedriger war.

Aus der Fülle von Möglichkeiten bezüglich der osteuropäischen Situation seien zwei Beispiele herausgegriffen: die Slowakei und Rumänien. Bei beiden Staaten handelte es sich mehr oder weniger um Ableger des nationalsozialistischen Deutschen Reiches. Daher konnte dessen Vernichtungspolitik auch auf diese Länder ausgedehnt werden, auch wenn sie dort nicht sofort mit derselben unglaublichen Schrecklichkeit wie im besetzten Polen durchführbar war. Zudem verlief die Geschichte in beiden Ländern nicht gleichar-

tig, nicht zuletzt aufgrund der politischen Bedingungen. In diesen Regionen hatte die vatikanische Politik noch Möglichkeiten. Es ist zu fragen, welche sie ausnutzte und welche Erfolge der Judenrettung zu sehen sind.

Die Slowakei

Die Slowakei war (mit Hilfe Hitlers) 1939 ein selbständiger Staat geworden mit der Hauptstadt Bratislava (Pressburg), dessen Bevölkerung im Wesentlichen katholisch war. Der Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung betrug nach einer Volkszählung vom 15. Dezember 1940 insgesamt 88'951, d.h. ca. 3%.³ Staatspräsident war bis 1945 Jozef Tiso, ein katholischer Priester;⁴ Geschäftsträger der Nuntiatur war Giuseppe Burzio. Damit ergab sich eine Konstellation, die einzigartig erscheint: Ein katholischer Theologe stand an der Spitze eines deutschen Satellitenstaates und war damit in die Problematik der Judendeportationen und der Judenvernichtung verwickelt. Es sollte sich die Frage stellen, ob unter diesen Bedingungen eine vatikanische Rettungspolitik Erfolg haben würde.⁵

Eine erste Grundlage zur Judenverfolgung legten, nachdem man kurz zuvor bereits Zwangsarbeitslager errichtet hatte, die antisemitischen Gesetze vom 9. September 1941, gegen welche der vatikanische Geschäftsträger auf Anweisung Roms schriftlich protestierte – ohne Erfolg. Ende 1941 machte Himmler den Vorschlag, die Slowakei «judenrein» zu machen. In Pressburg stimmte man den damit verbundenen Deportationen zu.⁶ Ohnehin begann das eigentliche Drama aus der Sicht der päpstlichen Diplomatie mit einer Meldung von Burzio am 9. März 1942 an den Kardinalstaatssekretär, dass eine Massendeportation von Juden nach Polen bevorstehe. Ein vorhergegangenes Gespräch Burzios mit Ministerpräsident Vojtech Tuka hatte kein Ergebnis gebracht. Das Schreiben an Rom zeigt, dass man ahnte: Viele der deportierten Juden gingen einem siche-

ren Tod entgegen. Im Juni 1942 waren schon 52'000 Juden deportiert.⁷ Am 15. Mai 1942 kam ein Gesetz, das bezüglich der Konvertierten relativ milde feststellte, es sei nur Jude, wer sich nach dem 14. März 1939, der Gründung des Staates, hatte taufen lassen.⁸

Die vatikanische Politik suchte in einer Art Zangenbewegung Einfluss auf die slowakische Regierung zu nehmen. Die eine Seite der Zange befand sich in Rom, die andere in Pressburg. Am 14. März 1942 wurde dem slowakischen Vertreter beim Heiligen Stuhl, Karol Sidor, eine Note überreicht, die in diplomatischer Absicht, d.h. um die Pläne zu stoppen, Zweifel an dem Gerücht über die Deportationen anmeldete. Man äusserte die Vermutung, dass ein katholisches Land solches nicht zulassen würde. Geändert hat dies letztlich nichts. Zugleich sollte Burzio ein Protestschreiben an Staatspräsident Tiso übergeben, was die zweite Seite der Zange darstellte. Mit diesem diplomatisch erprobten System arbeitete man weiter. Zudem kam es zu einem wenn auch zahmen Hirtenbrief der slowakischen Bischöfe.

Ganz ohne Erfolg war das nicht. Getaufte Juden wurden jetzt durch Parlamentsbeschluss von der geplanten Brutalität ausgenommen. All das verhinderte nicht, dass im Herbst 1942 60'000 bis 80'000 Juden aus der Slowakei nach Polen deportiert wurden. Die Literatur, die vorliegt, sagt nichts Genaueres darüber, wie viele Getaufte dabei waren. Diesen galt aber vor allem der Einsatz der vatikanischen Politik, die vorrangig um die Konvertiten als Mitglieder der eigenen Kirche bemüht war. Danach kam es zu weiteren diplomatischen Aktivitäten, die hier nicht im Einzelnen genannt werden müssen. Immerhin konnte man im Gespräch mit Tiso Aufschübe bei den Deportationen erlangen.

Das Jahr 1944 brachte neue Situationen. Der Jewish World Congress bat am 29. Januar den Papst, sich für die aus Polen in die Slowakei geflüchteten Juden einzusetzen.⁹ Die grosse Angst bestand darin, dass man sie in deutsche Gebiete brachte, was wohl den si-

cheren Tod bedeutete. Wie weit die vatikanische Politik Erfolge erzielte, ist einstweilen unklar. Immerhin belegt diese Aktion, dass man sie als hilfreiche Möglichkeit schätzte, vielleicht sogar als die einzig noch verfügbare.

Solche Bedrohungen sollten nicht die einzigen bleiben. Im Laufe des Jahres 1945 trat ein Umstand ein, der die Lage dramatisch zuspitzte. Die Deutschen hatten einen in der Slowakei begonnenen Aufstand, der mit dem siegreichen Vormarsch der Roten Armee zusammenhing, niedergeschlagen, und verfügten jetzt über eine noch unumschränktere Macht als vorher. Damit begannen neue Deportationen durch die Gestapo, diesmal nach Bergen-Belsen, da Auschwitz nicht mehr existierte. Auch der Rabbiner von Jerusalem, Isaac Herzog, bat um vatikanische Hilfe. Wieder arbeitete die Politik mit ihrem Zangenzugriff: Burzio intervenierte, und Rom übergab Sidor eine Note mit einem Appell an die Katholizität der Slowakei. Allzu grossen Erfolg hatte all das nicht. Jetzt durchsuchte die Gestapo auch Klöster, um versteckte Juden zu finden. Selbst der Appell an Tiso, als Priester könne er dies nicht zulassen, blieb erfolglos. Ob er keine Handlungsspielräume hatte oder sein Gewissen hart blieb, ist kaum zu entscheiden. Auch in der historischen Forschung sind die Positionen gegenüber Tiso gespalten. Es mögen Juden durch die vatikanische Politik gerettet worden sein, aber letztlich konnte sie das furchtbare Geschehen der Deportationen und damit den fast sicheren Tod der Deportierten nicht ändern.

Rumänien

In Rumänien treffen wir auf eine völlig andere Situation als in der Slowakei.¹⁰ Seit dem 6. September 1940 regierte hier Marschall Ion Antonescu. König Carol hatte das Land verlassen und war ins Schweizer Exil gegangen; sein Sohn Michael fungierte jetzt als König. Rumänien trat politisch den Achsenmächten bei, die nationalso-

zialistisch dominiert waren. Am 23. August 1944 kam es zu einem Umsturz, und am 12. September kapitulierte das Land bedingungslos vor der Roten Armee und kämpfte dann auf deren Seite.

Als Erstes ist festzuhalten, dass es sich konfessionell im Wesentlichen um ein orthodoxes Land handelte und die Katholiken eine Minderheit bildeten, die nach der Zählung von 1930 allerdings immerhin über eine Million, also 6% der Gesamtbevölkerung, ausmachte. Dazu kamen 1,3 Millionen unierte Katholiken, die die orthodoxe Liturgie etc. beibehalten hatten, aber ebenfalls zur römisch-katholischen Kirche gehörten. Damit konnte die vatikanische Politik nicht, wie sie es in der Slowakei versuchte, an die Katholizität appellieren, wenn es um die Judenverfolgung ging, sondern musste mit anderen Argumenten operieren. Allerdings hatte man 1929 ein Konkordat geschlossen, so dass es möglich war, mit dessen Festlegungen zu argumentieren.

Durch den Krieg gegen die Sowjetunion erhielten die Rumänen Gebiete zurück, die sie vorher an die Russen verloren hatten, etwa Bessarabien und die nördliche Bukowina. Sie gewannen auch Teile der Ukraine, das sog. Transnistrien, wenn es auch nie völlig in den Staat eingegliedert wurde. Dagegen verlor der Staat das nördliche Siebenbürgen (Transsilvanien). Nach dem Standardwerk von Raul Hilberg lebten im Jahre 1930 im rumänischen Gebiet 756'930 Juden, einer der höchsten Bevölkerungsanteile in ganz Europa. Am 6. April 1941 waren es in Altrumänien 302'092.¹¹ Es ist interessant zu sehen, dass in den einzelnen Teilen dieses politischen Komplexes die Verfolgung der Juden völlig unterschiedlich war, was darauf schliessen lässt, dass beim Vollzug der Shoa auch Willkür eine beträchtliche Rolle spielte. Während im eigentlichen Altrumänien die Juden mehr oder weniger überlebten und nicht in die Todeslager abtransportiert wurden, wenn es auch Pogrome gab wie am 28. Juni 1941 in Iasi mit ca. 4'000 Opfern, so erlitten sie im für Rumänien verloren gegangenen Nordtranssilvanien das Schicksal der ungari-

schen Juden und in 'liansnistrie', dem Gebiet zwischen Dnjestr und Bug, sowie in Bessarabien traf sie der Vernichtungswille der Rumänen, aber auch der Deutschen. Insgesamt wurden über 200'000 rumänische Juden ermordet; lancu gibt die Zahl von 264'900 an, das wären 43% aller Juden.¹²

Im Kontext der Judenverfolgung und -Vernichtung spielte, was die vatikanische Politik betrifft, der Nuntius in Bukarest die zentrale Rolle, stellte er doch wie üblich das Instrument vor Ort dar, mit dem ein Handeln möglich war. Seit dem 14. Juni 1936 war dies Andrea Cassulo, der bis 1947 in Rumänien bleiben sollte. Ein erstes Problem, das ihn beschäftigte und wo ein Erfolg erzielt wurde, war die Frage nach dem Schulunterricht jüdischer Kinder von Konvertiten, für die weder in der jüdischen noch in der christlichen Schule ein Platz war. Durch die Intervention von Cassulo gelang es, diesen Kindern den Unterricht an den christlichen Schulen zu öffnen, womit sie zumindest Bildungschancen erhielten.

Ein zweites Problem, das für Rumänien im Kontext unserer Fragestellung eine grosse Rolle spielte und mit der ersten Frage zusammenhängt, ist das der Konversionen zur römisch-katholischen Kirche. Juden stellten vor allem ab 1942 entsprechende Anträge in wachsender Zahl. Morley gibt für Bessarabien an, dass 40'000 Juden die Taufe empfangen hätten.¹³ Wie weit echte Überzeugung oder die Vorstellung, für Konvertierte seien die Chancen zu überleben grösser, eine Rolle spielte, ist schwer zu sagen. Die Bischöfe hatten zur Erleichterung festgelegt, bis zur Taufe sei nur ein summarischer Unterricht notwendig, bis zur Erstkommunion ein intensivierter.¹⁴ Immerhin konnte man für Getaufte das Konkordat als Rechtsgrundlage geltend machen, womit die Chance einer Besserbehandlung wuchs. Es offenbart die ganze Perfidie der Judenunterdrückung, dass die rumänische Regierung versuchte, Konversionen zum Christentum zu verbieten, und diesbezüglich sogar in Rom intervenierte. Auch das konnte Cassulo mit Unterstützung des Vatikans verhindern.

Es ist richtig, wenn man feststellt, die Sorge habe in erster Linie den getauften Juden gegolten. Ausschliesslich galt dies aber nicht. Die Weitung der Aktivität belegt die Tatsache, dass Cassulo mit dem Oberrabbiner von Rumänien, Alexander Safran, und mit Wilhelm Fildermann, einem der führenden Juden und zeitweiligen Präsidenten einer jüdischen rumänischen Organisation, zusammenarbeitete. Durchgreifenden Erfolg hatte man nicht. Und wenn auch die Juden im Kernland weitaus überlebten, konnte für die aus den aussen liegenden Regionen Bessarabien, der Bukowina mit dem Zentrum Czernowitz und dem Distrikt Dorohoi ab Oktober 1941 nach Tiansnistrien Deportierten nicht viel getan werden, auch wenn Cassulo sie 1943 besuchen durfte. Wie schwierig die Situation war, belegt ein Schreiben des Nuntius an den Kardinalstaatssekretär vom 6. Juli 1942, das darlegt, wie wenig erfolgreich die Hilfsmassnahmen waren und dass sie sogar dazu beitragen könnten, die Situation noch zu verschlimmern.¹⁵ Immerhin konnten einige Hundert Juden mit Schiffen in die Türkei gelangen, wobei der Vatikan Hilfestellung bot.

3. Der Fall Rom

Wenn hier Beispiele aus den am meisten betroffenen osteuropäischen Regionen herausgegriffen wurden, so soll das nicht bedeuten, die vatikanische Politik habe anderswo keine Anstrengungen unternommen, Juden zu retten. Es sei beispielhaft auf die Stadt Rom verwiesen. Hier entstand die Hauptgefahr in dem Augenblick, als die Stadt im September 1943 von den Deutschen besetzt wurde. Davon blieb der Vatikan zwar unberührt, war aber gleichsam nach aussen hin abgeriegelt. Die zahlreichen Klöster und Seminarien oder sonstige kirchlichen Einrichtungen der Stadt, teilweise mit dem Vatikan verbunden und daher exterritorial, boten sich als Verstecke für Juden an. Pius XII. hob praktisch die Klausur auf, die

durch ihre Abschottung gegen Fremde ein Hindernis hätte sein können, und ermöglichte damit freien Zugang zu den römischen Klöstern. Auf diese Weise wurde zahlreichen Juden – in der Literatur wird z.B. die Zahl 4'000 genannt, nach anderen Angaben waren es mehr – geholfen, auch mit Visa und Pässen etwa zur Flucht nach Lateinamerika. Man kann darüber streiten, ob es sich bei dieser Konstellation um vatikanische Politik im engen Sinne handelte. Unter Anwendung einer weiten Definition dürfte aber dieser Sprachgebrauch legitim sein.

Viel schwieriger zu beurteilen ist die Frage nach dem Handeln des Papstes, als die römischen Juden im Herbst 1943 in den Tod abtransportiert wurden. Pius XII. als Bischof von Rom und damit entscheidend Betroffener brachte keinen öffentlichen Protest zustande, wenn er auch diplomatische Schritte unternahm. Auf die genauen Umstände und die Problematik des päpstlichen Verhaltens soll hier aber nicht näher eingegangen werden. Ein schwerwiegendes Problem stellt das päpstliche Verhalten in jedem Falle dar.¹⁶

4. Resümee und Ideen

Zum Schluss dieses Beitrags bleibt einerseits eine Reihe von Fragen offen, und andererseits sollen Denkanstöße gegeben werden, die zumindest ein Stück Problembewusstsein schaffen können.

Die erste Frage, die sich stellt und immer wieder auftaucht, ist die nach der Anzahl der durch die vatikanische Politik geretteten Juden. Seit dem Buch *Rom und die Juden* von Pinchas E. Lapidé aus dem Jahre 1967¹⁷ geistert die riesige Zahl von 860'000 in den Diskussionen herum. Womit Lapidé diese Zahl wissenschaftlich überzeugend belegen wollte, bleibt unklar (so wie das Buch ohnehin unter methodischen Gesichtspunkten bedenkliche Züge trägt).¹⁸ Soweit die genannten Akten es zeigen, stellt es sich als äusserst schwierig dar, seriöse Zahlen zu nennen. Man wird diese Frage wohl

offenlassen müssen. Tausende könnten es sicherlich gewesen sein; eine statistisch gesicherte Aussage scheint mir jedoch bis auf Weiteres unmöglich.

Eine zweite Frage betrifft das Problem, wie weit der Blick vaticanischer Politik über die jüdischen Konvertiten hinausging. Es ist m. E. verständlich, wenn sie zunächst die Ersten waren, denen man Hilfe leisten wollte, waren sie doch Mitglieder der eigenen Kirche. Zudem konnte bei ihnen mit dem kanonischen Recht oder mit Konkordaten argumentiert werden, wenngleich dies den Nationalsozialisten wohl wenig bedeutete. Ihre Rassenlehre ignorierte solche Argumente. Die Hilfe, die etwa der deutsche Raphaels-Verein bei der Auswanderung leistete (um nur dieses Beispiel zu nennen), war sicherlich bedeutend, und diese Tätigkeit wurde auch vom Vatikan unterstützt. Die Hilfe für die nichtgetauften Juden dürfte dagegen geringer, vielleicht sehr viel geringer gewesen sein. Der Raphaels-Verein half ihnen gar nicht und konnte es vielleicht auch nicht aufgrund seiner rechtlichen Position, da seine Tätigkeit auf die Katholiken gerichtet war. Es bleibt eine kritische (und offene) Frage, ob unter diesen Aspekten für die Juden genug getan wurde und man wirklich alle möglichen Mittel ausschöpfte.

Ein drittes Problem ist zu nennen. Die vatikanische Politik arbeitete, wie wir sahen, im Wesentlichen mit den ihr bekannten und vertrauten Mitteln der Diplomatie. Oft genug erreichte sie ihr Ziel nicht, wie die Akten deutlich zeigen. Hier ist zu fragen, ob angesichts der Partner, mit denen sie es zu tun hatte, und angesichts der bisher noch nie in dieser Form da gewesenen Ungeheuerlichkeiten nicht das System überfordert war. Hätte man andere Mittel erwägen sollen, aber dann welche?

Schliesslich ist das zurzeit heftig diskutierte «Schweigen des Papstes» zu benennen. Die Frage lautet: Hätte ein weltweit gehörter öffentlicher Protest Pius' XII. die Lage verändert? In einem Brief an Preysing vom 30. April 1943 äusserte der Papst, er nehme nicht di-

rekt und öffentlich zur Judenverfolgung Stellung, um grössere Übel zu vermeiden.¹⁹ Vielleicht hatte er Recht, vielleicht auch nicht. Eine glatte Lösung dieser Frage scheint aus meiner Sicht nicht möglich zu sein. Wohl aber kann man sagen, dass Pius aufgrund seiner Karriere eher der Diplomatie zuneigte, was seine Entscheidungen und sein Handeln beeinflussen konnte. Ob dies ein Hemmnis und eine unglückselige Konstellation war, ist weiter zu prüfen.

Fassen wir zusammen: Ein Widerstand auf der Ebene der traditionellen vatikanischen Diplomatie blieb in der Ausnahmesituation, die seit der Machtergreifung 1933 in Deutschland und seit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges in ganz Europa herrschte, leicht ohne Wirkung. Initiativen zur Rettung der Juden mussten unter diesen Umständen (wenn ich recht sehe) in Wesentlichem von unten kommen. Hier stellt sich theologisch die Frage nach der Ekklesiologie, konkreter gesprochen nach dem Bild von der Kirche als einer wesentlich hierarchisch strukturierten, aufgrund dessen die einzelnen Katholiken allzu leicht ihre Hoffnung auf die Leitung zu setzen gewohnt waren. Daher ist es gut, Einzelfälle anzusehen, wie es in diesem Band geschieht. Die schwierige Frage nach der vatikanischen Politik und der Judenrettung aber ist noch lange nicht erledigt.

Anmerkungen

¹ Preysing schrieb am 17. Januar 1941 an Pius: «Eure Heiligkeit sind wohl über die Lage der Juden in Deutschland und den angrenzenden Ländern orientiert. Lediglich referierend möchte ich anführen, dass von katholischer wie von protestantischer Seite an mich die Frage gestellt worden ist, ob nicht der Heilige Stuhl in dieser Sache etwas tun könnte, einen Appell zugunsten der Unglücklichen erlassen?» Zitiert in: Wolfgang Knauff, Konrad von Preysing – Anwalt des Rechts. Der erste Berliner Kardinal und seine Zeit. Berlin 1998, S. 128. In dem Schreiben des Papstes vom 19. März 1941, das summarisch auf mehrere Briefe Preysings

antwortete, ging Pius darauf gar nicht ein. Vgl. Burkhart Schneider u.a. (Hrsg.), *Die Briefe Pius' XII. an die deutschen Bischöfe 1939-1944*. Mainz 1966 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe A, 4), Nr. 69, S. 132-134.

² Z.B. *Actes et Documents du Saint-Siège relatifs à la Seconde guerre mondiale (ADSS)* (Bearb. Pierre Blet). Bd. 8. Città del Vaticano 1974, Nr. 408, S. 569f.; dort das Schreiben vom 24.6.1942.

³ Ivan Kamenez, *Die jüdische Frage in der Slowakei während des Zweiten Weltkriegs*, in: Jörg K. Hoensch u.a. (Hrsg.), *Judenemanzipation – Antisemitismus – Verfolgung in Deutschland, Österreich-Ungarn, den Böhmisches Ländern und in der Slowakei*. Essen 1999, S. 165. Die Zahl nach Raul Hilberg, *Die Vernichtung der europäischen Juden*. Frankfurt a.M. 1990, S. 769.

⁴ Vgl. Tatjana Tönsmeier, Tiso, Jozef, in: *LThK*³ 10 (2001), Sp. 54.

⁵ Vgl. Pierre Blet, *Papst Pius XII. und der Zweite Weltkrieg*. Aus den Akten des Vatikans. Paderborn u.a. 2000, S. 172-182; John F. Morley, *Vatican Diplomacy and the Jews During the Holocaust 1939-1943*. New York 1980, S. 71-101; Kamenez, *Jüdische Frage* (wie Anm. 3), S. 165-173; Katarina Hradská, *Die Lage der Juden in der Slowakei*, ebenda, S. 155-164; Walter Brandmüller, *Holocaust in der Slowakei und katholische Kirche*. Neustadt a. d. Aisch 2003.

⁶ Hilberg, *Vernichtung* (wie Anm. 3), S. 776.

⁷ Ebenda, S. 784.

⁸ Ebenda, S. 782 f.

⁹ ADSS 10 (1980) (wie Anm. 2) Nr. 31, S. 104.

¹⁰ Morley, *Vatican Diplomacy* (wie Anm. 5), S. 23-47; Hilberg, *Vernichtung* (wie Anm. 3), S. 811-858; Mariana Hausleitner u.a. (Hrsg.), *Rumänien und der Holocaust. Zur den Massenverbrechen in Transnistrien 1941-1944*. Berlin 2001.

¹¹ Hilberg, *Vernichtung* (wie Anm. 3), S. 813.

¹² Carol Iancu, *La Shoah en Roumanie. Les Juifs sous le régime d'Antonescu (1940-1944)*. Montpellier 1998, S. 27. Am Vorabend des Krieges habe es – ohne Nordtransilvanien – 607790 Juden gegeben. 355972 hätten gemäss einer Statistik am Ende des Krieges überlebt. D.h.: Die meisten Juden in Moldawien, der Walachei und Südtransilvanien hätten überlebt, die der Bukowina und Bessarabiens seien umgekommen (vgl. S. 28).

¹³ Morley, *Vatican Diplomacy* (wie Anm. 5), S. 30.

¹⁴ Ebenda, S. 30.

¹⁵ ADSS 8 (1974) (wie Anm. 2), Nr. 421, S. 586f.

¹⁶ Vgl. Susan Zuccotti, *Under his Very Windows. The Vatican and the Holocaust in Italy*. New Haven, London 2000.

¹⁷ Pinchas E. Lapide, *Rom und die Juden*. Freiburg u.a. 1967.

¹⁸ Man prüfe seine Quellen, etwa Konstantin von Bayern, *Der Papst. Ein Lebensbild*. München 1952, wo die Wissenschaftlichkeit sehr zu wünschen übrig lässt, oder Jubelberichte der Kirchenpresse.

¹⁹ *Lettres de Pie XII. Aux Evêques Allemands 1939-1944*, in: ADSS 2 (1966), Nr. 105, S. 324: «... ad maiora mala vitanda».

Hilfe für Verfolgte

Die Freiburgerin Gertrud Luckner, eine «Botschafterin der Menschlichkeit»

Hans-Josef Wollasch

A. Biographisches

22 Jahre brauchte es, bis aus «Jane Hartmann» durch Adoption «Gertrud Jane Luckner» wurde; erst die 22-Jährige erhielt also die Beurkundung einer neuen Identität, wodurch die kärglichen Erinnerungen an die leibliche Herkunft noch mehr verblassten.¹ Nach sieben Jahren Kindheit im Geburtsland England folgten neun Jahre Schulzeit in Berlin, 14 Jahre Studium und Praktika in Königsberg und Frankfurt a.M. sowie ein Jahr in Birmingham, ebenfalls mit Studium und Volontariaten. Das bedeutet, dass Gertrud Luckner (im Folgenden G. L.) nicht nur ohne einen örtlichen Bezug zu «Heimat», sondern auch ohne Beheimatung in einer Familie aufwuchs. Die Suche nach ihren Wurzeln betrieb sie noch in der Mitte ihres Lebens bei Besuchen in England – ohne Erfolg. Geschwister hatte sie keine, ihre Pflegeeltern verlor sie als Studentin kurz hintereinander. Früh auf sich allein gestellt, war sie gefordert, parallel zum Studium der Volkswirtschaft ihren Lebensunterhalt zu sichern. Über die Arbeit in der Familienfürsorge, Mütterberatung und Gesundheitsfürsorge bei der Stadtverwaltung Königsberg sowie in der Krankenhaus- und Familienfürsorge in Birmingham und zweifellos auch durch die Begegnung mit der religiösen «Gesellschaft der Freunde» (Quäker) in England fand sie zu der Entscheidung, im sozialen Bereich tätig zu werden.

1931 zog die Diplomvolkswirtin nach Freiburg im Breisgau, das ihr zur Wahlheimat wurde und wo sie ein geistiges Zuhause bei der

organisierten Caritas und bei der katholischen Kirche fand. Die junge Frau von 31 Jahren hatte erstaunliche Charakteristika aufzuweisen: Sie besaß die englische und die deutsche Staatsbürgerschaft; sie war evangelisch getauft, Mitglied bei den Quäkern wie im Friedensbund der deutschen Katholiken, und sie konvertierte 1934 zur katholischen Kirche. In ihr verbanden sich Weltoffenheit, ein konsequenter Pazifismus und eine auf tiefer Überzeugung beruhende ökumenische Gesinnung, was sie von vorneherein in eine Gegenposition rückte zu dem Gesellschafts- und dem Menschenbild, das die nationalsozialistische «Bewegung» propagierte.

B. Nähe zum Judentum, Entschluss zur Solidarität

Ausgeprägte Solidarität mit jüdischen Menschen hatte nicht von Anfang an einen Platz in G. L.s Gedankenwelt. Es ist hochinteressant, wenn sie als 85-Jährige rückschauend feststellt, es sei ihr noch in den 20er Jahren «nie wichtig [gewesen], zwischen Christen und Juden zu unterscheiden», weil sie grundsätzlich «an den .anderen» interessiert [gewesen sei], an einzelnen Menschen und an den Minderheiten.² Von 1931 an ging sie in die geistige Auseinandersetzung mit Adolf Hitlers Programmschrift *Mein Kampf* wie überhaupt mit allen Erscheinungsformen nationalsozialistischer «Öffentlichkeitsarbeit». Sie tauschte sich darüber intensiv aus mit vielen jungen Menschen: mit englischen Quäkern, die sie bei «International Tramping Tours» im Schwarzwald führte; bei den Treffen im Friedensbund der deutschen Katholiken, die gelegentlich auch im Elsass und in der Schweiz stattfanden; und mit Freiburger Gymnasiasten, mit denen sie 1932 einen «English Club» gründete. Über diese Gruppe, die sich einmal wöchentlich im Wartezimmer des Arztes Dr. Peter Pfaff zusammenfand und zu der auch zwei jüdische Geschwister gehörten, sagte sie später: «Dieser Kreis wurde mein Schicksal.»³



Abb. 3: Gertrud Luckner im Jahre 1936

Diese Aussage weist auf eine persönliche Entscheidung hin, die sich in der Masse verfestigte, wie das neue System und grosse Teile der Gesellschaft Position gegen die Juden bezogen. Durch die spätestens ab 1933 sich ausbreitende öffentliche Verächtlichmachung und Ächtung, die Entrechtung durch Gesetz von 1935 an und die mit der so genannten «Reichskristallnacht» 1938 einsetzende Verfolgung wurden Juden in Deutschland zur Minderheit, zu «anderen» gemacht. Und so war es für G. L. folgerichtig, diesen an den Rand Gedrängten ihre Solidarität zuzuwenden, aus einer tiefen Menschlichkeit und ihrem christlichen Glauben heraus. Dieses Solidarisch-Sein manifestiert sich bei ihr in unablässigen Versuchen, bedrohte Menschenleben in Sicherheit zu bringen – als «Retterin» und «Helferin», beides unter Miteinbindung vieler Gleichgesinnter – und

letztlich darin, dass sie sich neben Verzweifelnde stellt und ihnen vermittelt: «Du bist nicht allein.» Diese Solidarität gründet in einem persönlichen Entschluss und geht bis zur letzten Konsequenz, bis hin zur Schicksalsgemeinschaft im Konzentrationslager.

C. Gertrud Luckner als Retterin

Lässt man sich auf die verständliche Frage ein, was «Retten» konkret bedeute, wie weit es sich in Einzelfällen «belegen» lasse, so wird man sich zunächst bewusst machen, dass G. L. keine Akten anlegte für einen irgendwie gearteten Rechenschaftsbericht, dass sie keine Belege sammelte und abheftete für eine Bilanz des Guten. Der Grund dafür lag wohl auch darin, dass in jenen Jahren alles schriftlich Niedergelegte der ständigen Gefahr des Bekanntwerdens unterlag. G. L.s Mitstreiter Karl Siegfried Bader hat dies in einem Rückblick 1960 bestätigt: «Das, was wir miteinander besprachen, lieferte man nicht den Akten und der Möglichkeit der Kundbarmachung aus.»⁴ Entscheidend jedoch war, dass G. L. ihr Eintreten für andere als etwas Selbstverständliches sah, das keines Redens oder Schreibens bedurfte. Gleichermassen war bei den «Betroffenen», denen sie hatte helfen können, die Herkunft dieser Hilfe bekannt und in einer Weise selbstverständlich, dass selbst bei der zentralen Gedenkstätte Yad Vashem offenbar keine schriftlichen Zeugenaussagen über Rettungsaktionen G. L.s für jüdische Menschen vorliegen.⁵ Auf der Suche nach Dokumenten, die rettende Handlungen belegen können, sind folgende Quellen zu befragen: einige wenige Briefe vor 1945, meist unverfänglich formuliert oder verschlüsselt, so dass sie dem Nichteingeweihten den Verständniszugang verwehren; Bescheinigungen G. L.s nach 1945 für Helfende an ihrer Seite; ihre späten Erinnerungen in Interview-Niederschriften; Erinnerungen von Erlebniszeugen; und die Protokollierung der Ermittlungsergebnisse durch die Geheime Staatspolizei (Gestapo). Hier-

aus lassen sich geglückte, aber auch gescheiterte Versuche zur Rettung von Menschen rekonstruieren.

Beispiele für Rettungsaktionen

1) Als 85jährige charakterisiert G. L. die Mittlerdienste ihr befreundeter Quäker und Caritas-Mitarbeiter(innen) in der Schweiz: «Meine Juden kamen nach Basel. Damals konnte man noch mit jedem Zug fahren. Meine Freunde haben sie dort aufgenommen, ihnen Geld gegeben und weitergeholfen.»⁶

2) Ruth von Schulze-Gaevernitz (London) bestätigte G. L. 1960 in Freiburg, dass sie ihr die erfolgreiche Flucht nach Frankreich verdanke. Die Tochter des bekannten Wirtschaftswissenschaftlers Prof. Gerhart von Schulze-Gaevernitz, bei dem G. L. Assistentin war, hatte als Sozialdemokratin und Halbjüdin eine entsprechende Warnung erhalten. Noch in der Nacht fuhr sie zu G. L., die ihr half, ihre schriftlichen Unterlagen zu bereinigen, und für sie mit dem Postomibus in einen Luftkurort im Schwarzwald fuhr, von wo sie einem bereits emigrierten Freund der Gefährdeten auf dem Odilienberg im Elsass deren Reise ankündigte. Ruth von Schulze-Gaevernitz wurde in einem PKW nach Baden-Oos gebracht und gelangte per Eisenbahn, mit einem D-Zug-Billet nach Paris, glücklich nach Strassburg.

In einer eidesstattlichen Versicherung G. L.s von 1958 wird diese Aktion identisch beschrieben und auf den August 1933 datiert. Sie, L., habe die Geflüchtete dann 1937 als Emigrantin in London getroffen.⁷

3) Als im Oktober 1940 die badischen Juden zum Abtransport nach Guts zusammengeholt wurden, hat Amtsarzt Dr. Walter Füsslin in Freiburg durch Atteste mit dem Vermerk «nicht transportfähig» Juden vor der Deportation bewahrt. Kurt Husemeyer holte «unter Ein-

satz seiner eigenen Existenz Nichtarier noch aus dem Transport heraus»; namentlich genannt ist Dorothee Wigand aus Offenburg. – Beides bescheinigte G. L. kurz nach Kriegsende.⁸

4) Im Juli 1943 konnte die evangelische Nichtarierin Therese Richter von Berlin nach Schweden fliehen. Beteiligt waren G. L., die ihr befreundete Quäkerin Rotraut Fricke sowie Caritasdirektor P. August Adelpkamp SJ in Stockholm. Zwei der vier Richter'schen Kinder wurden bei L.s Referentenkollegen im Freiburger Werthmannhaus, dem Geistlichen Gustav von Mann, untergebracht. – 1946 bemühte sich G. L. um die Zusammenführung der Familie.⁹ Möglicherweise gehört in diesen Zusammenhang, was der SS-Hauptsturmführer Paul Burghoff am 25. März 1943 aus Düsseldorf betreffend die Überwachung G. L.s berichtete: «In einem dieser erfassten Briefe vom 15.3.1943 schreibt die Luckner an Ellen und Christel Richter in Berlin-Zehlendorf Berlinerstrasse 5-7, dass im Schwarzwald in einsamen Bauernhäusern ‚liebe Freunde‘ Unterkunft gefunden hätten. Da der Verdacht bestand, dass es sich hierbei um Juden handeln kann, wurden vertrauliche Ermittlungen angestellt. Ein Gewährsmann der SD-Aussenstelle in Freiburg wurde auf dem Schauinsland aufgesucht und befragt, ob die Möglichkeit bestehe, dass Juden in einsam liegenden Bauernhäusern unangemeldet wohnen würden. Der Gewährsmann erwiderte, dass vor 14 Tagen 2 Hütejungen in der näheren Umgebung durch Vermittlung des Caritas-Verbandes Unterkunft gefunden hätten, die nicht arisch seien. Des Weiteren wären auf dem Schindelmatthof schon vor dem Kriege Juden zur Erholung gewesen. [...] Auf die Frage, ob die Gendarmerie in Kirchzarten über etwaige Anwesenheit von Juden Auskunft geben könne, antwortete der Gewährsmann, dass sowohl der Bürgermeister wie auch die Gendarmerie konfessionell äusserst gebunden seien. Aus diesem Grunde wurde der Gewährsmann gebeten, die Ermittlungen

vertraulich weiter fortzusetzen und zu versuchen, die Namen der Hütejungen festzustellen. Nach einigen Tagen teilte der Gewährsmann mit, dass die beiden Hütejungen plötzlich wieder verschwunden wären und es sei ihm auch nicht möglich, die Anschriften festzustellen.»

5) Ihrer früheren Studienkollegin aus Frankfurter Zeiten, Lene Petri in Köln, attestierte G. L. 1946, dass sie bei ihr immer eine Anlaufstelle gehabt und Unterstützung gefunden habe. Als Beispiel erwähnt sie den Juden Wolfgang Adler, den Lene Petri aufgenommen hatte und dem sie bei der Auswanderung nach Afrika behilflich gewesen sei.¹⁰

6) Dass G. L. zur Flucht Entschlossenen den Weg über die «grüne Grenze» vom Hegau in die Schweiz gewiesen hat, gelegentlich vielleicht direkt, jedenfalls durch detaillierte Beschreibung, darf aus dem Fund zweier Bleistiftskizzen von ihrer Hand im Nachlass gefolgert werden. Ausgerichtet nach Süden, also in Richtung Schweiz, kennzeichnet sie die Topographie bei Singen am Hohentwiel (mit dem Weg nach Buch und Ramsen/CH) und bei Gottmadingen (mit dem Übergang nach Thayngen/CH).¹¹

Aufbewahrt hat sie die Stücke in einem Briefumschlag mit der Aufschrift «Grenze», eingelegt in eine Mappe «Briefe Deportierter Gurs». – Ihre Freundin Stefanie Baunach in Freiburg bewahrte ihr diese und andere brisante Unterlagen über die letzten Kriegsjahre auf.

7) Folgende Feststellungen¹² fügen sich nahtlos in diesen Zusammenhang: Der Geistliche Max Bertrud, Direktor des Stadtcaritasverbandes Freiburg und Leiter des «Katholischen Gesellenhauses», berichtet, dass G. L. ihm häufig Juden aus Norddeutschland, besonders aus Berlin, zur Zwischenübernachtung geschickt habe, bevor diese den heimlichen Weg in die Schweiz wagten. Mit Pfarrer Wilhelm

Mahler von Bietingen im Hegau, dessen Pfarrgemarkung direkt an der Grenze lag, hatte er an Ort und Stelle die Risiken eines Übertritts taxiert.

8) Im Mai 1942 erbat die jüdische Arztwitwe Käthe Lasker aus Berlin beim pensionierten Pfarrer August Ruf in Singen Geleit über die Grenze. Dieser verwies sie an Pfarrer Eugen Weiler in Wiechs am Randen, der die Frau beherbergte und am frühen Morgen des 21. Mai durch seinen auf die Grenze stossenden Pfarrwald hinüberschleuste. Die geglückte Rettungsaktion blieb nicht unbemerkt. Beide Geistliche wurden verhaftet und mehrfach eingehend verhört, nicht zuletzt auch darüber, ob sie im Auftrag G. L.s gehandelt hätten. August Ruf, schwer krank, erhielt Aufenthaltsverbot für den Bodenseeraum, Eugen Weiler kam in das KZ Dachau, das er überlebte.

9) Ein nicht mehr ganz unbekanntes, aber unverändert beeindruckendes und erschütterndes Beispiel für einen letztlich missglückten Versuch, ein jüdisches Leben zu retten, sei hier angefügt.¹³ Es ging um das Kind Eva Maria («Reha») Liebrecht, geboren am 12. Januar 1942 in Berlin. Eltern waren die evangelische «Nichtarierin» Elisabeth Hertz und der Major Max Hiller. Vor einem zu erwartenden «Rassenschande»-Prozess nahm sich der Major das Leben. Die Mutter heiratete den evangelischen «Nichtarier» Heinrich Liebrecht, bis 1933 Richter in Berlin, beging jedoch im Sommer 1942 ebenfalls Selbstmord. Heinrich Liebrecht war befreundet mit der katholischen Nichtarierin Gertrud Jaffé. In deren Haus – sie hatte es 1939 der Fürsorgerin Margarete Wunsch übertragen – berieten diese drei im August 1942 mit G. L. über das weitere Schicksal des Kindes. G. L. wandte sich an den Caritasdirektor Gustav von Mann in Freiburg, durch den sie anlässlich eines von ihm geleiteten Fortbildungskurses für Caritas-Sekretärinnen die Teilnehmerin Gertrud

Heidkamp aus Düsseldorf zur Mithilfe gewann. – Im Februar 1943, als Heinrich Liebrecht bereits nach Theresienstadt deportiert und Gertrud Jaffé untergetaucht war, kam der Plan zur Ausführung: Liebrechts Cousine Lilli Kaiser brachte das Kind «Reha» an die Bahn und gab es einer Kinderschwester für ein Caritas-Kinderheim in Erfurt mit. Dort (das Heim stand vor der Auflösung) übernahm Stefanie Baunach aus Freiburg das Kind und brachte es nach Düsseldorf, wo sie es als notgetauftes «Findelkind» Maria Schmitz vor einem katholischen Waisenhaus ablegte. Bei der eingeweihten Oberin holte Gertrud Heidkamp das Kind ab und gab es in die Obhut der Pflegeeltern Schierf (Schirp?) in Neheim-Hüsten.

Nach der Verhaftung von G. L. am 24. März 1943 wurde auch die «illegale Verschiebung eines jüdischen Kindes» Gegenstand der Vernehmungen. Die Gestapo verhaftete und verhörte Gertrud Heidkamp und Margarete Wünsch, lockte durch Täuschung Gertrud Jaffé aus dem Untergrund und fand auch die Spur zu dem versteckten Kind. Im September 1943 wurden Jaffé und die eindreivierteljährige «Reha» nach Theresienstadt verbracht und von dort wenig später zusammen mit Heinrich Liebrecht nach Auschwitz transportiert. Die ungarische Säuglingsschwester Böszi Weiss begleitete das Kind und ging mit ihm in den Tod. Gertrud Jaffés Weg verliert sich im KZ Stutthof bei Danzig. Heinrich Liebrecht überlebte Auschwitz. Margarete Wünsch war 12 Tage in Haft. Gertrud Heidkamp wurde nach vier Monaten, die als «ausreichende Sühne» gewertet wurden, aus der Schutzhaft entlassen, zumal sie die einzige Ernährerin ihrer betagten und total ausgebombten Eltern sei; dennoch wurde ihr Berufsverbot auferlegt. Gegen den als Hauptschuldigen angesehenen Gustav von Mann sollte auf Weisung des Reichssicherheitshauptamtes zu einem späteren Zeitpunkt vorgegangen werden. G. L. kam nach achtmonatiger Haft in verschiedenen Polizeigegefängnissen am 5. November 1943 in das KZ Ravensbrück.

D. Gertrud Luckner als Helferin

Was meint die Formulierung: Sie half bedrohten bzw. verfolgten Juden? Retten aus Gefahr, Leben retten, das war zweifellos die wirksamste, überzeugende Form von Hilfe. Die vielen Ausdrucksformen und Nuancen eines vielleicht weniger ins Auge fallenden Helfens lassen sich verlässlich nur aus der Sicht des Hilfe Empfangenden bewerten. Und – was nicht ausser Acht gelassen werden darf – auch sie waren für den Helfenden gefährlich.

Beispiele für helfendes Handeln

1) So stand Briefkontakt ins Ausland, im Falle G. L. zu emigrierten Juden, zu Quäkern und zu kirchlichen Stellen, schon vor Kriegsbeginn unter dem Verdacht der Spionage, später auch der Absprache zur Unterstützung von Juden.¹⁴ Nach G. L.s Verhaftung kamen deswegen beispielsweise die Masseurin Mathilde Müller, «in Freiburg als stark judenfreundlich bekannt», und der jüdische Rechtskonsulent in Freiburg, Emil Homburger, in Haft. Für Mathilde Müller wurden von der Gestapo vier Monate Schutzhaft, durch welche «ihre geschäftliche Existenz ins Wanken geraten» sei, als «ausreichende Sühne» gesehen. Emil Homburger wurde mit «Sammeltransport» ins KZ verbracht.¹⁵

2) Selbst die Betreuung der für G. L. eingehenden Post, wenn sie auf Reisen war, brachte die Beteiligten in Not. Die Nachbarin Luise Eiffler und die Schneiderin Stefanie Baunach wurden verhört und verwarnt. Die Liobaschwester Eva («Placida») Laubhardt wurde, da sie als Vertraute G. L.s galt und überdies Halbjüdin war, in Schutzhaft genommen und anschliessend in das KZ Ravensbrück verbracht.¹⁶

3) Die Hebamme Toni Raufer in der Konviktstrasse in Freiburg fungierte für G. L. wiederholt als Deckadresse z.B. für eingehende

Briefe von Gertrud Jaffé in Berlin. – Der Eisenwarenkaufmann Viktor Maier und seine Frau Frieda in der Klarastrasse («Maier am Eck»), liessen ihre frühere studentische Mieterin G. L. in ihrem Haus ungestört und unüberwacht ihre Ferngespräche führen. Alle Genannten tauchen in den Vernehmungsprotokollen der Gestapo auf.¹⁷

4) Die Beratung nichtarischer Katholiken im Hinblick auf eine Auswanderung war Schwerpunkt der beruflichen Tätigkeit G. L.s als Angestellte des Deutschen Caritasverbandes. Nach der Dienstanweisung des Caritas-Präsidenten Kreuz hatte sie «im Rahmen der gegebenen gesetzlichen Möglichkeiten» zu geschehen. Häufige Informationsreisen waren erforderlich, da diese Arbeit in engem Kontakt zum St.-Raphaels-Verein in Hamburg und zum «Hilfswerk beim Bischöflichen Ordinariat Berlin» erfolgte.¹⁸

Beratung Auswanderungswilliger – das bedeutete: Besorgen von Papieren, Regelung der persönlichen Verhältnisse, Vermittlung von Stellen und beruflicher Umschulung im Gastland, zunehmend auch finanzielle Unterstützung. Regelung der persönlichen Verhältnisse: G. L. gehörte zu denen, die auf der Basis der Freundschaft mit Juden gewissermassen treuhänderisch deren Hab und Gut verwahrten, damit es nicht dem Staat verfiel. In den Augen der Gestapo galt diese so bezeichnete «Verschiebung jüdischen Vermögens» als Straftat. – Im Vernehmungsbericht G. L.s heisst es denn auch unter vielem anderen: «Auch in der Verschiebung jüdischen Vermögens ist die L. beratend behilflich gewesen. So gibt sie an, dass sie ihre Mitarbeiter darauf hingewiesen hat, dass am jeweiligen Ort ein Rechtsanwalt ausfindig gemacht werden müsse, der 1. zuverlässig, 2. mit der Judengesetzgebung vertraut sein und 3. Verständnis für die Lage der Juden haben müsse, um unter Ausnutzung der Lücken im Gesetz das Vermögen der Juden zu sichern.»¹⁹

5) Als 1940 die Deportation der Juden begann, versuchte mancher, der zwangsweisen «Evakuierung» nach Osten durch «Untertauchen» zu entgehen. Auf den Transportlisten erfasst, gebrandmarkt mit dem «J» im Pass und auf den Lebensmittelkarten, hatte er nur mithilfe anderer eine Überlebenschance. Welche Verflechtungen sich dabei ergeben konnten, zeigt das Beispiel der Eheleute Hilde und Fritz Rosenthal aus Berlin:²⁰ Versehen mit Geld, das ihnen G. L. aus den ihr vom Freiburger Erzbischof Gröber zur Verfügung gestellten Mitteln hatte zukommen lassen, waren die beiden untergetaucht und hatten bei dem Ehepaar Eva und Karl Hermann in Mannheim, überzeugten Quäkern, Unterschlupf gefunden. Lebensmittel und Lebensmittelmarken schickten dorthin Eva Laubhardt in Freiburg, leibliche Schwester von Hilde Rosenthal, die Liobaschwester Hedwig Paula («Charitas») Michels, Oberin des St.-Paulus-Kinderheims in Heidelberg, ferner die Josefs- und Liobaschwestern, die in dem im Freiburger Herz-Jesu-Kloster eingerichteten Hilfskrankenhaus den Pflegedienst ausübten. Nach der Festnahme G. L.s folgte die Verhaftung der Hermanns, Eva Laubhardts und der nach Saarbrücken geflüchteten Rosenthals, wobei Fritz Rosenthal Selbstmord beging. Gegenüber den erwähnten Ordensschwestern in Freiburg und Heidelberg räumte die Gestapo zwar ein, es könne nicht widerlegt werden, dass die bereitgestellten Lebensmittelmarken «zum Teil aus eigenen Ersparnissen stammen». Trotzdem erhob sie den in seiner entlarvenden Interpretation noch bedrohlicher wirkenden Vorwurf: «In diesem Falle wurden kranken deutschen Volksgenossen die notwendigen Lebensmittel entzogen, um sie den illegal untergebrachten Juden zukommen zu lassen.» Und: «Demnach wurden den deutschen Säuglingen die unbedingt notwendigen Lebensmittel entzogen, um sie den Parasiten im Volkskörper zur Verfügung zu stellen und ihnen dadurch die Möglichkeit zu geben, sich der staatlichen Judenregelung zu entziehen.»

6) Fast ohnmächtig wirken solche individuellen Ansätze zur Hilfeleistung gegenüber der Maschinerie der Deportationen der jüdischen Bevölkerung aus den deutschen Städten, die im Februar 1940 ihren Anfang nahmen und zuerst die Juden in Stettin und in Pommern trafen. Im Austausch mit konfessionellen Hilfswerken, mit Quäkern und mit der so genannten Reichsvereinigung der Juden in Deutschland erarbeitete G. L. für die vor dem Abtransport stehenden Menschen detaillierte Anweisungen für die Bereitstellung persönlichen Handgepäcks, um zunächst einmal für die erste Zeit ein Durchkommen am zugewiesenen Aufenthaltsort im Osten möglich zu machen.²¹

7) Versehen mit dem legitimierenden Kennwort, das ihr Rabbiner Leo Baeck, Präsident der «Reichsvereinigung», anvertraut hatte, trug G. L. Gelder aus bischöflichen Fonds zu den jüdischen Kultusgemeinden, damit sie von dort in Kleinstbeträgen den Deportierten nachgesandt wurden. Klara Caro, Witwe des in Theresienstadt umgekommenen Rabbiners der Kölner Gemeinde, bestätigte dies nach dem Kriege: «Es war damals erlaubt, 10 Mark nach Litzmannstadt zu schicken. Dr. G. L. vom katholischen Caritasverband in Freiburg i. Br., die als Botin des edlen Erzbischofs von Freiburg, Dr. Gröber, schon August 1941 zu uns gekommen war, um die jüdische Situation kennenzulernen, kam zweimal mit einem grösseren Geldbetrag, den mein Mann mit fingierten Absendern an unsere Unglücklichen in Litzmannstadt sandte.»²²

8) Auch Päckchen kamen bei Deportierten an, wenn sie nicht am Heimatort aufgegeben waren. G. L. liess deshalb über zahlreiche befreundete Privatabsender besonders im süddeutschen Raum Päckchen mit Kleidung, Nahrung und Medikamenten an die Zwangsevakuierten schicken. – In der Sorge um die Wiener Judenheit arbeitete sie dabei eng zusammen mit der «Hilfsstelle für nichtarische Katho-

liken», die Kardinal Innitzer in der ehemaligen Kutscherwohnung des Erzbischöflichen Palais eingerichtet hatte.²³ Wie wertvoll diese fein gefächerten Unterstützungsaktionen von den Empfängern empfunden wurden, sprechen die Briefe der Deportierten aus, die G. L. 1968 in Buchform herausgab, gemeinsam mit Else Rosenfeld, Fürsorgerin der jüdischen Gemeinde in München, die sich noch im April 1944 in die Schweiz hatte retten können.²⁴ Ein Dankbrief aus der Bevölkerung des Ortes Zarki (im östlichen Polen) an G. L. vom August 1941 hält fest: «Sie haben durch Ihre schnelle und praktische Hilfe den fast Verzweifelten zur Erhaltung ihres einzig noch verbleibenden Gutes, ihrer Gesundheit, verhelfen. Sie haben ihnen aber darüber hinaus den Glauben an die Menschheit wiedergegeben.»²⁵

9) Zu den vielen Gleichgesinnten G. L.s speziell in München gehörte Luise Oestreicher, die sie 1941 auf der Suche nach Helfenden kennen gelernt hatte. Ihr bescheinigte sie nach dem Kriege, sie habe ihr viele Aufträge anvertraut und mit ihr die ständig wechselnden Möglichkeiten von Hilfe besprochen: «Sie hat unablässig die damals in Not Befindlichen besucht und als eine der ganz Wenigen auch das ghettoartige Sammellager Berg am Laim, wo die jüdischen Menschen schliesslich kaserniert waren.»²⁶

10) München und Freiburg waren die Städte, in denen G. L. auffallend zahlreiche Menschen fand, die ihren Anteil zu der Hilfe für bedrohte und verfolgte jüdische Mitmenschen beitrugen. Sie hat dies nie vergessen, hat aber auch darunter gelitten, dass sie durch ihr Tün andere ins Unglück brachte und dass die Summe aller Bemühungen so wenig erfolgreich sein konnte. 1947 schreibt sie an Gertrud Heidkamp in Düsseldorf: «Ich habe allerdings versucht, Helfer zu finden, die denen, die der Vernichtung preisgegeben waren, wenigstens noch etwas Menschlichkeit zu erweisen suchten. Ich habe mich selber nie geschont. Wir wissen, wie armselig alles war.»²⁷

Gleich nach dem Kriege, aber auch noch in der Mitte ihrer achtziger Lebensjahre überlegt sie: «Vielleicht habe ich die Tragweite gar nicht gewusst für die anderen [...]. Aber wir haben ja alle zu wenig getan, die Schuld ist ungeheuer.» – Und während sie im Bewusstsein ihrer eigenen Verantwortlichkeit feststellt, sie habe «eigentlich immer allein gearbeitet. Man war im Grund auf sich selbst gestellt», macht sie im gleichen Atemzug klar: «Es hat eine Menge Menschen gegeben, die halfen. Ohne die hätte ich es ja auch nicht gekonnt.»²⁸

E. Gertrud Luckners Solidarität

Solidarität war, wie eingangs gesagt, der Wurzelgrund für ihr «Retten» und «Helfen». blieb am Ende eine Solidarität, die, aller weitergehenden Handlungsmöglichkeiten beraubt, «nur noch» Solidarität war?

Je weniger «Retten» realisierbar war und je rapider der Handlungsraum für ein greifbares «Helfen» schwand, desto mehr begab sich G. L. auf ausgedehnte Reisen in deutsche Grossstädte; sie pflegte und nutzte dabei ihren persönlichen Kontakt zu dem jeweils Helfenden auf ihrer Seite, fühlte sich jedoch immer mehr als ein Kurrier zu den jüdischen Gemeinden. Mit der Zunahme der Deportationen und dem wachsenden Gefühl von Hilflosigkeit war es für sie ein besonderes Anliegen, den Bedrohten glaubhafte Zeichen von Solidarität zu geben. Wie sie noch in der Nacht des Synagogenbrandes zu jüdischen Familien in Freiburg gefahren war, um ihnen ganz einfach nahe zu sein, so stellte sie sich an die Seite der Juden, als diese vom 1. September 1941 an zum Hagen des gelben Sterns gezwungen wurden. In München begleitete sie getaufte Juden zu evangelischen und katholischen Gottesdiensten; in Berlin sprach sie «die Sterne» ostentativ auf der Strasse an; in Köln holte sie die bereits ihrer Wohnung Enteigneten und in den Müngersdorfer Kasematten

Kasernierten zum gemeinsamen Gang durch die Stadt ab, «damit sie nicht das Gefühl hatten, allein zu sein»²⁹. Mit der psychischen Stärkung führte sie den bewusst vage formulierten Auftrag vom Dezember 1941, der ihr die persönliche Rückendeckung von Erzbischof Gröber sicherte, auf den Kern zurück: «Durchführung notwendiger Aufgaben der ausserordentlichen Seelsorge»³⁰. Am Ende, als ihr Ilm für die Verfolgten den staatlichen Organen nicht verborgen blieb, als Überwachung, Haft und Verhör folgten, stand für sie das innere Annehmen dieser letzten Form der Solidarität. Nach fast acht Monaten in den Polizeigefängnissen Wuppertal, Düsseldorf und Berlin wurde G. L. am 5. November 1943 in das Frauen-KZ Ravensbrück eingeliefert, als Nr. 24648 mit dem roten Winkel des politischen Häftlings. Für die «Pazifistin, katholische Aktivistin und fanatische Gegnerin des Nationalsozialismus»³¹ hatte die Gestapo Düsseldorf in ihrer umfangreichen Begründung des Schutzhaftantrags unbeabsichtigt Art und Ausmass der Leistung G. L.s charakterisiert: «[...] dass die L. im Auftrage des Deutschen Episkopats und insbesondere des Erzbischofs Dr. Gröber in Freiburg in grösserem Umfang mit jüdischen Kreisen im gesamten Reichsgebiet Verbindung aufgenommen, ihnen unbeachtet der Konfessionszugehörigkeit geldliche Unterstützung gewährt hat, sowie bei der Verschiebung jüdischen Vermögens behilflich gewesen ist. Darüberhinaus hat die L. ein Mitarbeiternetz innerhalb des Reichsgebietes für die Betreuung der Juden aufgebaut und in weltanschaulich-politischem Nachrichtenaustausch mit staatsfeindlichen Kreisen im Auslande gestanden. Es besteht weiter der Verdacht, dass sie Juden beim illegalen Verlassen des Reichsgebietes behilflich gewesen ist.»³² Der vom Reichssicherheitshauptamt am 26. Mai 1943 erlassene Schutzhaftbefehl wurde damit begründet, dass die Verhaftete «durch ihre projüdische Betätigung und Verbindungen mit staatsfeindlichen Kreisen befürchten lässt, sie werde sich bei Freilassung weiter zum Schaden des Reiches betätigen»³³. Der in diesem Zitat gebrauchte Begriff des «Mit-

arbeiternetzes» entsprach dem Verständnis der Machthaber. Nicht-konformes Handeln konnten sie sich überhaupt nur als organisierte Opposition oder gar Verschwörung vorstellen. Diesen Eindruck hatte G. L. in ihren zahlreichen Vernehmungen bekräftigt gefunden, und noch mit 84 Jahren hatte sie dies in ihr Erinnern eingegraben: «Die Hilfe von Mensch zu Mensch ist, was die Diktatur nicht versteht. [...] Menschen als Gruppen konnten nichts machen. Dann wären wir alle weggewesen.» Das heisst, dass diese Frau eben kein «Netzwerk der Hilfe» organisiert, kein «Hilfswerk Gertrud Luckner» o. Ä. aufgebaut hatte, wie es aus heutiger Sicht, angesichts mitgliederstarker Bürgerinitiativen und Aktionsbündnisse im demokratischen Rechtsstaat, vielleicht naheliegender erscheint. G. L. hat mit unendlicher Beharrlichkeit stets den Verbindungsfaden zum Einzelnen gelegt, zu dem, dessen Mithelfen sie einwarb, ebenso wie zu dem, dem sie Hilfe zugedacht hatte. Natürlich liessen sich Verknüpfungen und Querverbindungen nicht immer vermeiden. Dennoch bezeugen Menschen aus der unmittelbaren Nähe G. L.s wie beispielsweise Heinrich Liebrecht und Huberta von Gumpfenberg, dass die Helfenden in den meisten Fällen nicht voneinander wussten.³⁴

Anknüpfend an die zu Beginn gestellte Frage, wie sich der Begriff des «Rettens» konkret dokumentieren und mit Inhalt füllen liesse, wird man sich hüten, nach Zahlen zu suchen. Das gilt für die Personen, die G. L.s Tätigkeit in irgendeiner Weise unterstützten, und es trifft erst recht für diejenigen zu, die dieser Tätigkeit die Rettung ihres Lebens verdankten: Eine Rechnung, die buchstäblich so viele Unbekannte enthält, aufstellen zu wollen, wäre schon im Ansatz verfehlt.

«Des centaines de vies juives» – Hunderte von Leben jüdischer Menschen habe G. L. während des Krieges gerettet, versicherte Henri Läufer 1958 aufgrund seiner Zusammenarbeit mit ihr.³⁵ Ganz anders klingt es bei der Hauptperson: «Einige, zu wenig» seien es gewesen. «Was konnte man tun? Ein paar Leute retten [...]. Man

konnte es nur versuchen.»³⁶ Man möchte sich dem anschliessen, was Monsignore John Oestreicher aus den USA zu ihrem 60. Geburtstag geschrieben hat: «Ich weiss nicht, wie viele Juden Frau Dr. Luckner ihr Leben verdanken, ob zwei oder zwanzig oder zweihundert oder mehr. Nichts wäre verfehlter, als ihren Wettlauf mit den Mördern jener Tage zahlenmässig zu beurteilen. Ihr Ziel waren ja nicht Mengen, sondern Menschen.»³⁷

Unter den zahlreichen Würdigungen, die G. L. in der zweiten Hälfte ihres Lebens zuteil wurden, glänzt auch der Ehrentitel «Gerechte unter den Völkern» – die höchste Auszeichnung, die der Staat Israel zu vergeben hat.³⁸ Was die unscheinbare, von der Natur und vom Schicksal so stiefmütterlich behandelte Frau aus innerster menschlicher Überzeugung und aus christlichem Glauben dazu getan hat, «damit das geschändete Bild des Menschen wieder geheilt wird»³⁹, das trifft einfühlsam der Ehrentitel, den sie 1951 bei ihrem ersten Besuch in Israel verliehen bekam: «Botschafterin der Menschlichkeit».

Anmerkungen

¹ Zu Lebenslauf und Werdegang vgl. Hans-Josef Wollasch, «Betrifft: Nachrichtenzentrale des Erzbischofs Gröber in Freiburg». Die Ermittlungsakten der Geheimen Staatspolizei gegen Gertrud Luckner 1942-1944 (= Karlsruher Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus, Bd. 4), Konstanz 1999, S. 16-58; Baden-Württembergische Biographien, Bd. 3 (Hrsg. Bernd Otnad / Fred Seppaintner), Stuttgart 2002, S. 227-231; Religionen unterwegs. Zeitschrift der Kontaktstelle für Weltreligionen in Österreich 9 (2003) 4, S. 21-25.

² Gertrud Luckner, Reich beschenkt, Ms vom 23.4.1985 (Archiv DCV, 093.2 N40, K.1).

³ Archiv DCV, 093.2 N40, K.1.

⁴ Karl Siegfried Bader, In testimonium caritatis, in: Freiburger Rundbrief 12 (1959/60) 49, S. 29-33; hier S. 30.

⁵ Schreiben der Botschaft des Staates Israel bzw. des Büros Yad Vashem an Prof. Wolfram Wette, 11.4.2004.

- ⁶ Luckner, Reich beschenkt (wie Anm. 2).
- ⁷ Freiburger Rundbrief 12 (1959/60) 49, S. 41 f.; Eidesstattliche Versicherung G. L. vor dem Notariat III Freiburg, Az. 3 H 2234/58 am 12.12.1958 (Archiv DCV, Nachlass Luckner, «Biographische Zeugnisse»).
- ⁸ Bescheinigung G. L. für Walter Füsslin, 8.8.1947, und für Kurt Husemeyer, 16.11.1945 (Archiv DCV 093.2 + 284.01, K.2.).
- ⁹ Wollasch (wie Anm. 1), S. 33 Anm. 59. Zur folgenden Textstelle ebenda, S. 149.
- ¹⁰ Erklärung G. L. vom 4.4.1946 (Archiv DCV 093.2 + 284.01, K. 2).
- ¹¹ Wollasch (wie Anm. 1), S. 27 f. und 234 f.
- ¹² Ebenda, S. 27 und 106f.
- ¹³ Hierzu vgl. Heinrich Liebrecht, «Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.» Mein Weg durch die Hölle des Dritten Reiches, Freiburg 1990, besonders S. 29f., 74f., 93f., 110-114, 120f., 126-135, 141-144 und 184f.; Wollasch (wie Anm. 1), S. 74f. sowie Dokumente Nr. 52, 53, 58, 63 und 67.
- ¹⁴ Vgl. Wollasch (wie Anm. 1), Dokument Nr. 10.
- ¹⁵ Ebenda, Dokument Nr. 50, 58 und 67.
- ¹⁶ Ebenda, S. 73
- ¹⁷ Ebenda, S. 218; 102, 188 und 192.
- ¹⁸ Ebenda, S. 27 ff.
- ¹⁹ Ebenda, S. 181
- ²⁰ Hierzu vgl. ebenda, Dokument Nr. 39, 49 und 58.
- ²¹ Ebenda, S. 31 ff.
- ²² Zitiert bei Ernst Simon (Jerusalem), in: Freiburger Rundbrief 12 (1959/60) 49, S. 41; Wollasch (wie Anm. 1), S. 34.
- ²³ Wollasch (wie Anm. 1), S. 31.
- ²⁴ Else Rosenfeld / Gertrud Luckner (Hrsg.), Lebenszeichen aus Piaski. Briefe Deportierter aus dem Distrikt Lublin 1940-1943. München 1968; Else R. Behrend-Rosenfeld, Ich stand nicht allein. Erlebnisse einer Jüdin in Deutschland 1933-1944, Frankfurt a.M. ²1963, S. 243-259.
- ²⁵ Rosenfeld / Luckner, Lebenszeichen (wie Anm. 24), S. 13.
- ²⁶ Erklärung G. L. für Luise Oestreicher, 22.2.1952 (Archiv DCV, 093.2 + 284.01, K. 2).
- ²⁷ Brief G. L. an Heidkamp, 14.12.1947 (Archiv DCV, wie Anm. 26).
- ²⁸ Notizenzettel G. L. von 1945/46 (Archiv DCV, wie Anm. 26); Gespräch G. L. mit Elizabeth Petuchowski am 8./9. Juli in Freiburg, S. 16 (Archiv DCV, 093.2 N40).

- ²⁹ Luckner, Reich beschenkt (wie Anm. 2), S. 8; Gespräch mit Elizabeth Petchowski (wie Anm. 28), S. 44 f.
- ³⁰ Faksimile und Quellenangabe bei Wollasch (wie Anm. 1), S. 30.
- ³¹ Festnahmemeldung vom 26.3.1943 (ebenda, S. 154).
- ³² Schutzhaftantrag vom 14.4.1943 (ebenda, S. 174f.).
- ³³ Ebenda, S. 195 f.
- ³⁴ Ebenda, S. 36 und 72 f.
- ³⁵ Empfehlungsschreiben Henri Läufer vom American Joint Distribution Committee für G. L., Casablanca 24.4.1958 (Archiv DCV, 093.2 + 284.01, K. 2).
- ³⁶ Notizen G. L. vom 14. Juli 1945 (Archiv DCV, 093.2 N 47); dies, (wie Anm. 2), S. 10.
- ³⁷ John Oestreicher, in: Freiburger Rundbrief 12 (1959/60) 49, S. 39.
- ³⁸ Faksimile und Quellennachweis bei Wollasch (wie Anm. 1), S. 54
- ³⁹ G. L. an Werner Rosenstock von der Association of Jewish Refugees in London, London 6.12.1948 (Archiv DCV, 093.2 + 284.01, K. 2).

Judenrettung im Kloster der Herz-Jesu-Priester in Stegen bei Freiburg

Pater Heinrich Middendorf SO, Gerechter unter den Völkern

Bernd Bothe

I. Das Leben

Heinrich Middendorf wurde am 31. August 1898 in Aschendorf im heutigen Emslandkreis geboren. Er besuchte nach der Volksschule von 1909 bis 1912 die dortige katholische Rektoratsschule. Die weitere Gymnasialausbildung erhielt er an der humanistischen «Missionsschule» der Herz-Jesu-Priester (SCJ) in Sittard (Niederlande). 1917 trat er der Ordensgemeinschaft bei und wurde 1923 zum Priester geweiht. 1934 promovierte er in den Bibelwissenschaften mit der Doktorarbeit *Gott sieht. Eine terminologische Studie über das Schauen Gottes im Alten Testament* (1935). Danach war er als Professor der Bibelwissenschaften in den Studienhäusern des Ordens tätig. Von 1938 bis 1946 leitete er als Rektor das Kloster des Ordens in Stegen. Es liegt zehn Kilometer von Freiburg entfernt schwarzwaldeinwärts im Dreisamtal und beherbergt heute das Gymnasium «Kolleg St. Sebastian». Das Klostergelände umfasste das uralte Hofgut Weiler mit der Schlosskapelle, dem Schloss, den Nebengebäuden und dem Schlosspark.

1949 berief die Generalleitung des Ordens Pater Middendorf als Generalrat nach Rom. Von 1956 an war er im Kongo als Missionar tätig. Er betreute die Missionsstation Legu in der Diözese Wamba.

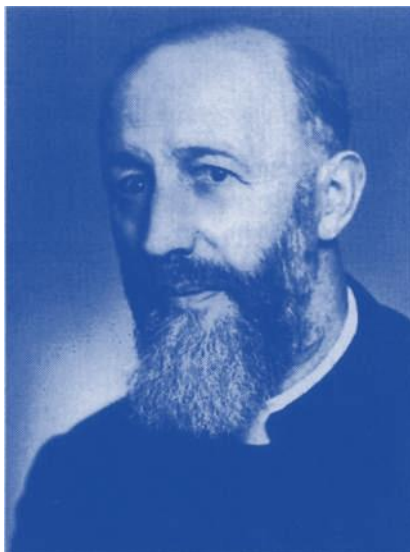


Abb. 4: Pater Heinrich Middendorf SCJ

Während eines Heimaturlaubs in Deutschland 1972 erkrankte er plötzlich; er starb am 4. August 1972 in Osnabrück und wurde auf dem Klosterfriedhof des Ordens in Handrup (Emslandkreis) bestattet.

II. Das Engagement für Juden

Während Pater Middendorfs Rektoratszeit von 1938 bis 1946 lebten in der Klostersgemeinschaft in Stegen etwa 20 Herz-Jesu-Priester, 12 Ordensbrüder und 8 Patres, sowie drei Dominikanerinnen von Neusatzeck bei Achern. Im Laufe der Kriegszeit füllte sich das Haus mit immer mehr Menschen, die auf dem Lande Zuflucht suchten. Pater Middendorf nahm alle auf, die in Not waren, nämlich: im Rahmen der Kinderlandverschickung (KLV) ab 1943 ein katholi-

ches Waisenhaus (Schutzengel-Kinderheim) mit etwa 75 Waisenkindern aus Hagen-Eilpe in Westfalen; 19 Kinder, die dem Kloster von Hagener Familien zum Schutz anvertraut worden waren; zwei ausgebombte Familien mit insgesamt 12 Personen aus Düsseldorf sowie weitere gefährdete Menschen; nach dem Luftangriff auf Freiburg am 27. November 1944 eine zahlenmässig unbestimmte Gruppe von Ausgebombten.

Die Kinderschar wurde betreut von acht Vinzenterinnen aus Paderborn sowie weiteren Lehrern und Erzieherinnen. Zu ihnen gehörte auch der Lehrer Friedrich Abel, der als linientreuer Nationalsozialist vom Nazi-Regime eigens zur Kontrolle nach Stegen geschickt worden war. So wohnten in den letzten Kriegsjahren etwa 150 namentlich erfasste Personen auf dem Klostergelände. Zu ihnen gehörte auch Grete Borgmann, die Frau des Hauptschriftleiters der Caritaszeitschrift, Dr. Karl Borgmann, mit ihren vier Kindern Eva, Rainer, Albert und Margrit. Ansonsten lebte und überlebte dort eine Gruppe von Freiburger Ausgebombten – Nazifreunde und Nazigegner, Deutsche und Ausländer. In dieser bunt gemischten Gruppe wurden Verfolgte jüdischer Herkunft versteckt.

1. Lotte und Peter Paepcke

Pater Middendorf hat später über die Rettung der Juden nicht gesprochen. Aber den Herz-Jesu-Priestern war bekannt, dass auf dem Klostergelände eine Jüdin mit ihrem Sohn überlebte. Denn Lotte Paepcke hatte nach dem Krieg in ihrem 1952 erschienen Buch *Unter einem fremden Stern*¹ das Schicksal ihrer Familie beschrieben.

Lotte Mayer, Tochter des Kaufmanns und Stadtverordneten Max Mayer und seiner Frau Olga geb. Nördlinger, wurde 1910 in Freiburg geboren. Sie wuchs zusammen mit ihrem Bruder Hans im Haus ihrer Eltern, die eine Lederhandlung betrieben, in der Schusterstrasse 23 auf. Nach dem Abitur 1929 an der Höheren Mädchenschule schloss sie bis 1933 ein Jurastudium ab, wurde aber nicht

mehr angestellt. Nach einer kurzen Zeit in einer Anwaltspraxis in Rom kehrte sie nach Deutschland zurück und heiratete den aus Mecklenburg stammenden nicht-jüdischen Protestanten Dr. Ernst August Paepcke, noch bevor solche Ehen 1935 durch die Nürnberger Rassengesetze verboten wurden. Ihr Mann, der Literaturhistoriker war und auf eine Universitätslaufbahn hoffte, blieb seiner Frau treu und arbeitete in verschiedenen Städten wie Bielefeld, Köln und Leipzig in der pharmazeutischen Industrie. Nach der Geburt des Sohnes Peter galt ihre Verbindung als «privilegierte Mischehe», die zunächst vor einer Deportation schützte. Zur Vorsicht wurde ihr Sohn evangelisch getauft.

Als nach der Wannsee-Konferenz 1942 die «privilegierten Mischehen» keinen Schutz mehr boten, beschloss Lotte Paepcke unterzutauchen. Eine ihr wohlwollende Ärztin behandelte eine Herzmuskelentzündung und stellte einen Erlaubnisschein für die Bahnfahrt aus. Sie floh in ihre Geburtsstadt Freiburg, wo sie bei Freunden unterkam und auch ihren schon dort lebenden Sohn wieder zu sich nehmen konnte. Da sie krank war, wurde sie mit Hilfe von Grete Borgmann und durch Vermittlung des Kamillianerpaters Hubert Reinartz im Vinzentiuskrankenhaus untergebracht. All das war verboten, weil sie keine Papiere besass und weil sie Jüdin war.

Am Abend des 27. November 1944, an dem ein Luftangriff Teile der Freiburger Innenstadt zerstörte, wurde auch das Vinzentiuskrankenhaus getroffen. Lotte Paepcke konnte durch ein Kellerfenster entkommen und verbrachte die Nacht im Colombi-Park. Geschwächt von Krankheit und von der Bombardierung, gelangte sie zu einer Freundin. Schon trug sie sich mit dem Gedanken, sich bei dem Blockleiter, der die durcheinander gewirbelten Menschen von neuem erfasste, als Jüdin zu melden, was für sie das Ende bedeutet hätte.

Die weiteren Geschehnisse erzählt Grete Borgmann so: «Nachdem wir die Kinder in Stegen hatten, sagte Pater Middendorf zu uns: Jetzt macht mal nicht so traurige Gesichter; es ist doch nicht so

schlimm, dass eure Wohnung getroffen worden ist; die Kinder sind doch – guckt, die sind doch alle gesund, ihr seid gesund.» Dann haben wir gesagt: ‚Es ist nicht das. Wir sind so bekümmert. Wir haben nämlich eine jüdische Freundin. Wir wissen nicht, wohin mit ihr. Die ist jetzt völlig ungeschützt in Freiburg.› Und dann hat er gesagt: ‚Lasst mich mal nachdenken› – wegen der neunzig Kinder im Waisenhaus hatte er ein Auto behalten können und durfte Lebensmittel kaufen ‚morgen fahr ich in die Stadt; da könnt ihr sie holen.› Dann haben wir sie geholt, und von da an haben die Lotte und ich in einem Zimmer gewohnt.»²

Lotte Paepcke erzählt den Vorgang so: «Da kam eines Morgens ein Mann in geistlicher Kleidung in unser Zimmer und fragte, ob ich Lust hätte, in das unweit der Stadt gelegene Kloster zu übersiedeln. Es sei dort besser für mich. Und ob ich meinen Jungen auch mitnehmen wolle, auf ein Bett komme es nicht an. Er werde uns mit dem Auto abholen lassen, wenn er das nächste Mal in die Stadt komme. Und als ich, ohne den Mut, mehr zu fragen, zu allem ja gesagt hatte, ging er wieder zur Tür hinaus. Damit war ich aufgenommen in die Schar der Schützlinge des Klosters, dessen Superior der einfach aussehende Mann gewesen war.»³ Damit sie den Nazis auf dem Gelände nicht auffiel, arbeitete sie in der Gärtnerei, gehörte also scheinbar zum Personal. Ihr Sohn Peter wurde den Waisenkindern zugeordnet. Schliesslich kam am 23. April 1945 mit dem Einzug der französischen Besatzungstruppen die Rettung.

2. Irmgard und Ursula Giessler

Schon im September 1944 wurde die Jüdin Irmgard Giessler, die Frau des Journalisten Dr. Rupert Giessler, mit ihrer Tochter Ursula in Stegen aufgenommen. Über ihre Eltern und die Rettung ihrer Familie berichtet als Zeitzeugin und Betroffene Ursula Giessler⁴:

«Diese Fahrrad-Fahrt werde ich nie vergessen: Anfang Septem-

ber 1944 brachte Grete Borgmann mich, ein weinendes achtjähriges Kind, das nicht wusste, wo seine Mutter geblieben war, auf ihrem Gepäckträger von Freiburg über den alten Feldweg nach Stegen ins Kloster der Herz-Jesu-Priester. Dort umsorgte mich erst einmal aufs warmherzigste Schwester Emma vom Waisenhaus aus Hagen-Eilpe, versuchte zu trösten, bis meine Mutter nach einer Woche ebenfalls in Stegen auftauchte.

Überstürzt hatten meine Eltern unsere Wohnung in der Freiburger Erwinstrasse verlassen müssen. Gefährdet waren sie schon lange, insbesondere meine jüdische Mutter. Im Juni 1939 hatte mein Vater, Journalist und Redakteur an der Freiburger ‚Tagespost‘, Berufsverbot erhalten, aus keinem anderen Grund als dem, dass er an seiner Ehe mit einer Jüdin festhielt, mit Irmgard Giessler geb. Freitag. Wörtlich: ‚Im Einvernehmen mit dem Herrn Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda sehen wir uns veranlasst, aufgrund Ihrer nichtarischen noch bestehenden Ehe Sie aus der Berufsliste der Schriftleiter zu streichen‘ – mitgeteilt vom ‚Reichsverband der deutschen Presse‘ am 1. Juni 1939. Ein Jahr später fand mein Vater illegal Arbeit im Colmarer Alsatia Verlag, beschäftigt von dem mutigen Verleger Joseph Rossé.

Zum plötzlichen Untertauchen waren meine Eltern Anfang September 1944 genötigt, nachdem der Blockwart erschienen war, um die Männer zum Schanzen am Westwall zu verpflichten. Als er zu meinem Vater kam, sagte er zu ihm jedoch: ‚Ach nein, Sie haben wir ja für was anderes aufgehoben.‘ So überlieferte es Grete Borgmann. In meiner Kindererinnerung gibt es noch ein anderes Alarmzeichen: Danach tauchte eines Abends die Mutter einer Spielkameradin auf, die Parteimitglied war, und sagte zu meiner Mutter: ‚Es wäre gut, wenn Sie verreisten. Mehr kann ich nicht sagen.‘ Vielleicht waren beide Warnsignale zusammengekommen.

Meine Eltern verdankten Grete und Karl Borgmann die Verbindung zu den Herz-Jesu-Priestern und ihrem Rektor Pater Middendorf. Grete Borgmann hatte dafür gesorgt, dass meine Eltern mit

dem ersten Zug am Morgen nach jenen Warnzeichen Freiburg verliessen – Richtung Elsass; danach nahm sie sich meiner an und brachte mich eben nach Stegen. Natürlich war ich der glücklichste Mensch, als ich meine Mutter in Stegen wiederhatte. Pater Middendorf hatte mich wie auch die anderen jüdischen Kinder mit vollem Risiko ins Kinderheim aus Hagen gesteckt, wo wir nach aussen hin nicht weiter auffielen. Ich pendelte zwischen dem Heim und dem Zimmer meiner Mutter im Brüderhaus auf dem Klostergelände.

Mitten in der gefährlichsten Zeit hatte Pater Middendorf – Pater Rektor, wie er offiziell genannt wurde – für uns eine Oase geschaffen, in der ich aus Sicherheitsgründen auch nicht erfuhr, dass meine Mutter Jüdin war. Seine Menschlichkeit strahlte auf alle ab. Und er war zudem ein grosser Pädagoge. Da meine Mutter fürchtete, ich würde nie lernen, mich zu wehren, steckte er mich auf ihre Bitten beim Spiel in die raueste Bubenschar und machte selbst bei unseren Schneeballschlachten mit. Bei ihm fühlte ich mich immer liebevoll geborgen. Unter seiner Obhut ging ich mit den Kindern des Kinderheims auch noch kurz in die dritte Klasse der Schule im Kloster, wo der Nazi-Lehrer Abel unterrichtete. Und ich ging in Stegen zur Erstkommunion.

Für den Fall der Fälle plante Pater Middendorf weitsichtig voraus. Wenn meine Mutter ihm gegenüber ihre Angst vor der Gestapo äusserte, antwortete er: ‚Über meine Schwelle kommt niemand, aber in der grössten Not habe ich für Sie und Ihr Kind oben im Wald noch eine Hütte.‘ In ihrem Buch ‚Unter einem fremden Stern‘ schildert Lotte Paepcke Pater Middendorfs Vorsorge für sie: ‚Ich ging über den Klosterhof, da trat der Superior zu mir, fragte, wie es gehe, und sagte mir wie nebenbei, dass es augenblicklich schlecht stehe, da die Gestapo ihn ziemlich bedränge. Er schlage vor, dass ich irgendeine Arbeit innerhalb des Klosters übernehme, damit ich zum Personal zähle. Ob es wohl möglich sei, dass ich mich bei leichter Gartenarbeit beteilige – bei dem Gärtner, Bruder Anastasius, sei

jetzt, wo es bald dem Frühjahr entgegengehe, ohnehin sehr viel zu tun, und er würde dankbar sein für ein wenig Unterstützung. Ich dankte dem Superior für seine Fürsorge und meinte, dass ich mich körperlich jetzt genügend gekräftigt fühle, um leichte Arbeit tun zu können; ich wolle mich gleich am nächsten Tag bei Bruder Anastasius melden.⁴⁵

So wie Lotte Paepcke dann im Garten arbeitete, beschäftigte Pater Middendorf meine Mutter in seinem Büro – auch psychologisch eine weise Tat. Und Lotte Paepckes Sohn Peter, evangelisch getauft, steckte Pater Rektor ins Ministranten-Gewand, damit er nicht auffiel. Bei dieser Gelegenheit erfuhr Peter, dass er Jude war.

Nachdem alles vorbei war, wir Kinder Ende April 1945 glücklich auf die Panzer der Franzosen kletterten und dort Schokolade bekamen, hatte ich, hatten wir weiterhin Kontakt mit Pater Middendorf, bis zu seinem Tod 1972. Er besuchte uns immer wieder in der Freiburger Erwinstrasse. Irgendwann in den 60er Jahren fuhr ich ihn und zwei seiner Kollegen aus dem Kongo mit dem Auto durch den Schwarzwald. Während ich am Steuer sass und er neben mir, erzählte ich ihm, dass er meine Mutter und mich nicht nur vorbeugend bei sich aufgenommen, sondern dass er uns im wahrsten Sinn des Wortes gerettet hatte. Denn bei den Nachbarn in der Etage unter uns, bei Mutter Radke und ihren zwei Töchtern, hatte die Gestapo nach uns gefahndet, während wir versteckt waren. Mutter Radke wusste, wo wir waren, führte die Gestapo jedoch in die Irre. Als Pater Middendorf das hörte, kam es mir vor, als ob ein kleiner Groschen der Genugtuung in ihn fiel.»

3. Gerhard Zacharias

In den Erinnerungen der überlebenden Personen taucht auch ein Mann mit Namen Gerhard Zacharias auf, der «Halbjude» gewesen sei und in Stegen die Kriegszeit überlebt habe. Nach einem Jahr der Nachforschung gelang es, ihn 1994 im Rheinland ausfindig zu ma-

chen und zu besuchen. Er war ein rüstiger Mann von 70 Jahren und gern bereit, über die damalige Zeit Auskunft zu geben.⁶

Danach wurde Gerhard Zacharias 1923 als Sohn der Eheleute Ludwig Zacharias und Helene geb. Heymann in Braunschweig geboren. Die Familie war mütterlicherseits jüdisch. Helene Heymann war die Tochter des Geheimen Justizrates Viktor Heymann und seiner Ehefrau Adele geb. Jonas. Beide Grosseltern waren Juden. Viktor Heymann war assimiliertes Jude und wollte als guter Deutscher gelten. Er liess seine Kinder protestantisch taufen. Durch die Heirat mit dem aus Regensburg stammenden Katholiken Ludwig Zacharias ging Helene Heymann eine Ehe ein, die nach der Geburt von drei Kindern – neben Gerhard noch zwei Mädchen – als «privilegierte Mischehe» galt.

Nach der Wannsee-Konferenz 1942 war auch Helene Zacharias in Gefahr, deportiert zu werden, kam aber bei einem Bombenangriff ums Leben. Eine Schwester der Mutter wurde von der Gestapo abgeholt, während Gerhard Zacharias direkt neben ihr stand; eine weitere Schwester wählte in einem Krankenhaus in Hannover den Freitod. Der Vater, der eine kleine Fabrik besass, die zwar kein Kriegsmaterial herstellte, aber doch etwas, was man in dieser Zeit brauchen konnte, «dem haben sie nichts getan» – er überlebte. «Makaber, wenn man sagt, dass sie Glück hatte und durch Bomben umkam, bevor sie deportiert wurde», fügte Dr. Zacharias zum Tode seiner Mutter hinzu.

Während die beiden Schwestern auf dem Land in der Nähe von Braunschweig bei Bauern überlebten, machte Gerhard Zacharias 1942 in Braunschweig das Abitur und begann zunächst in Paderborn das einzige ihm noch erlaubte Studium: das der Theologie. Nach dem Studienverbot verliess er Paderborn. In einem ihm nachgesandten Brief wurde ihm mitgeteilt: «Soeben kamen zwei Polizisten und wollten Sie abholen.» Da tauchte er unter, gelangte in den Schwarzwald und schliesslich nach Stegen. Etwa in der ersten Häl-

te des Jahres 1944 wurde er von Pater Middendorf im Stegener Kloster aufgenommen.

Er lernte die Familie Giessler kennen und freundete sich mit ihr an. Er kannte Lotte Paepcke, aber von ihrer jüdischen Herkunft und der anderer Personen wusste er nichts. «Es war gut, wenn die Menschen übereinander möglichst nichts wussten und so alles ein wenig im Verborgenen blieb.»

Im Gegensatz zu den bedrückenden Zwängen vorher konnte er sich im Kloster der Herz-Jesu-Priester völlig frei fühlen. Es gab keine Vorschriften. Er war niemandem Rechenschaft schuldig, wenn er irgendwohin gehen oder sonst etwas tun wollte. «Es war wirklich der Zustand einer ausserordentlichen Freiheit. Das ist mir in Erinnerung geblieben. Das war wirklich ein Erlebnis. Pater Middendorf spielte dabei eine grosse Rolle, einfach atmosphärisch.»

Er hatte seine Schlafstätte in der Bibliothek. Nach dem Aufstehen räumte er sie so zurecht, dass man sie als Schlafstätte nicht mehr erkennen konnte. Denn auch das Kloster wurde von der Gestapo ständig überwacht. Wenn er gefragt wurde, warum er nicht an der Front sei, hustete er heftig und antwortete einfach: «Ich habe offene Tuberkulose.» Dann suchten die Frager eilig das Weite. Einmal war er in höchster Gefahr. Zwei Herren in Ledermänteln kamen durch das grosse Einfahrtstor beim gelben Angestelltenbau und gingen auf die Haustür zu. Er sah sie kommen und war sich bewusst, dass er im Falle einer Kontrolle erledigt war; denn er hatte keine Papiere, nicht einmal einen Wehrpass. Er flüchtete durch das Haus und fand zufällig die meistens verschlossene Hintertür offen. Er verliess das Haus, lief in den Schlosspark und verbarg sich dort.

Über das Ende erzählt Gerhard Zacharias: «Beim Einzug der Franzosen geschah in Stegen nichts Gefährliches. Pater Middendorf, der gut französisch sprach, verhandelte mit den einfahrenden Besatzungstruppen. Die Franzosen waren sehr nett. Die Atmosphäre war entschärft, fast freundlich. Die Kinder erhielten Bonbons und krochen auf den Panzern herum.

Keinem wurde etwas zuleide getan. Lehrer Abel wurde innerhalb von 20 Minuten zum Widerstandskämpfer und verhielt sich ruhig. In der Kapelle wurde ein Dankgottesdienst gehalten. Gerhard Zacharias spielte alle Strophen des Liedes ‚Grosser Gott, wir loben dich‘.»

4. Dieter und Eva Bachenheimer

Zu den unter den Waisenkindern versteckten Kindern jüdischer Herkunft gehörte das Geschwisterpaar Dieter und Eva Bachenheimer. Über die Ereignisse ihrer Familie berichtet als Zeitzeugin und Betroffene Eva Zwingmann⁷ geb. Bachenheimer:

«Mein Vater – Max Bachenheimer – war Jude. Er wurde 1900 in Hallenberg (Sauerland) geboren. 1928 trat er zum katholischen Glauben über, schlicht deshalb, weil er die aus einer streng katholischen Familie stammende Hildegard Seckler heiraten wollte. Meine Grosseltern hätten niemals einer Eheschliessung mit einem Juden zugestimmt. Im gleichen Jahr, also 1928, heirateten sie in Dortmund. 1929 wurden mein Bruder Dieter und 1931 ich geboren. Mein Bruder und ich wurden katholisch getauft. 1933 zogen meine Eltern mit uns ins vorwiegend katholische Sauerland nach Neheim-Hüsten, das heutige Arnsberg. Sie hofften, dort vor dem in Dortmund beginnenden Nazi-Terror geschützter zu sein. Bis zum 9. November 1938 lebten wir dort auch relativ unbehelligt.

Doch am Abend des 9. November wurde mein Vater verhaftet und in das KZ Oranienburg geschafft. Nach etwa sechs Wochen wurde er von dort entlassen mit der Auflage, Deutschland bis spätestens 1. Januar 1939 zu verlassen. Diese Entlassung kam nur zustande, weil meine Mutter sich standhaft weigerte, einer Scheidung zuzustimmen.

Holland war Gott sei Dank bereit, meinen Vater aufzunehmen. Er fand dort, wie viele andere jüdisch-deutsche Bürger, Aufnahme in einem Internierungslager. Von dort versuchte mein Vater nun ein

Visum für unsere Familie nach Brasilien zu bekommen.

Meine Mutter ging zurück nach Dortmund zu ihren Eltern. Mein Bruder und ich kamen im Februar 1939 in das Schutzengel-Kinderheim der Vinzentinerinnen in Hagen. Im August 1939 erhielten wir ein Visum für Brasilien, gingen auch nach Holland und warteten auf ein Schiff. Ehe dieses kam, brach am 1. September 1939 der Zweite Weltkrieg aus. Meine Mutter und wir Kinder wurden aus Holland ausgewiesen, mein Vater ging in den Untergrund. Meine Mutter kehrte wieder zurück zu ihren Eltern. Mein Bruder und ich kamen wieder nach Hagen in das Schutzengel-Kinderheim. Dieses Kinderheim wurde im Sommer 1943 nach Stegen evakuiert. Ab da hielt Pater Rektor Middendorf zusätzlich zu den Ordensschwwestern seine schützende Hand über meinen Bruder und mich. Erst nach dem Krieg erfuhren wir von Plänen Pater Middendorfs für den Fall, dass für meinen Bruder und mich Gefahr bestand. Die Gefahr war sehr real, denn die Ordensschwwestern aus Hagen hatten die Schwwestern in Stegen informiert, dass die Gestapo uns suchte.

Mein Bruder Dieter sollte auf Umwegen in die Schweiz gebracht werden. Er hatte 1944 seine Schulzeit beendet und wurde in der Lehrwerkstatt der DEMAG in Wetter/Ruhr zum Betriebs-Elektriker ausgebildet. Etwa im November besuchte ihn ein Bekannter, Manfred Matuschewski, und zeigte ihm einem Brief von Pater Middendorf, in dem sinngemäss Folgendes stand: Er sei Halbjude und sehr gefährdet (KZ oder Ähnliches). Dem Brief lägen 200 Reichsmark und Lebensmittelkarten bei. Wenn er Gefahr wittere, solle er den nächsten Zug nehmen, möglichst viel umsteigen und nach Stegen kommen. Dort wolle man ihn verstecken und notfalls in die Schweiz bringen. Des Kriegsendes wegen musste Dieter Pater Middendorfs Fürsorge nicht mehr in Anspruch nehmen.⁸

Für mich war folgende Planung gemacht: Sollte die Gestapo in Stegen auftauchen, wollte man sagen, ich läge mit einer Polypen-

Operation im Krankenhaus in Freiburg. Unterdessen wollte man mich an den Bodensee schicken. Dort sollte mich eine Verwandte unserer Schwester Gudila verstecken. Ehe es so weit kam, war der Krieg jedoch zu Ende. Als Schwester Emma mir das erzählte, konnte ich mir endlich erklären, warum es eines Tages hiess, ich müsste meine Polypen herausoperieren lassen. Nie hatte ich Beschwerden und bis heute stören sie mich nicht.

Mein Vater überlebte den Krieg. Meine Mutter kam jedoch am 6. Oktober 1944 bei einem Bombenangriff auf Dortmund ums Leben. Sie war 37 Jahre alt. Mir ist immer bewusst gewesen, was mein Bruder und ich Pater Middendorf zu verdanken hatten. Für mich, auch schon als kleines Mädchen, war immer erkenntlich gewesen, dass Pater Middendorf ein besonderer Mensch war. Ich hatte ihn tief in mein kindliches Herz geschlossen. Ein Beispiel dazu: Ein Junge, mit Namen Rudolf, und ich mussten sehr oft mit einem Handwagen die etwa neun Kilometer bis Freiburg gehen, um Brot für das Heim zu holen, natürlich die neun Kilometer mit vollem Handwagen auch wieder zurück. Das macht hungrig. Als wir ein Feld mit dicken Möhren entdeckten, stibitzten wir einige davon. Entdeckt wurden wir aber auch von dem Besitzer des Feldes. Wir gestanden ihm, dass wir ‚Schlosskinder‘ wären. Am nächsten Tag tauchte der Bauer im Schloss auf und Rudolf und ich wurden zum Pater Rektor gerufen. Unsere Scham war ziemlich gross, die Erwartung einer Strafe auch. Pater Rektor fragte: Wieso habt ihr Möhren ausgerissen? Ihr wart doch nicht etwa hungrig? Dann erfragte er noch, was wir am Morgen denn alles gefrühstückt hätten. ‚Eine Scheibe trockenes Brot und einen ApfeT, war unsere Antwort. Da bemerkte ich, dass der Bauer seinerseits verlegen wurde. Wir wurden straffrei entlassen. Der Bauer blieb noch und lieferte ab da seine Überschüsse an unser Schloss.

Hierzu finde ich über Pater Middendorf folgendes Zitat aus Lotte Paepckes Buch ‚Unter einem fremden Stern‘ sehr passend: ‚Er

zwang die, die um ihn waren, selbst voll ins Tageslicht zu treten, zu sein, wie es verlangt wurde, zu tun, was recht war, und sich ihrer Dunkelheiten zu schämen. Doch die einschichtige Unbedingtheit seines Wesens hinderte ihn nicht, mit der vielschichtigen Problematik jener Tage fertig zu werden und mit Umsicht sein Kloster und alle seine Insassen durch die politischen Wirren der nationalsozialistischen Zeit zu steuern.⁹

Als ich am 19. Oktober 1995 in Yad Vashem an der Ehrung für Pater Middendorf teilnehmen konnte, war zu meiner Liebe eine tiefe Dankbarkeit hinzugekommen. Ich war froh, dass ich dazu beitragen konnte, dass Pater Middendorf auf diese Weise geehrt wurde.»

5. Helga und Heinz-Kasimir Karmiol

Am 28. Mai 1994 trafen sich, über 50 Jahre nach der Verlegung des Waisenhauses, etwa 40 Stegener Ehemalige in Hagen. Bei einem Lichtbildervortrag entdeckte man auf einigen alten Fotos ein schwarzhaariges Mädchen namens Helga Karmiol, das mit ihrem Bruder Heinz-Kasimir Karmiol zu den Waisenkindern gehört habe. Beide seien jüdischer Abstammung gewesen. Ruth Flügge geb. Sattler, Jahrgang 1932, die von ihren Eltern nach Stegen vermittelt worden war und dort vom 3. November 1943 bis zum 20. August 1944 dem Waisenhaus angeschlossen war, freundete sich mit Helga Karmiol an. Ruth Sattler verliess jedoch 1944 Stegen, weil sie mit dem Lehrer Friedrich Abel nicht zurechtkam. Die Freundschaft zwischen den Mädchen dauerte auch noch nach dem Kriege an, als auch Helga Karmiol mit dem Schutzengel-Kinderheim wieder nach Hagen-Eilpe zurückgekehrt war.

Nach Ruth Sattlers Aussage hatte das Geschwisterpaar Karmiol einen jüdischen Vater und eine «arische» Mutter. Ihre Freundin, die im Waisenhaus an der Pforte tätig war, hatte auch nach dem Krieg noch Angst um ihr Leben. Wenn sich Männer nach ihrer hübschen

Gestalt umschaute, glaubte sie, sie würde als Jüdin erkannt und abgeholt. Später wurde sie Tänzerin.

Ruth Flügge versuchte, in den 90er Jahren telefonisch die Verbindung zu ihrer Freundin Helga wieder herzustellen. Sie erfuhr, dass Heinz-Kasimir Karmiol verstorben war. Helga, die nach ihrer Heirat unter anderem Namen im Ruhrgebiet lebte, teilte mit, sie wolle an die vergangene Zeit nicht mehr erinnert werden, und lehnte eine erneute Begegnung ab. Post, die der Verfasser der Frau zukommen liess, wurde nicht zurückgeschickt. Aber eine persönliche Kontaktaufnahme kam nicht zustande. Diesen Willen der Frau galt es zu achten.

III. Persönliche Erfahrungen

Um das Jahr 1941 lebte ich als etwa fünfjähriger Junge bei meinen Grosseltern, Anna und Theodor Schulte, in Barssel im Norden des Landkreises Cloppenburg. Eines Tages stand ich mit meiner Grossmutter und meiner Tante neben unserem Haus. Wir schauten auf die Strasse. Auf Ackerwagen wurden Möbel vorbeigefahren, die jüdischen Bürgern gehörten. Sie glänzten wunderschön. Wer wollte, konnte davon nehmen. Meine Grossmutter sagte zu meiner Tante (auf Plattdeutsch): «Dorvan nähme wie nix; de bringet se aie ümme» (davon nehmen wir nichts; die bringen sie alle um). Auf mich machten diese Worte einen unauslöschlichen Eindruck. Ich wusste nicht, was Juden waren. Aber ich spürte, dass sich hinter diesem Geschehen Schreckliches verbarg.

1936 geboren, war ich am Ende des Nazi-Regimes neun Jahre alt und erlebte aufmerksam mit, was in jener Zeit geschah. Als Gymnasiast hörte ich ausführlicher von der Verfolgung der Juden und anderer Menschen. Damals schwor ich mir in Grauen, Wut und Abscheu, mich nie mit dieser Epoche der deutschen Geschichte näher (also wissenschaftlich) zu beschäftigen. Erst 1990m also 45 Jahre

später, fand ich zufällig einen Brief vom 19. Juli 1985, geschrieben von einer Grete Borgmann aus Freiburg «An den Rektor von Stegen und wen immer es betrifft». Sie erzählte von der Zerstörung ihrer Wohnung durch den Bombenangriff am 27. November 1944 auf Freiburg und von der Aufnahme ihrer Familie und der Rettung der Jüdin Lotte Paepcke durch Pater Middendorf in Stegen. Hier fand ich einen Zugang zur Geschichte. Damals hatten Menschen ihre Nächsten in Not gerettet. Ich begann zu forschen. Im Laufe der Forschungen wurde Pater Dr. Heinrich Middendorf, ein öffentlich unbekannter Ordensmann, als erster katholischer deutscher Priester von Yad Vashem mit dem Titel «Gerechter unter den Völkern» geehrt.

IV. Ehrungen

Das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* schrieb im Jahre 1997: «Und wenn wir denn dabei sind: Warum sind die feigen Täter, deren Antriebe und deren Umfeld Daniel Goldhagen auf ebenso eindrucksvolle wie verrannte Art beschrieben hat, hierzulande so ungleich bekannter, fast möchte man sagen: populärer als die .stillen' Helden (nämlich die bedrängte Menschen gerettet haben) [...]? Warum gibt es keinen Platz, keine Strasse, keine Schule, die ihren Namen trägt?»¹⁰

Einerseits sind die Helfer in der Not trotz vieler Bemühungen in der Gegenwart öffentlich kaum bekannt. Andererseits hat sich das, was hier gefordert wird, an Pater Middendorf erfüllt. Unter den vielfachen Ehrungen seien folgende angeführt:

- Am 11. September 1994 beschloss die Leitung der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem auf Antrag von Dieter Bachenheimer sowie Lotte und Peter Paepcke, ihm den Titel «Gerechter unter den Völkern» zu verleihen.
- 1995 überreichte in einer Gedenkfeier der Gesandte der Botschaft des Staates Israel in Bonn, Avraham Benjamin, dem Kolleg

St. Sebastian eine Ehrenurkunde und eine Medaille, wobei Gisela Kuck die Laudatio hielt.

- Im gleichen Jahr 1995 wurde in Anwesenheit von Mitgliedern des «Freundeskreises Pater Middendorf» in der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem an einer Gedenkwannd eine Ehrentafel enthüllt mit der Inschrift auf Hebräisch und Englisch: «Father Heinrich Middendorf, Germany».
- 1996 ersetzten die Herz-Jesu-Priester in Handrup (Emslandkreis) auf dem Klosterfriedhof die alte Grabplatte durch eine neue, auf der auf Hebräisch und Deutsch der Name des Geehrten steht und sein neuer Titel «Gerechter unter den Völkern».
- 1997 erhielt die Realschule Aschendorf (Emslandkreis), die Heinrich Middendorf von 1909 bis 1912 besuchte, zum hundertjährigen Schuljubiläum nach ihrem ehemaligen Schüler den Namen «Heinrich-Middendorf-Realschule Aschendorf»; eine Gedenkstätte wurde eingerichtet.
- Als 1998 zu Pater Middendorfs 100. Geburtstag am Stegener Kolleg ein Schulprogramm stattfand zum Thema «In der Erinnerung liegt das Geheimnis der Erlösung» (Baal Sehern Tov), wurde eine Gedenkstätte eingerichtet und vorgestellt.
- Ebenfalls 1998 wurde in Aschendorf aus gleichem Anlass in einer Festfeier des «Schutzherrn» der Schule gedacht und eine Bronzetafel enthüllt.
- 1999 wurde in Stegen eine «Seniorenwohnanlage Pater Middendorf» eingeweiht und eine Gedenkstätte eingerichtet.
- Am 11. Juli 2004 legte der Künstler Gunter Demnig auf dem Gelände des Kollegs St. Sebastian zum Andenken an Pater Middendorf und an die geretteten Juden vor der Schlosskapelle «Stolper-



Abb. 5: Stolpersteine in Stegen

Die Stolpersteinsetzung zu Ehren des früheren Rektors des Klosters der Herz-Jesu-Priester und «Gerechten unter den Völkern», Pater Dr. Heinrich Middendorf, durch den Künstler Gunter Demnig fand am Sonntag,

11. Juli 2004, auf dem Gelände des Kollegs St. Sebastian in Stegen bei Freiburg, Hauptstrasse 4, vor der Schlosskapelle statt. Pater Middendorf rettete während des Nazi-Regimes mehrere Jüdinnen und Juden, indem er sie im Stegener Kloster versteckte.

steine» mit der Inschrift: «Hier überlebten 1943-1945 Dieter Bachenheimer, Eva Bachenheimer, Irmgard Giessler, Ursula Giessler, Heinz-Kasimir Karmiol, Helga Karmiol, Lotte Paepcke, Peter Paepcke, Gerhard Zacharias versteckt / gerettet vor Deportation und Tod von Pater Heinrich Middendorf SCJ.»

V. Schluss

Nach der Zeit des Nazi-Regimes, nach Diktatur und Weltkrieg, gab es in Deutschland nicht mehr viele Orte und Stätten, an denen man als Deutscher mit Würde hätte stehen können. An Pater Middendorf erinnern in unserem Vaterland drei Stätten, die mit seiner Person verbunden waren und bleiben: Stegen, wo die Stolpersteine die Schulgemeinschaft auf ihn als Vorbild verweisen; Handrup, wo sein Grab die junge Generation an die Zeit der Judenverfolgung und Judenrettung erinnert; Aschendorf, wo sein Name der Jugend von heute über dem Schulportal (buchstäblich) vor Augen steht.

An diesen Orten sowie vor der Gedenkwannd der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem möge es auch einem Deutschen erlaubt sein, in Würde zu stehen. Denn auch Pater Middendorf vermag unserem sowohl schuldig gewordenen wie geschändeten Volk etwas von seiner Würde zurückzugeben.

Anmerkungen

¹ Lotte Paepcke: *Unter einem fremden Stern. Geschichte einer deutschen Jüdin.* Freiburg 2004 (Neuausgabe).

² Grete Borgmann: «... dass das Menschen waren, nicht Steine». Hilfsnetze katholischer Frauen für verfolgte Juden im Dritten Reich. Feature von Brigitte Oleschinski, Deutschlandfunk, 8. November 1988, Manuskript S. 32.

³ Paepcke, Stern (wie Anm. 1), S. 97 f.

⁴ Diesen Bericht stellte Ursula Giessler dem Verfasser freundlicherweise zur Verfügung. Ursula Giessler, geboren 1936 in Freiburg, jüdischer Herkunft, 1944-1945 Zuflucht im Kloster der Herz-Jesu-Priester in Stegen, 1955 Abitur am Berthold-Gymnasium, Studium der Germanistik und Kunstgeschichte in Freiburg, München und Berlin, freie Journalistin, Mitarbeit bei amnesty international und Mitglied des Bundesvorstands, Redakteurin im Friedrich Verlag in Velber bei Hannover, zuständig für die Zeitschriften *Kunst + Unterricht* und

Praxis Deutsch, 1978-2001 Kulturredakteurin der *Saarbrücker Zeitung* in Saarbrücken mit Schwerpunkt Bildende Kunst, lebt seit 2001 in Freiburg.

⁵ Paepcke, Stern (wie Anm. 1), S. 117.

⁶ Die folgenden Berichte und Zitate sprach Gerhard Zacharias auf ein Tonband, das sich im Besitz des Verfassers befindet.

⁷ Diesen Bericht stellte Eva Zwingmann dem Verfasser freundlicherweise zur Verfügung. Eva Zwingmann, geboren 1931 in Dortmund, jüdischer Herkunft, 1938-1946 Volksschule (weiterführende Schulen waren nicht erlaubt), 1939-1943 Zuflucht im Hagener Waisenhaus in Hagen-Eilpe und 1943-1945 im Kloster der Herz-Jesu-Priester in Stegen, 1946-1947 Frauenfachschule, 1947-1950 Ausbildung zur Modistin, 1951-1957 Tätigkeit im elterlichen Textilgeschäft, 1957 Heirat mit Dipl. Ing. Rudolf Zwingmann, drei Töchter.

⁸ Vgl. Bernd Bothe, Pater Heinrich Middendorf SCJ. Gerechter unter den Völkern. Waisen, Juden, Menschen in Bedrängnis – Lebensschicksale in Stegen von 1942 bis 1945. Stegen 1998, S. 34-35.

⁹ Paepcke, Stern (wie Anm. 1), S. 98 f.

¹⁰ Der Spiegel Nr. 46/1997, S. 67.

Hilfe für verfolgte Juden in Freiburg 1940-1945

Christina Eckert

Ein Ziel der nationalsozialistischen Politik war die Ausgrenzung, Demütigung und Verfolgung der jüdischen Bürgerinnen und Bürger. Gleichwohl gab es in Deutschland auch Menschen, die sich dieser Zielsetzung entgegenstellten. Die Formen der Hilfe und Solidarität waren unterschiedlich. Sie reichten von einfachen kommunikativen Gesten gegenüber den Ausgegrenzten über die Unterstützung mit Lebensmitteln bis hin zu Rettungsbemühungen.

Hat es auch in der Stadt Freiburg Helferinnen und Helfer gegeben? Das bekannteste Beispiel dürfte die Caritas-Mitarbeiterin Dr. Gertrud Luckner sein, die sich in selbstloser Weise für Juden eingesetzt hat.¹ Aber darüber hinaus gab es (wie wir vor allem durch die Forschungen von Heiko Haumann wissen) auch von sozialdemokratischer und kommunistischer Seite Hilfe für Juden in Freiburg, und das Netz der Widerstehenden reichte sogar bis in die Gestapo hinein.²

Im Juni 1933 wurden bei der Volkszählung 1138 Personen jüdischen Glaubens in Freiburg registriert. 1939 lebten noch etwa 800 Juden in Freiburg. Diese Zahl zeigt, dass trotz der zunehmenden Ausgrenzungen und Benachteiligungen bis dahin nur wenige Menschen den Schritt aus der vertrauten Umgebung ins Exil gewagt hatten. Wie viele Freiburger Juden 1939/40 Deutschland verließen, ist unbekannt. Aktenkundig ist, dass am 22. und 23. Oktober 1940, in der Absicht, Baden, die Pfalz und das Saargebiet «judenfrei» zu machen, 360 Freiburger Juden in das Lager Gurs nahe der Pyrenäen

deportiert wurden. Viele starben dort; andere wurden weiter in die Vernichtungslager im Osten verschleppt.

Vor dem Hintergrund des Befundes, dass nach der Deportation der badischen Juden im Herbst 1940 noch 121 Jüdinnen und Juden in Freiburg lebten – grossenteils «Mischlinge» oder Partner aus «Mischehen» –,³ nimmt sich die Zahl der bislang bekannten Helfer und Retter gering aus. Es müsste daher mehr Fälle von Solidarität und Hilfe in Freiburg gegeben haben als bisher angenommen.⁴ Diese Menschen aufzufinden gestaltet sich jedoch äusserst schwierig. Sie durften keine Spuren ihrer Handlungen hinterlassen, und daher gibt es kaum schriftliche Zeugnisse. Um noch lebende Gerettete oder Nachkommen der Retter ausfindig zu machen, ist also geradezu detektivisches Gespür notwendig.

Hinzu kommt, dass die Menschen, die sich solidarisch mit Juden gezeigt hatten, nach 1945 in der kollektiven Erinnerung kaum präsent waren. Während man jahrzehntelang unter Widerstand nur Aktionen von hohen Offizieren oder anderen Angehörigen der Eliten verstand, kam es Ende der 1970er Jahre durch die Beschäftigung mit dem Widerstand im Alltag zu einer Erweiterung des Widerstandsbegriffs. Trotzdem sollte man nicht übersehen, dass diejenigen, die sich der Verfolgung und Vernichtung der Juden widersetzt hatten, zu diesem Zeitpunkt noch immer nicht ins öffentliche Bewusstsein gelangt waren. Im Jahre 1980 wurde zwar der Widerstand der Arbeiterparteien in Freiburg aufgearbeitet,⁵ der sich vor allem im Drucken und Verteilen von Propagandaschriften geäussert hatte; aber der «Rettungswiderstand» fand erst seit Anfang der 1990er Jahre eine gewisse Beachtung.

Über die bereits bekannten Hilfs- und Rettungsbemühungen für Juden von Katholiken, Sozialdemokraten, Kommunisten und Polizisten hinaus⁶ sollen in diesem Beitrag bislang unbekannt Beispiele von Zivilcourage vorgestellt werden. Die exemplarisch ausgewählten Personen sind ein Generalleutnant im Ruhestand, eine Metzgereiangestellte, ein Landwirt und dessen Frau sowie ein Professorenhepaar.

Hilfe im Namen von Hermann Göring

«Wer Jude ist, bestimme ich.» Diese Worte, die Reichsmarschall Hermann Göring von dem Wiener Bürgermeister Karl Lueger übernommen hatte, könnten unter anderem auf das folgende Freiburger Schicksal gemünzt sein.

Die in den 1920er Jahren zum Christentum konvertierte Jüdin Stefanie Wichert, geb. Rüdenberg, die in Freiburg wohnte, wurde drei Mal durch Fürsprache eines Generalleutnants a. D. von der Deportation nach Theresienstadt zurückgestellt.⁷ Als Tochter des Bettfederfabrikanten Georg Rüdenberg und seiner Frau Elsbeth, geborene Herzfeld, kam Stefanie Wichert am 16. März 1886 in Hannover zur Welt. Im Jahre 1910 ging sie eine Ehe mit Alfred Wichert ein, dem Neffen des damals berühmten Dichters Ernst Wi(e)chert. Aus dieser Ehe, die 1925 geschieden wurde, gingen zwei Söhne hervor: Ulrich und Günther. 1920 war Alfred Wichert leitender Ingenieur bei Braun Boveri in Mannheim geworden. Sieben Jahre später verstarb er. Ab 1929 lebte Stefanie Wichert dann mit ihren beiden Söhnen in Freiburg in der Oberrieder Strasse 27. In der Freiburger Öffentlichkeit war Stefanie Wichert bald eine bekannte Persönlichkeit. Sie war schriftstellerisch (u.a. mit Schriften aus dem Gebiet der Sozialfürsorge) und als Übersetzerin tätig.⁸ Ein Festvortrag, den Stefanie Wichert im Jahre 1932 zu Goethes 100. Todestag in der Freiburger Albert-Ludwigs-Universität hielt, war für über ein Jahrzehnt ihr letzter öffentlicher Auftritt.⁹

Ein Jahr später herrschte die nationalsozialistische Diktatur. Das Novemberpogrom von 1938 veranlasste viele Juden zu verstärkten Bemühungen mit dem Ziel, das Reich doch noch zu verlassen. Stefanie Wichert entschloss sich jedoch nicht zur Auswanderung. Als zwei Jahre später, am 22. Oktober 1940, dem jüdischen Laubhüttenfest, über 7'000 Juden aus Baden, dem Saargebiet und der Pfalz nach GUTS deportiert wurden,¹⁰ war Stefanie Wichert nicht darunter. Für

die wenigen Juden, die es danach in Freiburg noch gab, bedeutete dieses Datum allerdings nicht das Ende der Deportationen. In einer Liste, die nach dem Zusammenbruch des «Dritten Reiches» von der Freiburger Stadtverwaltung angefertigt wurde, ist vermerkt, dass am 23. August 1942 sowie im April 1944 und im Februar 1945 noch insgesamt 50 Personen aus Freiburg in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert wurden.¹¹ Auch unter diesen befindet sich Stefanie Wichert jedoch nicht. Im Glauben, dass die Stellung ihres Bruders Friedrich Rüdberg als Flieger in den Jagdstaffeln «Voss» und «Boelcke» im 1. Weltkrieg sowie der Wehrmachtseinsatz ihrer Söhne sie vor der Deportation bewahren könnte, hatte Stefanie Wichert am 11. April 1942 an den Reichsmarschall Hermann Göring nach Berlin geschrieben:¹²

In Erinnerung an meinen Bruder Friedrich Rüdberg, im Weltkriege Flieger in den Jagdstaffeln Voss und Bölcke, spreche ich eine Bitte aus. Dieses geschieht auf Veranlassung und auf Verantwortung des Generalleutnants Pohlmann in Freiburg. Ich bin, ebenso wie mein Bruder, nichtarisch geboren, später zum Christentum übergetreten, christlich-arisch verheiratet gewesen. Ich bin unmittelbar bedroht mit Abführung in ein ausländisches Konzentrationslager.

In Erinnerung an den Flieger Friedrich Rüdberg bitte ich Sie Herr Reichsmarschall als Flieger persönlich, mich durch unmittelbares Eingreifen vor dem Schicksal der Deportation zu bewahren. Ich bitte dieses besonders aus Treue gegen meine Söhne, Soldaten Deutschlands bis vor Moskau.

*gez. (Sara) Stefanie Wichert geb.
Rüdberg*

Knapp vier Monate nach der Wannsee-Konferenz, auf der die NS-Bürokratie die weiteren Etappen der Schoah organisiert hatte, bat also eine Freiburger Jüdin den Reichsmarschall Hermann Göring

um Freistellung von der Deportation. Würde dieser NS-Führer, der spätestens im März 1941 dem Chef der Sicherheitspolizei Reinhard Heydrich einen mündlichen Auftrag zur sog. Endlösung gegeben hatte,¹³ der Bitte einer Frau jüdischer Herkunft aus einer Provinzstadt nachkommen? Stefanie Wichert hatte Erfolg.

General a. D. Georg Pohlmann, dem kurz vor Ende des 1. Weltkrieges der Orden Pour le Mérite verliehen worden war, da er durch vielfache Anwesenheit in vorderster Linie die Truppe zum Ausharren angefeuert hatte und seine Division «in schwerstem Kampf Vortreffliches geleistet hatte»¹⁴, tat in den Jahren 1901 bis 1914 Dienst als Militärlehrer der Hauptkadettenanstalt in Berlin-Grosslichterfelde. Seit dem Jahre 1909 besuchte Hermann Göring diese militärische Ausbildungsstätte. Er verliess sie im März 1911 mit Auszeichnung.¹⁵ Sein Lehrer war der damalige Major Georg Pohlmann. Dass dieser grossen Einfluss auf seinen Schüler ausgeübt haben muss, liegt nahe; denn sonst hätte der am 12. August 1919 in den einstweiligen Ruhestand versetzte Generalmajor, der am 27. August 1939 zum Generalleutnant befördert wurde,¹⁶ in der Zeit des Nationalsozialismus sicherlich nichts dazu beitragen können, um das Leben einer Jüdin zu retten.

Kehren wir zu Stefanie Wicherts Schreiben an Hermann Göring zurück: Die ersehnte Antwort des Reichsmarschalls kam noch im April 1942: Freistellung für Stefanie Wichert.¹⁷ Im selben Monat wurden drei Freiburger Juden ins KZ Theresienstadt deportiert. Durch die Verfügung des Reichsmarschalls war Stefanie Wichert davon ausgenommen.

Am 11. Januar 1944 gab es dann in Freiburg noch einmal eine Deportation. Von der Geheimen Staatspolizei bekam Stefanie Wichert am 7. Januar 1944 den Befehl, sich zwei Tage später um 8 Uhr zum Abtransport nach Theresienstadt bereitzuhalten.¹⁸ Stefanie Wichert gab auch jetzt nicht auf: «Ich kämpfe natürlich gegen dieses [den Deportationsbefehl], das mir Wortbruch scheint.»¹⁹ In ihrer

Verzweiflung schrieb sie umgehend einen weiteren Brief an General a. D. Georg Pohlmann: «Ich erinnere soeben auf der Kreisleitung an die Vorgänge vor zwei Jahren; Dr. Lehn dort sprach mit der Gestapo hier, die *nichts* ändern kann. Der Befehl geht ganz von der betr. Ha[u]pt Po[lizeistelle] Karlsruhe aus [...]. Es ist zweifelhaft, ob ich am Wochenende jemanden erreiche. Anruf dorthin [Tel.] 8582 gelang bis jetzt nicht.» Als Nachtrag fügt sie an: «Eine Änderung scheint aussichtslos, denn ich fahre nicht nach Karlsruhe, weil der Chef der dortigen Stelle mir soeben am Telefon sagte, ich möge *nicht* kommen, es sei zwecklos.»²⁰

Wie reagierte General Georg Pohlmann auf Stefanie Wicherts Hilferuf? Er verfasste sogleich einen Brief an die Geheime Staatspolizei in Karlsruhe: «Ich verlange Freistellung. Reichsmarschall Göring – mein ehemaliger Schüler – hat auf deren [Stefanie Wicherts] Bitten im April 42 Freistellung veranlasst. Näheres telefonisch am Sonntag 10 Uhr Vormittag, Beamtenstelle Pohlmann.»²¹ Diese Zeilen genügten, um Stefanie Wichert auch vor der Januar-Deportation 1944 zu schützen.

Ein Jahr später, drei Monate vor der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands, wurden in Freiburg nochmals 15 Personen, «Mischlinge» oder Partner aus «Mischehen», in das KZ Theresienstadt deportiert.²² Stefanie Wichert entging auch diesem Transport in den Tod und wurde lediglich vom 13. Februar bis zum 10. März 1945 im Freiburger Gefängnis inhaftiert.²³ Der Grund für diese Verhaftung ist unbekannt. Wir wissen allerdings durch zwei Quellen, dass es auch diesmal der inzwischen 83-jährige Generalleutnant a. D. Georg Pohlmann war, der ihren Abtransport verhinderte. Dies belegen zum einen eine Erklärung, die ihre beiden Söhne, Günther und Ulrich, am 21. April 1945 abgegeben haben,²⁴ zum anderen ein Brief, den Stefanie Wichert kurz nach ihrer Haftentlassung an ihre Kinder schrieb: «Meine Freilassung am 10. März geschah im Gefängnis mit einer wütenden Gestapo-Rede, die sachlich enthielt, es wäre dafür gesorgt, dass der General sich nie mehr um mich kümmern würde. Meine Lieben: gestern habe ich mit diesem verabredet, dass

weder ich noch ihr an ihn jetzt irgend schreiben werden.»²⁵ Stefanie Wichert nahm zwar die Hilfe von Georg Pohlmann an, schämte sich aber zugleich, dass sie ihn gefährdete: «Es wäre besser, ich hätte mehr an Leid erlebt», so Stefanie Wichert, «als dass das Schützen dem Schützer Leid brachte.»²⁶

Diese Rettungsgeschichte scheint den Schluss nahe zu legen, dass innerhalb des nationalsozialistischen Systems auf legalem Wege nur Personen helfen konnten, die über Kontakte zur Führungsspitze verfügten. Welche Handlungsspielräume hatten dagegen eine kleine Metzgereiangestellte oder ein Bauer, die Göring höchstens aus dem Volksempfänger kannten? Ein weiteres Beispiel von Rettungswiderstand führt genau in dieses Milieu.

Ohne Verbindung nach «oben» – «Ganz normale» Deutsche

Helfen konnte man an jeder Stelle im System. Trotz der besonderen Verantwortung für ihre Familie nahmen die Metzgereiangestellte Maria Hartmann und der Landwirt Albert Bürgert mit seiner Frau Agathe das Risiko auf sich, zu helfen. Sie widerlegen die nachträgliche Schutzbehauptung vieler, dass man als Einzelner nichts gegen die mörderische Politik des Regimes habe ausrichten können. Diese Beispiele zeigen, dass allein die individuelle Verhaltensweise zählte und ein zum Helfen Entschlossener weder der Führungselite angehören noch zu ihr Kontakte haben musste.

Im Verwaltungsgebäude des jüdischen Friedhofs in Freiburg lebte Oskar Rosenthal²⁷ mit seiner fünfköpfigen Familie. Von Sulzburg, einer Kleinstadt im Markgräflerland (Südbaden), waren die Rosenthals in den 1920er Jahren nach Freiburg gezogen.²⁸ Verheiratet war Oskar Rosenthal mit der – damals so genannten – Arierin Emma Rosenthal, die halbseitig gelähmt war. Im Zuge der ver-

schärften antijüdischen Gesetze verschlechterte sich die Lage des Ehepaars zunehmend. Als im Januar 1943 die Lebensmittelkarten der noch nicht von der Deportation betroffenen Juden mit einem grossen J gekennzeichnet wurden und sie deutlich weniger Kalorien zugeteilt bekamen als die nichtjüdische Bevölkerung, setzte sich die Angestellte einer Metzgerei, Maria Hartmann, für die Rosenthals ein. Nachts brachte sie ihnen, begleitet von ihrem zehnjährigen Sohn, Essen zum jüdischen Friedhof. In der Nacht vom 27. auf den 28. November 1944, als die Royal Air Force in knapp 30 Minuten 20'000 Bomben auf die Stadt Freiburg warf,²⁹ wurde auch das Häuschen der Rosenthals getroffen. Obwohl Maria Hartmann selbst mit ihren fünf Kindern ausgebombt worden war und obwohl ein Erlass des Reichssicherheitshauptamts vom Oktober 1941 «Judenbegünstigung» mit drei Monaten KZ bedrohte, liess sie Familie Rosenthal nicht im Stich. Sie besorgte ihr eine Unterkunft bei einer Familie Bürgert auf einem Bauernhof in der benachbarten Gemeinde Bollschweil. Als Verwandte – Maria Hartmann war eine Nichte von Agathe Bürgert – erreichte sie, dass Familie Rosenthal dort in einem Mansardenzimmer den Krieg überleben konnte. Dieser Fall zeigt, dass die Verfolgten meist auf mehrere Helferinnen und Helfer angewiesen waren, deren Anteil an der Rettung nicht immer eindeutig zu bestimmen ist.

«Rettungswiderstand» war immer mit einem Risiko verbunden. Gleichwohl gab es Menschen aus allen sozialen Schichten, die aus der geschützten Rolle des Mitläufers heraustraten und solchen Widerstand wagten. Besonders schwierig dürfte die Situation gewesen sein, wenn ein Teil der Familie das Gewissen über die Befehle der Obrigkeit stellte, während der andere mit dem NS-Regime konform ging. Ein solches Beispiel sind die Brüder Abetz.



Abb. 6: Maria Hartmann mit ihrer Familie. Sie hat den Kontakt zu Familie Bürgert in Bollschweil hergestellt.

Schuldig-beteiligt und menschlich anständig

Die Tatsache, dass die Anzahl der hilfsbereiten und mutigen Menschen, die in der nationalsozialistischen Zeit Verfolgte gerettet haben, nicht sehr gross war, mag auch die Rezeptionsgeschichte des Rettungswiderstandes beeinflusst haben. Da das Verhalten von Tätern, Mitläufern und Handlangern schon seit langem erforscht wird, ist die Geschichte des aus Freiburg stammenden deutschen Botschafters Otto Abetz bekannt. Sein Bruder Karl hingegen ist so gut wie vergessen. Schlägt man das 1983 erschienene biographische Lexikon *Wer war wer im Dritten Reich?* von Robert Wistrich auf, findet man eine Fülle von Informationen über Otto Abetz. Seinen älteren Bruder Karl findet man dagegen höchstens in den Vorlesungsverzeichnissen der Universität Freiburg.

Von 1934 bis 1960 war Karl Abetz Professor in der Forstwissenschaftlichen Fakultät. Gemeinsam mit seiner Frau Erna setzte er

sich in den 1940er Jahren für die Jüdin Jenny Raab ein. Deren früh verstorbenen Mann hatte Karl Abetz gut gekannt; er war sein Kollege und Freund gewesen. Friedrich Raabs Tod war nicht nur ein schmerzlicher Verlust für seine Frau Jenny, sondern bedeutete zugleich das Ende ihres Status als Frau aus einer so genannten privilegierten Mischehe. Gleich nach dem Tode ihres Mannes verliess sie Berlin und zog mit ihren beiden Kindern Gert und Ilse in ihre Heimatstadt Freiburg. Inzwischen war das Jahr 1937 angebrochen. Schon damals setzte sich Erna Abetz für Jenny Raab ein. Sie bot ihr an, bei ihnen in der Starkenstrasse 22 zu wohnen, bis sie eine eigene Wohnung gefunden habe. Dieses Angebot lehnte Jenny Raab mit der Begründung ab, dass es für einen aktiven Beamten nicht tragbar sei, eine Jüdin aufzunehmen.³⁰ Gleichwohl blieb Erna Abetz, so Jenny Raab, «die ganzen Jahre des Nationalsozialismus die entscheidende Kontaktperson und treueste und unbeeinflussbarste Freundin»³¹. Obwohl Karl Abetz, der inzwischen im Reichsforstamt in Berlin arbeitete,³² sich um seine Frau deswegen grosse Sorgen machte, scheute sie sich nicht, den Raabs im Schutze der Nacht Essen in die Wilhelm-Gustloff-Strasse zu bringen. Und auch Karl Abetz liess Jenny Raab nicht im Stich. Als sie am 30. März 1942 vom Vorsitzenden der Freiburger Israelitischen Gemeinde, Nathan Rosenberger, die Mitteilung erhielt, dass sie einem «Abwanderungstransport» zugeteilt worden sei,³³ verwandte sich Karl Abetz beim Kreisleiter Fritsch für sie und konnte so ihren Abtransport verhindern.³⁴ Auch unter den 15 Freibürgern, die im Februar 1945 nach Theresienstadt deportiert wurden, finden wir Jenny Raab nicht. Ob diese Zurückstellung noch damit im Zusammenhang stand, dass Karl Abetz drei Jahre zuvor beim Kreisleiter interveniert hatte, lässt sich nicht mehr klären. Jedenfalls haben sich Karl und Erna Abetz in schlicht menschlichem Anstand solidarisch mit Jenny, Ilse und Gert Raab gezeigt.



Abb. 7: Erna Abetz, Helferin von Jenny Raab

Dennoch wurde Karl Abetz vier Monate nach Kriegsende von der französischen Militärregierung im Freiburger Gefängnis interniert. Erst im Januar 1946 kam er wieder auf freien Fuss. Die Verhaftung stand mit grosser Wahrscheinlichkeit im Zusammenhang mit seinem Bruder Otto. Dieser wurde von den Alliierten gesucht und war deshalb mit Frau und Kindern in einem kleinen Schwarzwaldhäuschen in der Nähe von Baden-Baden untergetaucht.³⁵ Gerade noch rechtzeitig konnte er seinen Wohnsitz wechseln; er war von Freunden gewarnt worden, bevor ein französisches Kommando das Häuschen mit einer Ladung Dynamit in die Luft sprengte. Am 25. Oktober 1945 griffen ihn dann zwei französische Ermittler auf. Otto Abetz gab sich als Friedrich Laumann aus, nach dem Mädchennamen seiner Mutter. Der Festgenommene leugnete zunächst seine

Identität. Überführt wurde er durch ein Etikett im Futter seiner Jacke mit dem Namen Abetz.³⁶ Hintergrund der Festnahme war seine Position im NS-Staat: Die steile Karriere von Otto Abetz hatte 1934 begonnen. Zunächst Frankreichreferent der Reichsjugendführung der Hitlerjugend, war er dann zum Auswärtigen Amt gekommen; ab Juli 1940 war er Botschafter bei der Vichy-Regierung unter Pétain.³⁷ Was Reichsmarschall Hermann Göring über den neuen Botschafter dachte, hat der Propagandaminister Joseph Goebbels am 20. Oktober 1940 seinem Tagebuch anvertraut: «Mit Göring gegessen. Er hat mit Abetz gesprochen und, wie nicht anders zu erwarten war, einen sehr schlechten Eindruck von ihm. Ein Schwätzer!»³⁸

Otto Abetz verfocht eine von Goebbels und Hitler mit Misstrauen verfolgte Politik der deutsch-französischen Kollaboration. Seine frankophile Neigung hielt Otto Abetz nicht davon ab, am 2. Juli 1940 eine grosse Razzia in jüdischen Kunst- und Antiquitätengeschäften in Paris zu organisieren.³⁹ Auch betrachtete er den französischen Antisemitismus als ein geeignetes Mittel, um eine pro-deutsche Volksbewegung auf breiter Grundlage zu schaffen. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang ein Telegramm Abetz' vom 2. Juli 1942, in dem es heisst, dass gegen den Abtransport von 40'000 Juden zum «Arbeitseinsatz» in Auschwitz «seitens der Botschaft grundsätzlich keine Bedenken bestehen»⁴⁰. Während Otto Abetz also ein Erfüllungsgehilfe der nationalsozialistischen Judenpolitik war, handelte sein Bruder Karl mit seiner Frau Erna zusammen in Freiburg nach anderen Grundsätzen.

Spätestens an dieser Stelle drängt sich die Frage auf, was denn die mutigen Helfer und Retter von den vielen anderen Menschen unterscheidet, die nicht halfen. Sie kann bislang nicht auf dem Boden gesicherter Erkenntnisse beantwortet werden. Sozialwissenschaftler und Psychologen sind gefragt, wenn es darum geht, Motive herauszufinden und ein Soziogramm der Helfer zu entwerfen. In

diesem Zusammenhang ist in den USA eine Reihe von Arbeiten entstanden, die anhand von autobiographischen Berichten und Interviews mit soziologischen und sozialpsychologischen Kategorien versuchen, generalisierende Aussagen über die Motivation der Retter zu treffen.⁴¹ Besonders die Bedeutung der Erziehung wird in diesen Studien betont. Sie haben aber nur begrenzte Aussagekraft und sind mit Vorsicht zu behandeln, was auch die geschilderten Fälle von Hilfeleistungen im Raum Freiburg nahe legen.

Mögliche Motive für helfendes Handeln

Über die Kindheit von Georg Pohlmann wissen wir bislang nichts. Es konnte nicht in Erfahrung gebracht werden, wie er und von wem er erzogen wurde. Auch wann der Augenblick kam, in welchem er den Entschluss fasste zu helfen, und aufgrund welcher Überlegungen dies geschah, ist unbekannt. Überliefert ist hingegen, wer ihn zu dieser Hilfe aufrief. Es war eine Bevollmächtigte der Caritas.⁴² Der Rettungstat von Georg Pohlmann ging keine persönliche Bekanntschaft mit Stefanie Wichert voraus. Sein Handeln war selbstlos. Er versuchte im Rahmen des ihm Möglichen zu helfen. Er nutzte einen Handlungsspielraum, der sich aus seiner Biographie ergab.

Auch über die Kindheit von Maria Hartmann, die von einem Bauernhof in dem südbadischen Dorf Horben stammte, sowie über die von Agathe und Albert Bürgert sind wir kaum unterrichtet. Was wir wissen, ist, dass Maria Hartmann eine humane Grundeinstellung hatte sowie dass sie moralisch verwerflichen Vorgängen einfach nicht tatenlos zusehen konnte.⁴³ Albert und Agathe Bürgert waren Gegner des nationalsozialistischen Regimes. Ihre Rettungsleistung ist vielleicht auch Ausdruck ihres Widerstandswillens – das verbrecherische System konnten sie nicht aus den Angeln heben, aber die Judenpolitik im Rahmen ihrer Möglichkeiten konterkarieren.⁴⁴

Während wir also über die Kindheit dieser vier Menschen kaum etwas wissen, sind wir über die Kinder- und Jugendjahre der Brüder Abetz recht gut informiert. Ein Jugendfreund von Otto Abetz, Friedrich Bentmann, beschrieb 1976 seine Erinnerung an das Elternhaus der beiden Brüder: «Der Herr Domänenrat Abetz war der Typus des gradsinnigen, strengen Vaters und galt als Haustyrann. Ein vorbildlicher grossherzoglich-badischer Beamter, der zwar Sinn für Humor, doch wenig Verständnis für seine Kinder hatte. Seine Frau, 12 Jahre jünger als er, äusserst gutherzig und nachgiebig, hing sehr an ihren Kindern und sah ihnen vieles nach. [...] So ist es zu verstehen, dass die Mutter manche Eigenwilligkeit der Kinder deckte, wenn diese hinter dem Rücken des Vaters ihre Streiche ausheckten.»⁴⁵ Die Erziehung weist keine Auffälligkeiten auf, die eine Rettungsaktivität begünstigt haben oder das Verhalten von Otto Abetz erklären könnten. Auch die gemeinsam verbrachten Jugendjahre lassen keine Persönlichkeitsmerkmale erkennen, die Retter von Nicht-Retter unterscheiden. «Der Wandervogelbund, dem ich angehörte», so Otto Abetz in seinem autobiographischen Rückblick, «blieb nicht ohne Einfluss auf das politische Weltbild unserer Entwicklungsjahre.»⁴⁶ Dieses politisch-soziale Umfeld prägte beide Brüder. Auch Karl war in der Wandervogelbewegung. Dieselbe Erfahrung liess Karl jedoch später in Opposition zum Regime stehen und Otto zum Anhänger der nationalsozialistischen Ideologie werden.

Nach dem Ersten Weltkrieg schlugen die beiden Brüder jeweils unterschiedliche Wege ein. Während sich der ältere der beiden Brüder 1919 zum Studium der Forstwissenschaften entschieden hatte, vagabundierte Otto durch die Lande. Zur gleichen Zeit, als sein Bruder promoviert wurde, immatrikulierte er sich an der Karlsruher Kunstschule. Durch künstlerische Begabung, die sich auch in seiner Phantasie und in einer humorvollen Rede- und Erzählkunst zeigte, gewann Otto auf Kreise der Jugendbewegung grossen Einfluss. Da-

mit begann seine Karriere, die ihn aus dem Schatten des wissenschaftlich erfolgreichen Bruders herausführte. Zwei Entwicklungslinien überlagern sich in seinem Persönlichkeitsbild. Einerseits hielt er an einer positiven Grundeinstellung zu Frankreich fest, andererseits machte er sich dabei zusehends zum Handlanger nationalsozialistischer Aggressionspolitik. Inwieweit innerfamiliäres Konkurrenzdenken und Geltungssucht dabei eine Rolle spielten, zeigen die Quellen nicht. Soziologische und sozialpsychologische Kategorien führen zu keiner befriedigenden Antwort und lassen erst recht keine generalisierenden Aussagen über Helfer und Täter und über deren Verhalten zu. Vielmehr verstellen solche einfachen Erklärungsmuster eher den Blick für die eigentliche Rettungstat.

Anmerkungen

¹ Vgl. den Beitrag von Hans-Josef Wollasch in diesem Band.

² Heiko Haumann, Das Schicksal der Juden, in: Heiko Haumann / Hans Schadek (Hrsg.), Geschichte der Stadt Freiburg. Bd. 3: Von der badischen Herrschaft bis zur Gegenwart. Stuttgart 1992, S. 339-351 (auch zu den folgenden Zahlen).

³ Hauptstaatsarchiv Stuttgart, EA 99/001 Bü 268.

⁴ Hierzu genauer meine unveröffentlichte Staatsexamensarbeit «Ziviler Widerstand. Hilfe für verfolgte Juden in Freiburg 1940-1945» [2005].

⁵ Vgl. Verfolgung, Widerstand, Neubeginn in Freiburg 1933-1945. Eine Dokumentation (Hrsg. Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes / Bund der Antifaschisten Kreis Freiburg). Freiburg §1989.

⁶ Vgl. Heiko Haumann, Das Schicksal der Juden (wie Anm. 2), S. 344ff.

⁷ Vgl. die Bescheinigung von der Badischen Landesstelle für die Betreuung der Opfer des Nationalsozialismus, ausgestellt am 11. Dezember 1946: «Wir bescheinigen, dass Frau Stefanie Wichert, geb. 16.3.86 in Hannover, in den vergangenen Jahren aus rassistischen Gründen drei Male zur Deportation nach Theresienstadt bestimmt wurde. Durch Fürsprache wurde sie davon befreit [...]». Aus:

Private Unterlagen von Heide Falke-Wichert, der Schwiegertochter von Stefanie Wichert (im Folgenden: PA Falke-Wichert.). Zu besonderem Dank bin ich Heide Falke-Wichert verpflichtet, die mir in persönlichen Gesprächen viele Hinweise gab und wichtiges Material aus ihrem Privatbesitz zur Verfügung stellte (Interviews der Verfasserin mit Heide Falke-Wichert am: 15.6., 22.6., 9.7. und 15.7. 2004). Aus: PA Heide Falke-Wichert (Original im Besitz der Verfasserin).

⁸ Vgl. Stefanie Wichert, Josephine Butler und ihr Werk. Ein Abschnitt aus der Geschichte der Geschlechtermoral. Berlin 1929.

⁹ Vgl. den Artikel zum 90. Geburtstag von Stefanie Wichert, in: Badische Zeitung, 16.3.1976.

¹⁰ Vgl. den Bericht über die Verschickung von Juden deutscher Staatsangehörigkeit nach Südfrankreich vom 30. Oktober 1940, in: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, EA 99/001 Bü 264.

¹¹ Stadtarchiv Freiburg, D. So. Generalia 138. Vgl. Heiko Haumann, Das Schicksal der Juden (wie Anm. 2), S. 338.

¹² Aus: PA Falke-Wichert (Kopie im Besitz der Verfasserin).

¹³ Vgl. Götz Aly, «Endlösung». Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden. Frankfurt a.M. 1995, S. 270f. und 307. Vgl. auch: Ian Kershaw, Hitler 1936-1945. Stuttgart 2000, S. 629.

¹⁴ Vgl. Hans Möller, Geschichte der Ritter des Ordens Pour le mérite. Bd. 2. 1935.

¹⁵ Vgl. Albert Kube, Pour le mérite und Hakenkreuz. Hermann Göring im Dritten Reich. München 1986, S. 6.

¹⁶ Vgl. Bundesarchiv-Militärarchiv [BA-MA] Freiburg, Msg 109/9119.

¹⁷ Vgl. den undatierten Brief Georg Pohlmanns an die Geheime Staatspolizei in Karlsruhe. Aus: PA Falke-Wichert (Kopie im Besitz der Verfasserin).

¹⁸ Aus: PA Falke-Wichert (Kopie im Besitz der Verfasserin).

¹⁹ Ebenda.

²⁰ Ebenda.

²¹ Aus PA Falke-Wichert (Kopie im Besitz der Verfasserin).

²² Vgl. Heiko Haumann, Das Schicksal der Juden (wie Anm. 2), S. 338.

²³ Vgl. den Erhebungsbogen zur Dokumentation der Judenschicksale 1933-1945 in Baden-Württemberg aufgrund der Akten der Landesämter für Wiedergutmachung, im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, EA 99/001 Bü 32.

²⁴ Erklärung vom 21.4.1945: «Herr Generalleutnant a. D. Georg Pohlmann, Ritter des Pour le Mérite, (Freiburg i.Br. Seb. Kneippstr. 16), hat unsre Mutter Stefanie Wichert, die christlicher Religion, aber jüdischer Abstammung ist, drei-

mal vor der Deportation durch die Gestapo bewahrt [...]». Aus: PA Falke-Wichert (Kopie im Besitz der Verfasserin).

²⁵ Aus: PA Falke-Wichert (Kopie im Besitz der Verfasserin).

²⁶ Aus: PA Falke-Wichert (Kopie im Besitz der Verfasserin).

²⁷ Der Name der Betroffenen wurde von der Verfasserin geändert.

²⁸ Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland, Bestand BI/22 (Israelitische Gemeinde Freiburg), Nr. 180.

²⁹ Vgl. Gerd R. Ueberschär, Freiburg im Luftkrieg 1939-1945. Mit einer Photodokumentation zur Zerstörung der Altstadt am 27. November 1944 von Hans Schadek. Freiburg 1990.

³⁰ Erklärung von Jenny Raab am 7. August 1945. Aus: Privatarchiv Peter Abetz (im Folgenden PA-PA; Kopie im Besitz der Verfasserin). Für intensive Unterstützung danke ich Peter Abetz.

³¹ Erklärung von Jenny Raab (wie Anm. 30).

³² Vgl. Gerhard Speidel, Karl Abetz – Otto Abetz, in: Badische Biographien. Hrsg. von Bernd Otnad. Stuttgart 1982, S. 4-8, hier S. 4. Vgl. auch: Universitätsarchiv Freiburg (UAF), B 24/2.

³³ Staatsarchiv Stuttgart, EA 99/001 Bü 257.

³⁴ Erklärung von Jenny Raab (wie Anm. 30).

³⁵ Otto Abetz, Das offene Problem. Ein Rückblick auf zwei Jahrzehnte deutscher Frankreichpolitik. Köln 1950, S. 163.

³⁶ Vgl. Roland Ray, Annäherung an Frankreich im Dienste Hitlers? Otto Abetz und die deutsche Frankreichpolitik 1930-1934, in: Studien zur Zeitgeschichte (Hrsg. Institut für Zeitgeschichte). Bd. 59. München 2002, S. 312. Bestätigt von Peter Abetz im Gespräch mit der Verfasserin am 5.8.2004.

³⁷ Vgl. den Artikel über Otto Abetz in: Enzyklopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden (Hrsg. Israel Gutmann). Bd. 1. München/Zürich 1998, S. 2, sowie seinen unveröffentlichten selbstverfassten Lebenslauf aus dem Gefängnis «Maison Centrale de Loos». Der Lebenslauf trägt kein Datum, sondern lediglich einen Stempel der Gefängnis-Zensur von Loos. Aus: PA-PA (Kopie im Besitz der Verfasserin).

³⁸ Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Sämtliche Fragmente (Hrsg. Elke Fröhlich im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte und in Verbindung mit dem Bundesarchiv). Teil 1, Bd. 4 (1.1.1940-8.7.1941). München u.a. 1987, S. 370.

³⁹ Vgl. Ray, Annäherung an Frankreich (wie Anm. 36), S. 341.

⁴⁰ Abetz an Auswärtiges Amt, 2.7.1942, in: Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik (ADAP), E III, Nr. 58. Göttingen 1974.

⁴¹ Vgl. hierzu: Samuel P. Oliner / Pearl M. Oliner, *The Altruistic Personality. Rescuers of Jews in Nazi Europe*. New York 1988; Eva Fogelmann, «Wir waren keine Helden». *Lebensretter im Angesicht des Holocaust. Motive, Geschichten, Hintergründe*. Frankfurt a.M., New York 1995.

⁴² Vgl. die eidesstattliche Erklärung von Stefanie Wichert an Generalleutnant Pohlmann, datiert auf den 22.4.1945: «Hochgeehrter Herr Generalleutnant Pohlmann! Sie haben ohne Zögern das Gewicht Ihres Einspruchs für Opfer der Rassenverfolgung eingesetzt, als eine Bevollmächtigte der christlichen ‚Caritas*‘ Ihnen eine solche anempfahl.» Aus: PA Falke-Wichert (Kopie im Besitz der Verfasserin).

⁴³ Vgl. das Gespräch der Verfasserin mit dem Sohn von Maria Hartmann am 21.6.2004. Für intensive Unterstützung danke ich Otto Hartmann.

⁴⁴ Vgl. das Gespräch der Verfasserin mit den beiden Töchtern von Agathe und Albert Bürgert am 2.7.2004. Für intensive Unterstützung danke ich auch Maria Bürgert und Hildegard Burger.

⁴⁵ Friedrich Bentmann, Über Otto Abetz, in: *Jahrbuch des Archivs deutscher Jugendbewegung* 8 (1976), S. 51-59, hier S. 51.

⁴⁶ Abetz, *Das offene Problem* (wie Anm. 36), S. 19.

«Ich stehe bei Ihnen,
nicht ‚trotzdem‘ Sie Jude sind,
sondern ‚weil Sie es sind»

Der evangelische Pfarrer Dr. Hermann Maas

Markus Schlicher

Der evangelische Pfarrer Hermann Maas setzte sich in den Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft als Einzelperson für die Rettung vieler, zumeist aus seiner Heimatstadt Heidelberg stammender Juden ein.¹ Hermann Maas war in dieser Zeit Pfarrer an der Heiliggeist-Pfarrrei in Heidelberg. Ihm gelang es trotz Schikanen der örtlichen NSDAP-Dienststelle und mangelnder Unterstützung seiner Landeskirche, seine Pfarrrei mit der Hilfe einiger Freunde zum Hort für verfolgte Juden werden zu lassen. Dabei kamen Pfarrer Maas seine zahlreichen, gerade auch internationalen Kontakte zugute, die er im Dienste der Kirche über die Jahre geknüpft hatte. Sein Engagement für verfolgte Juden beschränkte sich jedoch nicht nur auf das heimliche Heidelberg, sondern umfasste auch seine Arbeit innerhalb des oppositionellen Teils der Evangelischen Kirche, der Bekennenden Kirche (BK). Trotz dieser offenen Parteinahme für Juden blieb Hermann Maas bis zu seiner zwangsweisen Zurruehesetzung im Jahre 1943 und einer kurzen Verpflichtung zur Zwangsarbeit vor schlimmeren Massnahmen nationalsozialistischer Unterdrückungspolitik, wie etwa der Deportation in ein KZ, verschont. Nach dem Krieg wurde Hermann Maas von vielerlei Seiten für sein engagiertes Verhalten geehrt, unter anderem wurde er 1952 zum Ehrenbürger der Stadt Heidelberg ernannt und 1967 mit der Yad-Vashem-Medaille² des Staates Israel ausgezeichnet.

Hermann Maas wurde am 5. August 1877 in Gengenbach im Kinzigtal als Sohn eines Pfarrers und einer Pfarrerstochter geboren und wuchs in Gernsbach im Murgtal auf. Nach Gymnasialjahren in Heidelberg und Mannheim machte Maas 1896 dort das Abitur und studierte bis 1900 Theologie in Halle, Strassburg und Heidelberg. Im Anschluss trat er in den Dienst der Badischen Evangelischen Landeskirche. Nach Vikarsstationen in Rheinbischofsheim, Weingarten, Pforzheim und Lörrach wurde er 1903 Pfarrverweser in Laufen (Markgräflerland), wo er 1904 die Pfarrerstochter Cornelia Hesselbacher heiratete. Aus der Ehe mit ihr gingen drei Töchter hervor. Ab 1915 wurde Maas Pfarrer an der Heiliggeist-Kirche in Heidelberg. Dieses Amt hatte er bis zu seiner zwangsweisen Zuruhesetzung durch die Nationalsozialisten im Jahre 1943 inne. Nach dem Krieg wurde Hermann Maas mit dem neu geschaffenen Amt eines Kreisdekans (seit 1956 lautete die Amtsbezeichnung Prälat) für Nordbaden betraut, das er bis 1965 bekleidete. Am 27. September 1970 starb Hermann Maas im Alter von 93 Jahren in Mainz-Weisenau.

Schon in jungen Jahren, als für Hermann Maas bereits der Entschluss feststand, Pfarrer zu werden, erlebte er, wie eine grössere jüdische Gemeinde sich in die allgemeine bürgerliche Gemeinde seines Heimatortes integrierte. Örtliche Christen nahmen an hohen jüdischen Festtagen am Gottesdienst in der Synagoge teil, ebenso besuchten Juden die Feierlichkeiten der christlichen Gemeinde. In seiner Gymnasialzeit in Heidelberg und Mannheim schloss Maas zahlreiche Freundschaften zu jüdischen Mitschülern. Er schrieb rückblickend: «Es ergab sich eben, dass Freunde, die ich gewann, fast immer Juden waren. Ich fand Aufnahme in ihren Familien, sie in der meinen, wir lernten zusammen Hebräisch.»³ Im Studium kam Hermann Maas mit der «liberalen Theologie» in Berührung, die vor dem Ersten Weltkrieg im deutschen Protestantismus weit verbreitet war und sich im Hinblick auf sein späteres Wirken als prägend heraus-



Abb. 8: Dr. Hermann Maas als Vikar 1901

stellte. Die liberale Theologie vermittelte ihm Offenheit gegenüber der Gesellschaft, wissenschaftliche Reflexion bei seiner Arbeit und soziales Verantwortungsbewusstsein.⁴ Seit seiner Vikarszeit in Laufen engagierte er sich auch für die kirchlich-liberale Vereinigung in Baden, für die er 1914 und 1919 in die Generalsynode gewählt wurde. Entscheidend für sein Verhältnis zum Judentum wurde seine Teilnahme am 6. Zionistischen Weltkongress in Basel 1903. Eher zufällig wohnte er dieser Versammlung bei und war fasziniert von den Reden und Diskussionen der Teilnehmer, darunter Theodor Herzl, Chaim Weizmann und Martin Buber;⁵ mit Letzterem blieb er zeit seines Lebens in Verbindung. Seit diesem Zeitpunkt fühlte

sich Pfarrer Maas nach eigenem Bekunden dem Judentum innig verbunden.⁶ Neben seiner Verehrung für das Judentum engagierte sich Hermann Maas in hohem Masse für die Verständigung unter den Religionen und für eine aktive Friedensbewegung. 1913 war er erstmals Teilnehmer am Pariser Weltkongress für religiösen Fortschritt, einer internationalen Zusammenkunft von Vertretern der verschiedensten Länder und Religionen. Ein Jahr später bereits war Maas Mitbegründer des Weltbundes für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen (WFK), wo er sich über die Jahre vor allem für die Minoritäten in Osteuropa einsetzte. Im Rahmen seiner ökumenischen Reisen, die ihn durch zahlreiche Länder Europas, so etwa in die Schweiz, nach Frankreich, Holland oder Österreich führten, knüpfte Hermann Maas internationale Kontakte, die in den Jahren ab 1933 die Grundlage für seine Hilfs- und Rettungsaktionen bildeten. Als besonders wertvoll erwiesen sich dabei seine persönlichen Freundschaften nach Skandinavien und England, zum dänischen Bischof Valdemar Ammundsen, zu Nathan Söderblom, dem Erzbischof von Uppsala, sowie zu Bischof Bell von Chichester. Weitere Kontakte knüpfte Maas während der NS-Zeit in die Schweiz, zu dem Ökumeniker und Sozialreformer Adolf Freudenberg sowie dem Berliner Sozialethiker und Pädagogen Friedrich Siegmund-Schultze.⁷ Als Hermann Maas am 3. Juni 1915 seinen Dienst an der Heiliggeist-Pfarrei in Heidelberg antrat, änderten sich die Schwerpunkte seiner Arbeit. Neben seinen internationalen Kontakten rückte vor allem die Sorge um seine Gemeinde in den Mittelpunkt. Die Innenstadtgemeinde zählte zu diesem Zeitpunkt 3890 evangelische Gemeindeglieder, zumeist ungelernete Arbeiter und Gelegenheitsarbeiter.⁸ Die jüdische Bevölkerung Heidelbergs umfasste zu dieser Zeit etwa 1'300 Personen oder 2% der Gesamtbevölkerung.⁹ Maas versuchte, mithilfe von Geld- und Sachspenden vermöglicher Familien oder gut gehender Geschäfte die Bedürftigen seiner Gemeinde zu unterstützen. Zu diesem Zweck wurde nach dem

Ersten Weltkrieg im Pfarrhaus ein Warenlager eingerichtet, aus dem Not leidende Menschen mit Lebensmitteln, Schuhen oder Wäsche versorgt werden konnten. Institutionell abgesichert wurde dieses Engagement, als Pfarrer Maas mit seinen Gemeindegewestern, einem Kreis von 25 bis 30 Frauen, den Evangelischen Gemeindedienst gründete als diakonische Einrichtung, die sich um die sozialen Probleme der Gemeindeglieder kümmerte. Bereits in den wirtschaftlich schwierigen Jahren der Weimarer Republik nahm der Gemeindedienst unterschiedliche soziale Aufgaben wahr, so dass in der Zeit des Nationalsozialismus für die Hilfe an jüdischen Mitbürgern auf diese Einrichtung und ihre Mitarbeiter zurückgegriffen werden konnte. Darüber hinaus gab Hermann Maas Religionsunterricht an mehreren Schulen, verstärkte die Jugendarbeit der Gemeinde und wendete sich der Gefängnisarbeit zu. Um sein soziales Engagement besser koordinieren zu können, sass er nach 1918 zwei Legislaturperioden lang für die Deutsche Demokratische Partei (DDP) als Stadtrat im Heidelberger Stadtparlament. Die Machtübernahme der Nationalsozialisten im Januar 1933 erlebte Pfarrer Maas nach eigenem Bekunden «kaum»¹⁰ mit, da er sich um die letzten Vorbereitungen zur Realisierung eines langgehegten Wunsches kümmerte: einer durch ein Stipendium des «Deutschen Palästina-Komitees» ermöglichten Reise ins Heilige Land. Am 1. April reiste er «inmitten von Massen jüdischer Flüchtlinge»¹¹ nach Israel, um unter anderem die Existenzmöglichkeiten für deutsche Auswanderer in Palästina zu untersuchen.

Unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Palästina im Juli 1933 geriet Hermann Maas erstmals ins Visier der Nationalsozialisten, als die örtliche Kreispropagandaleitung in Heidelberg eine Kampagne gegen den evangelischen Pfarrer startete. Die Vertreter dieser Behörde warfen Maas generalisierend eine «[...] seit Jahren betont jüdenfreundliche Einstellung [...]»¹² vor. In dem nun einsetzenden Briefwechsel zwischen der Kreispropagandaleitung der NSDAP in

Heidelberg sowie dem Dekanat und dem Landesbischof auf Seiten der Badischen Evangelischen Kirche widersetzte diese sich erfolgreich der Forderung der Nationalsozialisten, Pfarrer Maas mit sofortiger Wirkung von seiner öffentlichen seelsorgerischen Tätigkeit zu entbinden. Allerdings rief Landesbischof Kühlewein Pfarrer Maas in einem Brief zu mehr Zurückhaltung auf: «[...] damit Sie völlig im Bilde darüber sind, in welche Schwierigkeiten sowohl Sie wie die Landeskirche geraten können, wenn Sie sich nicht ausschliesslich auf ihre gemeindepfarramtliche Tätigkeit beschränken und in dieser Tätigkeit sich nicht freihalten von Äusserungen und Handlungen, die den Anschein erwecken, als wollten Sie in der Richtung Ihrer früheren politischen und kulturpolitischen Bestrebungen weiterwirken.»¹³ Diese erste schwerwiegende Auseinandersetzung mit den Vertretern des NS-Staates hatte Pfarrer Maas gezeigt, wie unsicher sein Rückhalt bei seiner eigenen Kirchenleitung war. Trotzdem begann er, innerhalb der BK und des Pfarrernotbundes, denen er rasch beigetreten war, seine Bemühungen für Juden zu intensivieren. Die BK bildete 1936 ein «Referat für Christen jüdischer Abstammung», doch dauerte es noch volle zwei Jahre, bis sie begann, über die sog. «Judenfrage» zu diskutieren.¹⁴ Wieder war es Hermann Maas, der das Verhältnis von Juden und Christen im Rahmen eines Vortrages mit dem Titel «Die Bekennende Kirche und die Judenfrage» auf die Tagesordnung brachte.

Auch seine Präsenz in internationalen ökumenischen Gremien, vor allem im WFK, nutzte Maas, um auf die zunehmend schwierigere Situation dieser Menschen im Deutschen Reich aufmerksam zu machen und für Hilfsmassnahmen zu werben. So sprach er auf einer Tagung des Weltbundes in Chamby in der Schweiz 1935 über «Die Frage der christlichen Nichtarier» und regte die Bildung eines Hilfskomitees an, das ins Ausland geflüchtete Verfolgte in Kollektivsiedlungen unterbringen sollte. Am 1. Januar 1936 gelang es, das zuerst in Genf, später in London beheimatete International Christian Com-

mittee for German Refugees (ICC) zu gründen. Als ebenso wichtig gestaltete sich die Zusammenarbeit mit der Hilfszentrale für verfolgte Juden in London, dem sog. «Bloomsbury House». Maas gelang es bis ins Jahr 1939¹⁵ hinein, für Mädchen jüdischer Herkunft aus Deutschland Einreisepapiere als Haushaltsgehilfinnen zu beschaffen. Pfarrer Maas schrieb über diese Arbeit: «Drüben [in London, d. Verf.] ging mir [...] doch mit Schrecken auf, dass alle am Ende der Kraft, der Mittel und des Rats sind. Tag und Nacht verfolgen mich die Bilder, die ich sah, dieser tausendfache Andrang in den Räumen des Komitees, ein nach Heimat suchendes Volk, in engen Gängen, Treppen und überfüllten [...] Büros, die z.T. von ungeeigneten, lieblosen Menschen zu Infernos gemacht wurden. Entsetzlich!»¹⁶

Als besonders effektiv erwies sich das von Hermann Maas und Pfarrer Heinrich Grüber gegründete Rettungswerk «Büro Pfarrer Grüber», das in Berlin eine zentrale Koordinationsstelle unterhielt. Die Gründung dieser Einrichtung ging auf einen Vortrag mit dem Titel «Die Bekennende Kirche und die Judenfrage» zurück, in dem Maas die Einrichtung eines zentralen Hilfsbüros vorgeschlagen hatte. Die primäre Aufgabe dieser Einrichtung bestand darin, auswanderungswillige Menschen zu beraten und ihnen Wege ins Ausland zu ebneten sowie ihnen Rechtsberatung und Seelsorge zu gewähren. Eine der wahrscheinlich 26 «Hilfsstellen», die es bis März 1939 im Reich gab, war die in Heidelberg, die unter der Leitung von Hermann Maas stand. Erste Aktionen des «Büro Grüber» unter Mit Hilfe von Pfarrer Maas bestanden in der Vorbereitung der Emigration «nichtarischer» evangelischer Pfarrer und ihrer Familien sowie der Vermittlung von Mädchen und Frauen jüdischer Herkunft als Hausangestellte nach England. Bis Anfang Oktober 1940 ermöglichte das «Büro Grüber» mehr als 1'700 Flüchtlingen aus dem gesamten Reich die Emigration ins Ausland,¹⁷ darunter auch 950 christlichen Kindern jüdischer Herkunft, die im Rahmen sog. «Kindertransporte» nach England kamen. Maas schrieb dazu: «Ich

pfl egte dafür [für die Emigration der Kinder, d. Verf.] die Beziehung zu England und Amerika und den nordischen Ländern, reiste wohl alle Vierteljahr nach London, um meine vielen Kinder und jüdischen Familien zu retten, und arbeitete mit Grüber zusammen. Ach wie schwer war es oft, harte Herzen zu schmelzen!»¹⁸

Neben seinen Aktivitäten innerhalb der BK, der Ökumene und des «Büro Grüber» hielt Maas die Bemühungen für Verfolgte auch in seiner Heimatstadt Heidelberg aufrecht. Die Situation für die 1240 im Jahre 1933 verbliebenen Heidelberger Juden¹⁹ hatte sich vor allem mit den 1935 verkündeten «Nürnberger Gesetzen»²⁰ verschärft. Den betroffenen Juden half Pfarrer Maas materiell und finanziell, schrieb Briefe, organisierte Ausreisepapiere und versuchte in zahllosen Gesprächen hilfreiche Adressen zu vermitteln oder einfach Trost zu spenden. Bei diesen Aktivitäten wurde er neben seinem Gemeindedienst auch von einem Netz von Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, d.h. ihm freundlich gesinnten Gemeindemitgliedern und Heidelberger Bürgern, unterstützt.²¹

Seit der ersten Konfrontation mit dem NS-Regime 1933 stand Pfarrer Maas unter intensiver Beobachtung vonseiten der Staats- und Parteiorgane. Besonders ab 1939, mit Ausbruch des Krieges, wurde die Lage für ihn immer bedrohlicher. Er beschrieb sie wie folgt: «Als der Krieg ausgebrochen war, begann die letzte Periode dieses Kampfes. Die Verhöre durch die Gestapo und die Haussuchungen mehrten sich beängstigend. Viel [sic!] Behütungen und seltsame, mir oft unerklärliche Unentschlossenheiten der Gestapo bewahrten mich vor dem Allerletzten, dem Lager und dem Strick. Aber ich glaube sagen zu dürfen, dass damals meine grosse Gemeinde in Heidelberg wie ein Schutzwall hinter mir stand und oft die Gestapo zögern liess oder gehemmt hat.»²²

Völlig unvorbereitet traf Hermann Maas und seine Helfer die Deportation der badischen Juden im Oktober 1940 ins südfranzösische Gurs.²³ Pfarrer Maas schrieb in seinen Erinnerungen: «In aller Frühe bekam ich schon telefonische Anrufe aus Mannheim durch

jüdische Freunde: ‚Wir werden alle abtransportiert nach den Pyrenäen‘. Das Herz stand mir fast still. Dann erwachte gleich die Frage: Was tun? Sehr schnell konnte ich schon feststellen, dass an dem Befehl nichts mehr zu ändern war. Ich telegrafierte an den Propst Grüber in Berlin, meinen Mitkämpfer und Freund, ob er etwas in Berlin erreichen könne. [...] Er antwortete mir, dass wir machtlos seien. Es sei eine Sonderaktion für Baden und die Pfalz. Ich suchte dann eine Verbindung mit dem Ökonomischen Rat [sic!] und vor allem mit meinem Freund Dr. Adolf Freudenberg in Genf. Aber es ging ja alles viel zu schnell. Der Wagen rollte schon, von einem satanischen System, von den herzlosen Machthabern und ihren Schergen in Gang gehalten. In einer Apotheke verschafften wir uns stark abführend wirkende Medikamente, die wirkten und halfen da und dort in einigen Fällen. ‚Nicht transportabel* war dann das rettende Urteil. Der ganze Tag galt den Abschiedsbesuchen. Herzerreissende Szenen erfüllten sie.«²⁴ 339 Juden aus Heidelberg wurden an diesem Tag nach Gurs deportiert, von ihnen kehrten nur 33 nach Heidelberg zurück. 827 Juden war es bis Oktober 1940 gelungen, das Land zu verlassen.²⁵ Ein weiterer schwerer Schlag war es dann, als Heinrich Grüber im Dezember 1940 in Berlin verhaftet und ins KZ Sachsenhausen deportiert wurde. Damit war die koordinierte Arbeit der Hilfsstellen des «Büro Grüber» im Reich zu Ende, nur wenige, darunter Heidelberg, konnten unter erschwerten Bedingungen illegal Weiterarbeiten.

Im März 1942 begann das NS-Regime mit einer letzten Kampagne, um Pfarrer Maas zur vorzeitigen Zurrücksetzung zu drängen. Der Minister für Kultus und Unterricht in Baden entzog ihm «aufgrund seiner judenfreundlichen Haltung»²⁶ die Befugnis zur Erteilung des Religionsunterrichts. Maas verteidigte sich in zwei Schreiben an den Oberkirchenrat; dieser antwortete jedoch mit einer Disziplinarverfügung. Zum Verhängnis wurde es Hermann Maas schliesslich, als die Gestapo im Februar 1943 bei einer Hausdurch-

suchung Briefe fand, die er über mehrere Jahre hinweg an eine jüdenchristliche Frau geschrieben hatte. Diese Briefe, in denen Maas offen seinen Abscheu über die nationalsozialistischen Massnahmen ausdrückte und gleichzeitig sein Engagement für die Juden erklärte, dienten der Gestapo als Beweise, um den Evangelischen Oberkirchenrat zu drängen, endlich wirksam gegen Pfarrer Maas einzuschreiten. In dem Schreiben der Gestapo an den Oberkirchenrat hiess es: «Sonach konnte es ihm [Pfarrer Maas, d. Verf.] bei seinen brieflichen Ausführungen [die Gestapo nimmt Bezug auf die schon genannten Verteidigungsschreiben von Hermann Maas, d. Verf.] gar nicht um die seelsorgerische Betreuung von Judenchristen zu tun sein, sondern nur um die Verbreitung seiner ablehnenden Einstellung gegenüber Führer, Volk und Reich [...] Dass die inkriminierten Briefe vor der Disziplinarverfügung vom 25. Juli 1942 zurückliegen, beweist, dass diese Disziplinarerkenntnis, wie ausgeführt, auf irri- gen Voraussetzungen beruht hat. Aufgrund der neuerlichen staatspolizeilichen Feststellungen, welche ganz neue, zuvor nicht berücksichtigte Schuldbeweise zutage gefördert haben, muss:

1. unverzüglich ein erneutes Disziplinarverfahren, nunmehr mit dem Ziel der Entfernung aus dem Amte, gegen Pfarrer Maas eingeleitet und

2. Pfarrer Maas mit der Einleitung des Disziplinarverfahrens seines Dienstes als Geistlicher der Landeskirche enthoben werden. Die Finanzabteilung hat gleichzeitig angeordnet, dass mit Wirkung vom 1. Juli 1943 an bis auf Weiteres 25 v. H. der Dienstbezüge des Pfarrers Maas einbehalten werden.»²⁷ Zum 1. Juli 1943 versetzte der Evangelische Oberkirchenrat Hermann Maas «[...] auf sein [eigenes, d. Verf.] Ansuchen unter Anerkennung seiner langjährigen treu geleisteten Dienste mit Zustimmung der Finanzabteilung beim Evangelischen Oberkirchenrat [...] in den Ruhestand.»²⁸ Den Schlusspunkt der Kampagne bildete 1944 die Verpflichtung von Hermann Maas zur Zwangsarbeit.²⁹

Bei Kriegsende im Frühjahr 1945 fand sich der Name von Pfarrer Maas auf einer sog. «white list», was ihn als Gegner des alten Regimes kennzeichnete und für den Wiederaufbau des Landes prädestinierte. Schon 1946 wurde Hermann Maas als Kreisdekan wieder in den Kirchendienst aufgenommen. Maas organisierte für die Opfer des Nationalsozialismus materielle Unterstützung, kümmerte sich um die psychologische Begleitung ehemaliger Lagerinsassen und half jüdischen Mitbürgern durch Eingaben beim amerikanischen Konsulat, ihre Auswanderung in die USA zu ermöglichen. In einem Leserbrief an die *Jüdische Rundschau* 1946 beschrieb Hermann Maas seine Empfindungen in den ersten Wochen nach dem Krieg: «Wie furchtbar gross ist die Last der Schuld, die auf dem nichtjüdischen deutschen Volke liegt und damit auf jedem Einzelnen, auch auf mir. Wir sind mitschuldig, auch wenn wir Israel so heiss geliebt haben und gegen die grauenhaften Mächte gekämpft haben, wie ich es versuchte.»³⁰ In Zeitungsartikeln und auf internationalen Konferenzen, so auf der im August 1946 stattfindenden Konferenz von Juden und Christen in Oxford, warb er aktiv für einen Neuanfang im jüdisch-christlichen Dialog. So mag es nicht verwundern, dass Hermann Maas 1950 als erster christlicher Deutscher eine Einladung nach Israel erhielt, der noch weitere folgten.³¹ 1952 wurde im Gilboatal in Israel zu seinen Ehren der Hermann-Maas-Hain gepflanzt. Im Oktober 1967 wurde ihm die Yad-Vashem-Medaille mit den Worten verliehen: «Sie haben diejenigen als Ebenbild Gottes angesehen, die damals nicht als Menschen galten, und Sie setzten dabei ihr Leben aufs Spiel.»³² Damit verbunden wurde in der «Allee der Gerechten» in Jerusalem ein Baum gepflanzt. In Deutschland verlieh ihm seine Heimatstadt Heidelberg 1947 die Ehrendoktorwürde der Universität, 1952 wurde er Ehrenbürger der Stadt Heidelberg. Die Bundesrepublik Deutschland zeichnete Maas 1954 mit dem Grossen Bundesverdienstkreuz aus. 1965 ging Hermann Maas, diesmal freiwillig, in den Ruhestand. Am 27. September

1970 starb er im Alter von 93 Jahren in Mainz-Weisenau. Im Gedenken an ihn verleiht die Stadt Gengenbach seit 1994 alle zwei Jahre an Menschen, die sich in seinem Geiste um den jüdisch-christlichen Dialog verdient gemacht haben, die Hermann-Maas-Medaille.

Die Person Hermann Maas mithilfe des sozialpsychologischen Terminus der «altruistischen Persönlichkeit»³³ erklären zu wollen, kann einen ersten Ansatzpunkt darstellen, um den Motiven nachzugehen, die diesen evangelischen Pfarrer zum Judenhelfer und Judenretter während der NS-Zeit haben werden lassen. Das Engagement von Pfarrer Maas für seine eigene Gemeinde, insbesondere die Versorgung von Mittellosen in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, charakterisierte ihn bereits in jungen Jahren als Helfer für Menschen in Not, wofür auch seine frühe Entscheidung für den Pfarrerberuf spricht. Diese humanitäre Grundhaltung gegenüber allen Menschen verband sich bei Hermann Maas jedoch mit weiteren Motiven, die ihn sein humanitäres Engagement speziell auf verfolgte Juden während der Nazi-Herrschaft ausrichten liessen. Durch den Kontakt mit Juden im Elternhaus sowie auf dem Gymnasium erhielt er einen ersten Einblick in das religiöse Judentum. Diese frühe Erfahrung wurde mit seiner Teilnahme am Zionistischen Weltkongress noch intensiver: Pfarrer Maas schrieb selber, diese Erfahrung habe ihn zum Zionisten werden lassen.³⁴ Die Arbeit für die Ökumene, beispielsweise für den WFK, förderte seinen Einsatz für innerkirchliche Zusammenarbeit, seinen Kampf für den Frieden und seinen Einsatz für Verfolgte durch die Mitarbeit im Minoritätenausschuss. Als eine weitere Quelle seiner Humanität muss auch seine frühe Orientierung an der liberalen Theologie innerhalb des Protestantismus angesehen werden. Sie hatte ihn, wie Maas selbst schrieb, «von den Versuchungen des Nationalsozialismus»³⁵ ferngehalten. Neben diesen Quellen, auf die das Handeln von Hermann Maas im Wesentlichen zurückzuführen ist, müssen allerdings weitere Faktoren genannt werden, die die Voraussetzungen für seine

Hilfs- und Rettungsaktionen für Juden bildeten. Als Inhaber einer eigenen Pfarrei in Heidelberg verfügte er über eine gewisse Autonomie, die ihm, neben eigenen Räumlichkeiten, auch einen Mitarbeiterstab garantierte. Dass es ihm gelang, zahlreiche Bürger Heidelbergs zur Unterstützung zu gewinnen, auch über den Gemeindedienst hinaus, zählte zu seinen besonderen Verdiensten. Durch seine langjährige Mitarbeit in der Ökumene hatte Hermann Maas national wie international zahlreiche Freundschaften und Bekanntschaften geschlossen, die ihm bei der Rettung von Juden, speziell bei der Emigrationshilfe, zugute kamen. Diese Faktoren lassen den Handlungsspielraum deutlich werden, den Pfarrer Maas sich für seine Hilfs- und Rettungsaktionen geschaffen hatte. Erfolgreich war er vor allem in Heidelberg, wo man ihn kannte und er seine Autorität gerade gegenüber den staatlichen Stellen geltend machen konnte. Schwieriger gestalteten sich seine Aktivitäten, wenn sie ihn aus dem heimatlichen Heidelberg hinausführten. Ausserdem ist bei der Beurteilung des Einsatzes von Hermann Maas der Stand der Judenverfolgung im Reich zu beachten. Seine dokumentierten Hilfs- und Rettungsaktionen fallen alle auf das Datum vor dem endgültigen Emigrationsverbot für Juden am 23. Oktober 1941.

Als besonders komplex stellt sich eine Bewertung des Engagements von Hermann Maas innerhalb der BK dar. Es war immer wieder Pfarrer Maas, der Impulse zur Behandlung der sog. «Judenfrage» gab, doch erschwerte die in weiten Teilen der BK vertretene antijüdische Haltung den Entschluss zu konkreten Massnahmen. Hermann Maas hob sich bei seinen Hilfs- und Rettungsaktionen deutlich von der BK ab, die allenfalls eine Verantwortung für «Judenchristen» übernehmen wollte. Deswegen muss die von Maas initiierte Errichtung des «Büro Grüber» als Erfolg gewertet werden, auch wenn sich diese Einrichtung der BK fast ausschliesslich um «Judenchristen» bemühte. Fanden Aktionen zur Verfolgung von Juden, wie die Entscheidung zur Deportation der badischen Juden

nach Gurs, kurzfristig und ohne grosse Vorlaufzeit statt, werden die Grenzen seines Handelns schnell deutlich. In diesem Falle hatte Pfarrer Maas nur durch «improvisierte Hilfe» die Möglichkeit, die Deportation zu sabotieren. Obwohl die judenfreundliche Einstellung von Pfarrer Maas schon vor 1933 bekannt war, gelang es ihm, über zehn Jahre hinweg sein Amt und damit sein Engagement für verfolgte Juden beizubehalten. Als Voraussetzungen dafür bezeichnete Maas die Treue und Anhänglichkeit seiner Gemeinde und seine damit verbundene enorme Popularität in seiner Heimatstadt Heidelberg sowie seine zahlreichen internationalen Kontakte, insbesondere zu seinen englischen Freunden. Trotz Schikanen der örtlichen Gestapo (Hausdurchsuchungen, Verhöre usw.) und mangelhafter Unterstützung durch seinen Arbeitgeber, die Evangelische Kirche in Baden, bewies Hermann Maas als Einzelperson, dass unter den dargelegten Voraussetzungen ein «gewisses Mass an Hilfe» für verfolgte Juden in der Zeit des Nationalsozialismus möglich war.

Anmerkungen

¹ Die genaue Zahl der von Pfarrer Maas unterstützten und in vielen Fällen geretteten Juden lässt sich nicht mit letzter Sicherheit bestimmen. Falls es Quellen gegeben hat, die darüber Aufschluss geben konnten, wurden wohl bei den zahlreichen Hausdurchsuchungen der Gestapo vernichtet. Hinzu kommt, dass Pfarrer Maas über seine Hilfs- und Rettungsaktionen wenig mitteilte. Die umfassendste und genaueste Untersuchung, die auch Aussagen von Zeitzeugen berücksichtigt, stammt von Claudia Pepperl, Zeugnisse. «Hermann Maas und sein Eintreten für verfolgte Juden im Dritten Reich». Veröffentlichungen und Berichte der Hermann-Maas-Stiftung Heidelberg, 1. Jg. Heidelberg 1997.

² Zur Geschichte der deutschen Judenretter vgl. Anton M. Keim (Hrsg.), Yad Vashem. Die Judenretter aus Deutschland. München 1983; zu Hermann Maas vgl. S. 93.

³ Zitiert nach Eckhart Marggraf, Hermann Maas. Evangelischer Pfarrer und

«stadtbekannter Judenfreund», in: Michael Bosch / Wolfgang Niess (Hrsg.), *Der Widerstand im Südwesten 1933-1945*. Stuttgart u.a. 1984, S. 71-82, hier S. 74.

⁴ Vgl. hierzu ebenda S. 71 f.

⁵ Theodor Herzl (1860-1904) galt als «Begründer» des Zionismus, Chaim Weizmann (1874-1952) wurde 1949 erster Präsident des Staates Israel, Martin Buber (1887-1965) galt als einer der führenden jüdischen Religionsphilosophen.

⁶ Vgl. hierzu den Rückblick von Hermann Maas auf sein Leben aus dem Jahre 1952, abgedruckt in dem Buch von Werner Keller u.a. (Hrsg.), *Leben für Versöhnung. Hermann Maas, Wegbereiter des christlich-jüdischen Dialoges*. Karlsruhe ²1997, S. 12-29. Dieser Artikel befindet sich ebenfalls in den Akten (jedoch nicht in den Personalakten von Hermann Maas, PA 4350-4352) im Landeskirchlichen Archiv (LKA) Karlsruhe.

⁷ Gerade Adolf Freudenberg, zuerst Diplomat, der aufgrund der jüdischen Abstammung seiner Frau 1935 aus dem diplomatischen Dienst entlassen wurde, fungierte ab 1939 als Sekretär der Abteilung für Flüchtlingsprobleme des Ökumenischen Rats in London und Genf und wurde dadurch zum wichtigsten Verbindungsmann von Hermann Maas im Ausland. Friedrich Siegmund-Schultze wurde im Juni 1933 von der Gestapo verhaftet. Im Verhör wurde ihm die Hilfe für Juden in 93 Fällen vorgeworfen. Nach seiner Ausweisung gelang es ihm, in die Schweiz zu emigrieren.

⁸ Vgl. zu den Zahlen den Jahresbericht von Hermann Maas über die Heiliggeistgemeinde im Jahre 1921/22, in: Keller, Maas (wie Anm. 6), S. 53-54.

⁹ 1910 wies die Statistik 1242 Personen der Stadt als Juden aus, was 2,2% der Bevölkerung entsprach, bei der nächsten Zählung 1925 war diese Zahl auf 1412 Juden gestiegen, was jetzt 1,8% der Gesamtbevölkerung Heidelbergs entsprach. Vgl. zu diesen Zahlen das Buch von Norbert Giovannini u.a. (Hrsg.), *Jüdisches Leben in Heidelberg. Studien zu einer unterbrochenen Geschichte*. Heidelberg 1992, S. 314f.

¹⁰ LKA Karlsruhe, Maas, Rückblick auf sein Leben.

¹¹ Ebenda.

¹² LKA Karlsruhe, PA Hermann Maas.

¹³ Zitiert nach Keller, Maas (wie Anm. 6), S. 80.

¹⁴ Erschwert wurde das Engagement von Hermann Maas für Juden und Judenchristen innerhalb der BK durch die antijüdische Einstellung weiter Teile der BK. Viele wollten Hilfe allenfalls den Juden zukommen lassen, die sich hatten taufen

lassen und damit zum Protestantismus konvertiert waren (sog. «Judenchristen»). Auch sie waren ja aufgrund ihrer jüdischen Herkunft von der nationalsozialistischen Rassengesetzgebung betroffen.

¹⁵ Noch im Sommer 1939 konnte Hermann Maas das «Bloomsbury House» auf seiner letzten London-Reise besuchen, der Beginn des Krieges am 1. September 1939 machte weitere Reisen unmöglich.

¹⁶ Keller, Maas (wie Anm. 6), S. 83.

¹⁷ Vgl. hierzu ebenda, S. 86 f.

¹⁸ Ebenda, S. 87.

¹⁹ Zur Anzahl der jüdischen Bevölkerung in Heidelberg im Jahre 1933 existieren unterschiedliche Zahlen, im Gegensatz zu Marggraf, Evangelischer Pfarrer (wie Anm. 3), geht Giovannini, Heidelberg (wie Anm. 9), S. 314f., von 1102 Juden aus.

²⁰ Die sog. «Nürnberger Gesetze», am 15. September 1935 verkündet, bildeten die Basis für den Ausschluss der Juden aus dem öffentlichen Leben im Reich. Zugleich schufen sie die Grundlage für eine weitere antijüdische Politik der Nationalsozialisten. Unter anderem wurden Juden als blosse «Staatsangehörige» zu Bürgern minderen Rechts herabgewürdigt, diskriminiert und entrechtet.

²¹ Zu seinem «Hilfsnetz» gehörten u.a. die DDP-Reichstagsabgeordnete Marie Baum, Marianne Weber, die Witwe des Heidelberger Soziologen Max Weber, sowie Dr. Hans Huber, nach dem Krieg Regierungspräsident in Nordbaden.

²² LKA Karlsruhe, Maas, Rückblick auf sein Leben.

²³ Am 22. Oktober 1940 wurde der Grossteil der jüdischen Bevölkerung aus Baden, der Pfalz sowie aus einigen Orten Württembergs in einer konzertierten Aktion ins französische Lager Gurs am Fusse der Pyrenäen deportiert. Ausnahmen gab es nur für Personen, die mit einem «Arier» oder einer «Arierin» verheiratet waren, also in sog. «Mischehen» lebten.

²⁴ Ansprache von Prälat H. Maas in einer Sendung des Süddeutschen Rundfunks, in: Max Ludwig, Aus dem Tagebuch des Hans O. Dokumente und Berichte über die Deportation und den Untergang der Heidelberger Juden. Heidelberg 1965, S. 9.

²⁵ Vgl. zu den Zahlen wiederum Marggraf, Evangelischer Pfarrer (wie Anm. 3), 80.

²⁶ LKA Karlsruhe, PA Hermann Maas.

²⁷ Ebenda.

²⁸ Ebenda.

²⁹ Hermann Maas musste im September 1944 im Alter von 67 Jahren im Rahmen eines «Schipperkommandos», das unter SA-Bewachung stand, mit anderen Leidensgenossen Schanzarbeiten an der Westfront verrichten.

³⁰ Keller, Maas (wie Anm. 6), S. 106.

³¹ Auf dieser Reise entstanden mehrere Artikel, die Maas in dem Buch *Skizzen von einer Fahrt nach Israel*, Karlsruhe 1950, zusammengefasst hat. 1955 folgte ein weiterer Reisebericht – *und will Rachels Kinder wieder bringen in das Land. Reiseeindrücke aus dem heutigen Israel*, Heilbronn 1955.

³² Zitiert nach Keller, Maas (wie Anm. 6), S. 115.

³³ Vgl. hierzu den Artikel von Angela Borgstedt, zu dem Volk Israel in einer geheimnisvollen Weise hingezogen.» Der Einsatz von Hermann Maas und Gertrud Luckner für verfolgte Juden, in: Michael Kissener (Hrsg.), *Widerstand gegen die Judenverfolgung*. Konstanz 1996, S. 227-259, hier S. 228.

³⁴ Vgl. LKA Karlsruhe, Maas, Rückblick auf sein Leben.

³⁵ Ebenda.

Ein Rettungsnetz im Stuttgarter Raum für das jüdische Ehepaar Max und Karoline Krakauer¹

Lorenz Hofmann

Das jüdische Ehepaar Max und Karoline Ines Krakauer verdankt seine Rettung einer Kette von aussergewöhnlichen Rettungsaktionen in Berlin, Pommern und Württemberg. Max Krakauer selbst hat die Geschichte seiner abenteuerlichen Rettung quer durch das damalige Deutschland bereits zwei Jahre nach Kriegsende in seiner packend geschriebenen Autobiographie *Lichter im Dunkel* niedergeschrieben.² Seit den 1990er Jahren haben sich dann – unabhängig voneinander – einige Historiker mit einzelnen der beteiligten Helfer und Helferinnen wissenschaftlich auseinandergesetzt,³ unter ihnen die Kirchenhistoriker Eberhard Röhm und Jörg Thierfelder.⁴

Im Folgenden werden die württembergischen Fluchtwege des Ehepaars Krakauer näher beleuchtet. In den Blick kommen sowohl jene Helferinnen und Helfer, die den Eheleuten eine Unterkunft bieten konnten, wie auch andere, die durch Zuwendungen wie Lebensmittel, Lebensmittelkarten, Kurierdienste und seelischen Zuspruch geholfen und damit zu der Rettung der Krakauers beigetragen haben. Trägt man die Namen aller Personen aus dem Helferkreis – ohne Unterscheidung ihres jeweiligen Beitrags – zusammen, so kommt man auf die erstaunliche Gesamtzahl von 150 bis 200 Menschen.⁵ Etwa ebenso viele Personen, die nicht selbst helfen wollten oder konnten, wussten offenbar von den Rettungsaktionen.

Der Aufsatz schildert die Flucht des Ehepaars Krakauer. Dabei kommen die Beiträge einzelner Helfer, aber auch die schwierigen

Bedingungen zur Sprache, unter denen diese Hilfe geleistet wurde. Des Weiteren werden die Biographien einzelner Helferinnen und Helfer etwas näher beleuchtet.

Vor der Flucht

Nach 1918 baut sich der jüdische Soldat Max Krakauer (1888-1963) – unversehrt aus dem Ersten Weltkrieg zurückgekehrt – mit seiner Frau Karoline Ines (1894-1972) und seiner Tochter Inge in Leipzig eine Existenz als Leiter einer Filmverleihfirma auf. In dieser Position ist er 1932 erstmals mit von NSDAP und SA inszenierten Strassenkämpfen konfrontiert: Anlass ist der erfolgreiche Erwerb des Filmes *City Light* von Charlie Chaplin durch Krakauers Firma. In den Augen der NSDAP ist Chaplin als Jude, Kommunist und mehrfacher Dollarmillionär für deutsche Kinobesucher untragbar. Nach dem 30. Januar 1933 wird die Firma in die Insolvenz getrieben und anschliessend «arisiert». Kurze Zeit wird Krakauer gezwungen, einen Teil der Leipziger Wohnung und seines Besitzes deutlich unter Wert zu verkaufen. Nach diesen ersten Erfahrungen mit NSDAP und SA bemüht sich der Familienvater, so schnell wie möglich mit Frau und Tochter ins sichere Ausland zu fliehen. Im Januar 1939 gelingt es der Tochter, nach England zu emigrieren. Vier Monate später zieht Krakauer mit seiner Frau nach Berlin. Von 1939 oder 1940 bis zum Beginn ihrer gemeinsamen Flucht am 29. Januar 1943 werden sie «dienstverpflichtet». ⁶ Karoline Krakauer arbeitet als Kartoffelschälerin in einer ehemaligen Metzgerei, die kalt und faktisch nicht heizbar ist, sowie in einem Betrieb, der Fliegerfilmkassetten ausbessert. Max Krakauer muss in einer Rüstungsfirma schwere Kisten schleppen. Er bekommt durch die Arbeit einen Buckel, seine Frau einen schlimmen Ausschlag, den sie zeitlebens nicht mehr los werden wird. ⁷

Die Odyssee

Vor der Haustür ihrer Berliner Wohnung durch eine christliche Bekannte von der bevorstehenden Deportation gewarnt, entschieden sich die Krakauer Ende Januar 1943, ihren Häschern durch Untertauchen zu entgehen. Sie befanden sich bis Ende April 1945 ständig auf der Flucht vor der SS und der Gestapo. Durch die Zwangsarbeit und die früheren Konfrontationen mit dem NS-Regime bereits physisch wie psychisch stark geschwächt, eilte das Ehepaar Krakauer ab Ende Januar über Berlin, Pommern, erneut Berlin und schliesslich Württemberg von Versteck zu Versteck. Mit einem schlecht gefälschten Ausweis⁸ reiste das Ehepaar mit den unterschiedlichsten Verkehrsmitteln an die 2'000 Kilometer quer durch das Deutsche Reich. Jeder Fluchtweg bedeutete ein neues Wagnis, eine neue existenzielle Bedrohung für das Ehepaar. Vor jede Reise musste vor Ort jeweils ein neuer «Schlachtplan», eine neue Strategie, entworfen werden. Ihr wichtigstes Verkehrsmittel waren, trotz aller Gefahren, möglichst überfüllte Züge.

Krakauer beschreibt die bangen Momente des Wartens auf die Ankunft des Zuges im Zielbahnhof und die panische Angst vor jeder Bewegung während der Fahrt: «Die Stunden verrannen, doch es geschah nichts. Jedes neue Halten des Zuges riss an den Nerven, jedes neu hinzusteigende männliche Wesen versetzte uns in Angst und Schrecken, da wir in jedem harmlosen Landmann einen Geheimpolitisten zu sehen meinten.»⁹ Am schwierigsten war es für das Ehepaar, die lange Strecke Berlin-Stuttgart ohne Kontrollen zu überwinden. Sie benötigten hierfür in zwei Tagen nicht weniger als sieben Züge. Auch nach ihrer Ankunft bei Pfarrer Kurt Müller in Stuttgart mussten die Krakauer von August 1943 bis zu ihrer Befreiung am 23. April 1945 allein in Württemberg mit den unterschiedlichsten Verkehrsmitteln noch weitere rund 400 km zurücklegen. Von der kleinen reformierten Gemeinde im Stuttgarter Westen aus rei-

sen sie durch sechzehn Dekanate der württembergischen Landeskirche und ein Dekanat der benachbarten badischen Landeskirche.¹⁰

Ein weiterer Schrecken, unmittelbar nach der Ankunft im deutschen Südwesten, war ein strenges Verhör durch Kriminalbeamte im Gebäude des Stuttgarter Hauptbahnhofs, das die Krakauers wie durch ein Wunder ohne Verhaftung und sofortige Deportation überstanden. Das Ehepaar hatte sich dort nichtsahnend mit Pfarrer Müller verabredet, der ihnen ihr nächstes Reiseziel mitteilen wollte, nämlich das Pfarrhaus der Familie Stöffler in Köngen, südöstlich von Stuttgart. Nach dieser Erfahrung kostete es das Ehepaar verständlicherweise noch mehr Kraft und Überwindung, mit Zügen zu fahren oder Bahnhöfe zu betreten. Sie fuhren von da an möglichst nur noch in überfüllten Strassenbahnen. Voraussetzung für die Nutzung von Zügen war für sie fortan die glaubhafte Erklärung der jeweiligen Helfer, dass die vorgesehenen Züge bis zum Zeitpunkt der Benutzung noch nie kontrolliert worden seien. In zwei Fällen war Max Krakauer sogar auf das Fahrrad angewiesen. Gelegentlich wurde bei der Flucht auch ein Fussmarsch unumgänglich, was für Frau Krakauer jedoch immer grössere Schwierigkeiten mit sich brachte; denn ihre Schuhe drohten jederzeit auseinander zu fallen. Auch ihr seelischer und physischer Zustand erlaubte solche Unternehmungen immer weniger. Hierdurch wurde eine genaue Planung der Fluchtwege im Vorfeld noch dringlicher. Als 1945 die Machthaber sogar Feldwege kontrollierten, mussten mehrfach die Kinder der Helfer mit unverdächtigen «Spaziergängen» zunächst die genauen Positionen der Kontrollposten auskundschaften. Erst kurz vor seiner Befreiung konnte das Ehepaar für kurze Strecken Firmenwagen regimekritischer Kleinunternehmer in Anspruch nehmen. So holte der Sindelfinger Fabrikant Bitzer Krakauer und seine Frau in Kuppingen (bei Herrenberg) ab, liess sie bei sich zu Hause in Sindelfingen übernachten und fuhr sie anschliessend zur Strassenbahnhaltestelle in Stuttgart-Vaihingen.

In dieser langen Zeit hingen Leben oder Tod der Eheleute Krakauer von der solidarischen Hilfe ab. Max Krakauer schilderte später eindringlich, wie die Helfer und Helferinnen die Gefahren für ihre eigene Sicherheit bewusst zur Seite schoben, um ihm und seiner Frau nach Kräften zu helfen.

Strukturen der Hilfe

In den württembergischen Pfarrämtern sprach sich die Odyssee des Ehepaars Krakauer schon in der unmittelbaren Nachkriegszeit herum. Dann hat Maria Zelzer in ihrem Gedenkbuch von 1964 auf das Schicksal des Ehepaars und anderer Stuttgarter Juden hingewiesen, welche die NS-Zeit überlebt haben.¹¹ Fünf Jahre später stellte Paul Sauer eine vollständige Liste aller Menschen zusammen, die dem Ehepaar Krakauer geholfen haben.¹² Otto Mörike fügte in seiner 1975 initiierten Neuauflage von Krakauers Autobiographie als Anhang eine Liste aller von Krakauer erwähnten Helfernamen in ihrer ausgeschriebenen Form ein.¹³ Die Angaben in diesen Quellen differieren leicht. Die bisherige Literatur stützt sich ausschliesslich auf Sauer's Liste, ohne dabei gewisse Ungenauigkeiten zu berücksichtigen. Unter den Namen Eugen Stöffler, Otto Mörike, Hermann Zeller, Theodor Dipper, Paul Schmidt und Eugen Immendorffer mit seiner Tochter Frieda Bayer führt Sauer untereinander und in chronologischer Reihenfolge die Zeitabschnitte (jeweils zwischen zwei und vier) auf, in denen die Krakauers bei ihnen übernachtet haben. Um eine genaue Chronologie zu erstellen, müssen ferner die fünf getrennten Aufenthalte der beiden Ehepartner sowie drei zusätzliche Stationen von Max Krakauer allein berücksichtigt werden.

Weitere, nicht unerhebliche Hilfe kam von Menschen, die selbst keine Unterkunft anbieten konnten, nämlich:

- Geschwister Zeller, Pfarrer Gerhard Keitel und Karl Altenmüller, Waiblingen

- Pfarrer Karl Hermann, Grunbach im Remstal, Kreis Waiblingen
- Walter und Dora (Dorle) Pfeiffer, Stuttgart-West
- Pfarrer Dieter Lang (1907-1946)¹⁴, Stuttgart-Bad Cannstatt
- Adolf Kaas, Aurich, Kr. Vaihingen (heute Landkreis Ludwigsburg)
- Walter Heubach und Frieder Mörike, Pflegesohn und Sohn Otto Mörikes, Weissach-Flacht, Kr. Leonberg (heute Landkreis Böblingen),
- Ortsbauernführer Gottlob Schwarz, Gebersheim, Kreis Leonberg (heute Landkreis Böblingen)¹⁵
- Kirchenpfleger Wilhelm Berstecher, Kuppingen, Landkreis Böblingen
- Dekan Theodor Haug, Herrenberg, Landkreis Böblingen¹⁶
- Dr. Wilhelm Gölz (1889-1965), Kirchheim/Teck, Kreis Nürtingen (heute Landkreis Reutlingen)¹⁷
- Pfarrverweser Martin Lörcher, Bad Urach, Landkreis Reutlingen
- Frl. Kasper (?), Denkendorf, Landkreis Esslingen¹⁸
- Robert Schöttle, Reichenbach/Fils, Landkreis Esslingen
- Helene Zeller, Gemeindegewerkschaft in Plochingen, Landkreis Esslingen
- Else Palmbach, Plochingen, Landkreis Esslingen.

Die Gesamtübersicht aller Helferinnen und Helfer (vgl. S. 150-152) zeigt die Vielzahl der Beteiligten, die in unterschiedlicher Weise einen Beitrag zum schliesslichen Rettungserfolg geleistet haben. Joachim Scherrieble¹⁹ weist im Zusammenhang mit der von Theodor Dipper ausgehenden Hilfe für Juden zu Recht darauf hin, dass eine vollständige Liste aller Helferinnen und Helfer voraussichtlich nie erstellt werden kann. Die aktive oder passive Unterstützung des Pfarrers durch seine Familie und seine Kirchengemeinde bzw. einen Teil der Gemeinde ist als ein durchaus erheblicher Beitrag anzusehen. Bei den Pfarrern stehen immer die Frauen sowie teilweise

auch die Töchter und Söhne mit im Hintergrund. So schildert Ruth Stöffler, Tochter von Eugen und Johanna Stöffler aus Köngen, anschaulich die Rolle ihrer Mutter bei der Hilfe für die jüdischen Menschen: «Meine Mutter, Pfarrfrau Stöffler, ist oft mit der Taxe durch den Bezirk gefahren, von einem Pfarrhaus zum anderen. Das ‚Taxi‘ war eine Frau, die zwar kein Taxischild hatte, aber regelrechte Fahrten gegen Bezahlung durchführte. [...] Häufig hat sie dabei auch nach weiteren Unterschlupf-Möglichkeiten gefahndet. [...]»²⁰.

Wie Eugen Stöffler bezog auch Pfarrer Otto Mörike aus Flacht seine Familie in die Hilfe mit ein. Er schickte seinen damals 15-jährigen Sohn Frieder und seinen Pflegesohn Walter Heubach mit dem Fahrrad zum Auskundschaften der vorgesehenen Fluchtwege des Ehepaares. Mörike bat seinen jüngsten Schwager Martin Lörcher etwa ab November 1944 um Hilfe. Dieser war fortan in den Dekanaten Bad Urach und Reutlingen unermüdlich auf der Suche nach Unterkünften für das Ehepaar. Neben der familiären Unterstützung hatte jede Pfarrei vor Ort ihre eigenen Helfer, die – völlig im Hintergrund – nur dem zuständigen Hausherrn zuarbeiteten und die nur ihn kannten. Diese lokalen Unterstützer waren den «Hauptsäulen» der Hilfe in der Regel nicht bekannt. Auch eine stille Duldung ungewohnter Einkäufe durch die Helfer rettete Leben, wie es Lies Eisenmann indirekt ihrer Freundin Helene Adler mitteilte.²¹

Die Dauer des Aufenthalts bei den einzelnen Helfern war unterschiedlich. Jede einzelne Übernachtungsmöglichkeit bedeutete für das bedrohte Ehepaar einen Tag, an dem sie den NS-Schergen entweichen konnten. Der auffallend häufige Ortswechsel der Krakauer ab 1944 und besonders 1945 ist dadurch zu erklären, dass insbesondere die Männer in dieser Zeit unter ständiger Beobachtung standen, da sie in der Regel als Soldaten, beim «Volkssturm», an der Front oder im «Arbeitseinsatz» ihren Dienst taten. Jene Helfer, die dem Ehepaar Krakauer erst kurz vor Kriegsende eine Unterkunft

Gesamtübersicht aller Helferinnen und Helfer des Ehepaars Krakauer

Reihenfolge	Zeitraum	Namen der Helfer	Beruf	Ort	Landkreis (alt)
1	8.8.43	Kurt Müller	Pfarrer	Stuttgart; Gustav-Siegle-Str.	Stuttgart
2	9.-30.8.1943	Eugen Stöffler (1)	Pfarrer	Köngen	Esslingen
3 (Karoline)	31.8.-4.10.1943	Martha Hünlich	Lehrerin	Kirchheim/Teck	Nürtingen
3 (Max)	31.8.-27.9.1943	Richard Gölz	Pfarrer	Wankheim	Tübingen
3a (Max)	28.9.-4.10.1943	Ernst Rapp	Pfarrer	Owen	Nürtingen
4	5.-10.10.1943	Eugen Stöffler (2)	Pfarrer	Köngen	Esslingen
5	11.10.-11.11.1943	Alfred Dilger	Pfarrer	Stuttgart-Bad Cannstatt	Stuttgart
6 (Karoline)	11.11.-11.12.-1943	Friedrich Delekat	Pfarrer	Stuttgart-Ostheim	Stuttgart
			Prof. Dr.		
6 (Max)	11.11.-11.12.-1943	Hermann Maurer	Missionar	Korntal	Leonberg
7	12.-18.12.1943	Gustav Adolf Schreiber	Pfarrer	Stuttgart-Mühlhausen	Stuttgart
8	19.12.1943-17.1.1944	Otto Mörike (1)	Pfarrer	Weissach-Flacht	Leonberg
9	18.-31.1.1944	Hermann Zeller (1)	Dekan	Waiblingen	Waiblingen
10	1.-23.2.1943	Karl Michel	Ingenieur	Stuttgart-Hofen	Stuttgart
11	24.2.-16.3.1944	Albert Kimmich	Pfarrer	Beinstein	Waiblingen
12 (Max)	ca. 3 1/2 Wochen	Theodor Dipper (1)	Pfarrer	Reichenbach/Fils	Esslingen
12 (Karoline)	2 Wochen	Theodor Dipper (2)	Pfarrer	Reichenbach/Fils	Esslingen
13 (Karoline)	ca. 2 Wochen bis 6.4.1944	Erwin Palmer	Pfarrer	Waiblingen	Waiblingen
13a (Max)	3 Tage	Paul Hornberger	Pfarrer	Altbach	Esslingen
13b (Max)	1 Tag	Paul Schmidt (1)	Pfarrer	Esslingen	Esslingen

14	ca. 2 Wochen bis 6.5.1944	Otto Riehm	Pfarrer	Ispringen	Pforzheim
15	6.-7.5.1944	Kinderheim		Pforzheim	Pforzheim
16	8. 5.-5.6.1944	Rudolf Roller	Pfarrer	Enzweihingen	Vaihingen
17 (Karoline)	6.-15.6.1944	Otto Mörike (2)	Pfarrer	Weissach-Flacht	Leonberg
17 (Max)	6.-15.6.1944	Pauline Essig	Mesnerin	Weissach-Flacht	Leonberg
18	16.06.1944	Rudolf Held	Pfarrer	Simmozheim	Calw
19	ca. 3 1/2 Wochen	Alfred Brecht	Dekan	Calw	Calw
20	10.07.1944	Johannes Wahl	Pfarrer	Rutesheim	Leonberg
21	11.07.1944	Eugen Immendörfer, Tochter Frida Bayer (1)	Bauer	Heimerdingen	Leonberg
22	12.7.9.8.1944	August Scheuermann	Bauer	Aurich	Vaihingen
22	12.7.9.8.1944	Adolf Kaag	Bauer	Aurich	Vaihingen
23	bis 22.8.1944	Paul Harr	Pfarrer	Stuttgart-Sillenbuch	Stuttgart
24	bis 20.9.1944	Elisabeth Goes	Pfarrfrau	Gebersheim	Leonberg
25	21.9.-12.10.1944	Eugen Immendörfer, Tochter Frida Bayer (1)	Bauer	Heimerdingen	Leonberg
26	13.10.1944	Eugen Stöffler (3)	Pfarrer	Köngen	Esslingen
27	14.-30.10.1944	Werner	Pfarrfrau	Riederich	Reutlingen
28	bis 13.11.1944	Karl Jung	Pfarrer	Bempflingen	Nürtingen
29	bis 17.11.1944	Richard Kleinknecht	Apotheker	Metzingen	Reutlingen
30	bis 22.11.1944	Erika Hanna Beierbach	Pfarrfrau	Metzingen	Reutlingen
31	bis 1.12.1944	Georg Reith	Pfarrer	Oferdingen	Reutlingen

Reihenfolge	Zeitraum	Namen der Helfer	Beruf	Ort	Landkreis (alt)
32	bis 14.12.1944	Elsa Elsässer	Pfarrerswitwe	Mittelstadt	Reutlingen
32	bis 14.12.1944	Frau Lamparter	ihre Mutter	Mittelstadt	Reutlingen
33	bis 17.12.1944	Adolf Rittmann	Pfarrer	Dettingen/Erms	Reutlingen
34 (Max)	bis 20.12.1944	Gotthold Hezel	Pfarrer	Neuffen Nürtingen	Nürtingen
34 (Karoline)	bis 20.12.1944	Frau Deck	Neuffen		
35	21.12.1944- 15.1.1945	Theodor Dipper (3)	Pfarrer	Reichenbach/Fils	Esslingen
36	16.1.-1.2.1945	Frau Bopp	Eisenbahner- fam. Pfarrer	Plochingen	Esslingen
37	2.-3.2.1945	Paul Schmidt (2)		Esslingen	Esslingen
38	4.-9.2.1945	Gottfried Hermelink	Pfarrer	Nufringen	Böblingen
38	4.-9.2.1945	Frau Müller	Nufringen	Böblingen	
39	bis 18.2.1945	Elisabeth Kleinknecht	Pfarrfrau	Kayh	Böblingen
40	bis 16.3.1945	Erhard Eisenmann	Pfarrer	Kuppingen	Böblingen
41	17.03.1945	Bitzer	Fabrikant	Sindelfingen	Böblingen
42	18.-20.3.1945	Hermann Zeller (2)	Dekan	Waiblingen	Waiblingen
43	21.-27.3.1945	Beck	Pfarrfrau	Korb	Waiblingen
44	28.3.-10.4.1945	Hermann Zeller (3)	Dekan	Waiblingen	Waiblingen
45	11.-23.4.1945	Hildegard Spieth	Pfarrfrau	Stetten im Remstal	Waiblingen
46	ab 24.4.1945	Hermann Zeller (4)	Dekan	Waiblingen	Waiblingen

Anm.: Zahl hinter dem Namen des Helfers: Anzahl der Aufenthalte bei demselben Helfer.

anboten, begaben sich in dieselbe Bedrohungslage wie die Krakauer selbst. Erfuhr ein regimetreuer Mitbürger des Helfers von der Hilfeleistung für das Ehepaar, drohte dem Retter die sofortige Verbringung ins KZ.²²

Neben der materiellen Hilfe darf auch der seelische Beistand für das Ehepaar auf der Flucht nicht vernachlässigt werden. Die stetige Ungewissheit, wie es weitergehen sollte, wer das Ehepaar als Nächstes aufnehmen konnte, belastete die Nerven von Max Krakauer, vor allem aber die seiner Frau. Beide waren häufig einem psychischen Zusammenbruch nahe und mussten mühsam wieder aufgerichtet werden. Die seelische Verfassung der jeweiligen Helfer übertrug sich sofort auf die Verfolgten. Durften sich die Eheleute in bestimmten Grenzen selbstständig in der jeweiligen Gemeinde bewegen, bekamen sie schneller wieder festen Boden unter die Füße. Mussten sie jedoch im Haus oder sogar im Zimmer des jeweiligen Helfers bleiben, so steigerte sich die Depression, und es drohten Nervenzusammenbrüche. Krakauer schildert eindringlich, welche Ängste er ausstehen musste, als seine Frau während ihres Aufenthalts bei Martha Hünlich, einer jungen Lehrerin aus Kirchheim/Teck, einen solchen Zusammenbruch erlitt. Weil die junge Helferin zu grosse Angst um ihre eigene Sicherheit hatte, durfte Karoline Krakauer nicht aus ihrem Zimmer.²³ Um die Situation seiner Frau zu lindern, bat Max Krakauer seinen damaligen Gastgeber Richard Gölz um seelsorgerischen Beistand. Zu diesem Zweck fuhr er mehrfach von seinem Pfarramt in Wankheim bei Tübingen aus in Frau Krakauers Versteck in Kirchheim. Auch scheint er seinen Bruder Wilhelm in die Betreuung mit einbezogen zu haben – jedenfalls taucht sein Name in Sauers Liste der Helfer ohne Unterbringungsmöglichkeiten auf. Wilhelm Gölz praktizierte in Kirchheim als Arzt. Krakauer erwähnt in diesem Zusammenhang ferner den Namen der Helferin Dora Pfeiffer.

Die panische Angst und den daraus resultierenden Verfolgungs-

wahn betäubten die Flüchtenden mit Tabak und Alkohol. Ihre Sucht verführte Karoline Krakauer zeitweise zu höchst leichtsinnigen Aktionen, wie die Kuppinger Pfarrfrau Lies Eisenmann ihrer Freundin Helene Adler berichtet: «[...] und wenn sie sich Rauchwaren verschaffen konnten, vergassen sie alle Vorsicht. Entgegen meinem Verbot schickten sie meinen ältesten Sohn ins Dorf zum Kaufmann. Der Kaufmann wusste, dass wir nicht rauchten und nicht tranken, so dass ich Angst hatte, er könnte nachforschen, für wen dies alles aufgekauft wurde, und so dann von unserer Einquartierung erfahren.²⁴

Zur Herkunft der Helfer

Die wenigen biographisch bisher gut dokumentierten Helfer und Helferinnen kamen aus den Reihen der Bekenntnisgemeinschaft, des württembergischen Landesbruderrats und der kirchlich-theologischen Sozietät.²⁵ Aus diesem Grund ging die Forschung bisher davon aus, dass alle Helfer und Helferinnen einer dieser drei innerkirchlichen Gruppierungen angehörten. Bis jetzt sind jedoch nur fünf Helfer eindeutig als Vertrauensleute aus der Bekenntnisgemeinschaft nachzuweisen: Theodor Dipper, Otto Mörike, Rudolf Roller, Erwin Palmer²⁶ und Paul Schmidt²⁷. Nur Dipper und Mörike gehörten zugleich als Mitglieder dem württembergischen Landesbruderrat an. Mit Kurt Müller, Eugen Stöffler, Martha Hünlich und Richard Gölz waren es vier Mitglieder der Sozietät, die dem Ehepaar eine Übernachtungsmöglichkeit zur Verfügung stellten. Dora Pfeiffer, ein weiteres Mitglied der Sozietät, übernahm wiederholt Kurierdienste für das Ehepaar und stärkte es hierbei insbesondere moralisch. Für die weiteren Helfer und Helferinnen konnte bisher keine eindeutige Zuordnung zu einer der drei Gruppierungen nachgewiesen werden. Diese vergleichsweise geringe Zahl deutet auf eine weit breitere kirchlich-konfessionelle Prägung der Helfer und Helferinnen des Ehepaars hin als bisher angenommen. Allen Hel-

fern und Helferinnen war eine grundsätzliche und offene Ablehnung des Hitler-Regimes gemeinsam. Zweifellos war die Hilfe von Theodor Dipper und Otto Mörike für Max und Karoline Ines Krakauer von besonderer Bedeutung. Insgesamt muss jedoch von einer Pfarrhauskette gesprochen werden, das heisst von einer Reihe befreundeter Pfarrhäuser, die Hand in Hand arbeiteten und auf diese Weise gemeinsam halfen.

Wichtig war insbesondere auch das Waiblinger Dekanat. Vor allem die Berücksichtigung der Helfer ohne Unterkunftsmöglichkeiten zeigt die Bedeutung Waiblingens in dieser Rettungsgeschichte. Neben Dekan Hermann Zeller standen auch seine Amtsbrüder Karl Altenmüller und Gerhard Keitel dem Ehepaar bei. Und noch weitere Helfer des Ehepaars gehören zu Pfarrhäusern im Waiblinger Dekanat: Pfarrer Albert Kimmich in Beinstein, die Ehefrau von Pfarrer Eberhard Beck in Korb, die Stettener Pfarrfrau Hildegard Spieth und Pfarrer Karl Hermann in Grunbach.

Die Initiative zur Hilfe für flüchtige Juden in Württemberg ergriff Anfang August 1943 zunächst der aus Bremen stammende Pfarrer der reformierten Kirche in Stuttgart, Kurt Müller.²⁸ Zunächst Anwalt, beschloss Müller unter dem Eindruck der Synoden von Barmen und Berlin-Dahlem, bei Karl Barth in Basel Theologie zu studieren. 1942 wurde er von Pfarrer Alphons Koechlin in Basel ordiniert. Als erste Gemeinde übernahm Müller daraufhin die kleine reformierte Gemeinde in Stuttgart und wurde kurz darauf Mitglied der Sozietät. Als von aussen kommendes Mitglied nahm er im Lauf des Jahres 1943 Kontakt mit Theodor Dipper auf, dem Leiter von Bekenntnisgemeinschaft und Bruderrat, um die Hilfsaktionen zu koordinieren. Ebenfalls von aussen, aus den Landeskirchen von Hessen-Darmstadt bzw. Sachsen kommend, boten Georg Reith und Friedrich Delekat ein Versteck an. Beide wurden von der «intakten» württembergischen Landeskirche wegen ihrer politischen Gegnerschaft zu Hitler aufgenommen.

Nach mehreren Verhaftungen wurde der lutherische Pfarrer Georg Reith 1940 aus Seeheim (bei Darmstadt) ausgewiesen. Im November 1944 bot er dem Ehepaar in seinem Oferdinger Pfarrhaus (bei Reutlingen) für zehn Tage ein Obdach, obwohl er selbst von den staatlichen Stellen scharf beobachtet wurde. Reiths Frau war zu jenem Zeitpunkt zudem schwer krank, ebenso zwei seiner Töchter.²⁹ Bereits ein Jahr früher, im November 1943, bot Professor Friedrich Delekat aus Dresden Frau Krakauer eine Zuflucht im Stuttgarter Osten an. Bis zu seiner 1937 erfolgten Zwangsemeritierung war Delekat Professor für Religionspädagogik an der TU Dresden gewesen. 1942 schrieb er auf Bitten Dietrich Bonhoeffers den Anhang 3 («Erziehung») zur «Freiburger Denkschrift». Kurz darauf von Gauleiter Martin Mutschmann aus Sachsen ausgewiesen, fand er 1943 Aufnahme in der Landeskirche Württembergs. Obwohl selbst gerade erst eingezogen, zögerte Delekat nicht, Karoline Ines Krakauer in seiner Wohnung aufzunehmen, unter der die örtliche NSDAP-Leitung ihr Büro hatte.³⁰ Pfarrer Otto Riehm hingegen gehörte mit seiner Familie und seinem Pfarramt in Ispringen bei Pforzheim als einziger Helfer der badischen Landeskirche an. Als Verweigerer des Hitler-Grusses war er schon früh ein offener Gegner Hitlers.³¹

Die anderen helfenden Pfarrer waren aus Württemberg gebürtig. Teilweise stammten sie aus traditionellen Pfarrerrfamilien, wie z.B. Otto Mörike. Eine wichtige Rolle spielte ferner die in Württemberg stark verankerte Basler Mission. Max Krakauer konnte vier Wochen lang in Korntal bei Hermann Maurer und seiner Frau Valerie, einem Basler Missionar, unterkommen, nachdem er zuvor in Stuttgart-Bad Cannstatt zusammen mit seiner Frau bei Pfarrer Alfred Dilger versteckt worden war.³² Weitere Pfarrer aus dem Kreis der Helfer stammten aus Missionarsfamilien und waren in Indien geboren: Gustav Beierbach und seine Frau Erika aus Metzingen, Helmut Spieth aus Stetten und Gottfried Hermelink aus Nufringen bei Herrenberg.³³

Handeln aus dem Gebot der Nächstenliebe

Entgegen der bisherigen Forschungsmeinung zeigte sich bei einer vollständigeren Betrachtung der beteiligten Pfarrer und Pfarrfrauen, dass sie einer grossen Vielfalt an innerprotestantischen Strömungen angehörten. Das bisherige Bild einer engen Bindung der Helfer und Helferinnen an Bekenntnisgemeinschaft, Bruderrat und Sozietät muss insoweit revidiert werden. Es ist gerade bemerkenswert, dass so unterschiedliche Strömungen wie der Pietismus, eine Missionsbewegung mit freikirchlichem Hintergrund, das Luthertum und die reformierte Kirche bei der konkreten Hilfe für Juden reibungslos miteinander kooperierten. Auch die Herkunft spielte hierbei keine Rolle. Pfarrer aus alten Pfarrdynastien waren ebenso hilfsbereit wie gerade erst ordinierte oder aus anderen Landeskirchen kommende Pfarrer. Sie handelten aus dem Gebot der Nächstenliebe und einer moralischen Verantwortung heraus. Die verbindende Gegnerschaft zu Hitler und seinem Regime erwies sich bei den konkreten Hilfsmassnahmen der Pfarrerschaft als wichtiger als die jeweilige Zugehörigkeit zu einer der innerprotestantischen Strömungen.

Diese Vielfalt an religiösen und kirchlichen Sozialisationsmustern der Helfer und Helferinnen, über die hier berichtet wurde, darf allerdings nicht dazu verleiten, alle genannten kirchlichen Gruppierungen als antinationalsozialistisch zu begreifen. Es waren meist Einzelne, die im konkreten Fall bereit waren, eine Unterkunft, einen Schutz oder eine sonstige Hilfestellung anzubieten. Elf dieser Helfer und Helferinnen wurden bereits durch die israelische Gedenkstätte Yad Vashem geehrt.³⁴ In Baden-Württemberg sind erst vergleichsweise wenige Initiativen auf lokaler Ebene entstanden, die sich bemühen, den mutigen Helfern und Helferinnen eine angemessene Würdigung zukommen zu lassen (wofür sich ja insbesondere ihrer damalige Wirkungsstätte eignet). Sie zu fördern und zu unterstützen dürfte eine wichtige erinnerungspolitische Aufgabe sein.³⁵

Anmerkungen

¹ Für die Betreuung und Durchsicht der Arbeit danke ich meinem Referatsleiter in der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, Konrad Pflug, sehr herzlich.

² Max Krakauer, *Lichter im Dunkel*. Stuttgart ⁵1978 (zuerst 1947).

³ Bis heute gibt es Biographien zu Theodor Dipper, Richard Gözl, Otto Mörike und Kurt Müller.

Zu Theodor Dipper vgl. Joachim Scherrieble, *Reichenbach an der Fils unterm Hakenkreuz*. Ein schwäbisches Industriedorf in der Zeit des Nationalsozialismus. Tübingen, Stuttgart 1994, S. 209-225 und 292-302. Zu Richard Gözl vgl. Joachim Conrad, *Richard Gözl (1887-1975). Der Gottesdienst im Spiegel seines Lebens*. Göttingen 1995 (Veröffentlichungen zur Liturgik, Hymnologie und theologischen Kirchenmusikforschung, Bd. 29)

Zu Otto Mörike vgl. u.a. Joachim Scherrieble, *Du darfst Dich nicht vorenthalten. Das Leben und der Widerstand von Gertrud und Otto Mörike in der Zeit des Nationalsozialismus*. Stuttgart 1995.

Zu Kurt Müller vgl. Eberhard Busch, *Die Menschlichkeit war grösser als die Angst. Erinnerung an Kurt Müller (1902-1958)*, in: *Evangelische Theologie NF* 52 (1997) 16, S. 495-512. Weitere Helfer werden im Rahmen von Orts- oder Pfarrchroniken erwähnt.

⁴ Eberhard Röhm / Jörg Thierfelder, *Die Pfarrhausketten in Württemberg*, in: dies. (Hrsg.), *Juden – Christen – Deutsche*. Bd. 4/1: 1941-1945. Stuttgart 2004, S. 182-198 (Kap. 10). Für die Überlassung der fertigen Druckfahnen dieses Kapitels danke ich dem Autor Eberhard Röhm herzlich.

⁵ 66 Personen sind für die Flucht als Helfer mit Unterkunft nachgewiesen. Zählt man den mit einbezogenen Ehepartner hinzu, verdoppelt sich diese Zahl bereits. Und auch die häufig ebenfalls eingeweihten Kinder, Geschwister oder sonstigen Verwandten, die Kirchengemeinde oder der Freundeskreis müssen zum Kreis der Helfer hinzugezählt werden.

⁶ Juden wurden ab 1939 durch die «Abteilung Juden» ihres Arbeitsamts «dienstverpflichtet», d.h. ihnen wurde hauptsächlich in der Industrie körperlich schwere Arbeit abverlangt.

⁷ Eberhard Kögel, Interview Hildegard Spieth: *Krakauers in Stetten – Autorisierte Fassung vom 27.4.1997*, im Besitz des Verf. Im April 2004 wurde im Rahmen einer Feierstunde eine Gedenktafel für Hildegard Spieth am Gemeindehaus der Evangelischen Kirche Stetten enthüllt.

- ⁸ Ihr eigener Ausweis war wegen des gelben «J» für «Jude» für eine Flucht nicht zu gebrauchen. Mehrfach versuchte das Ehepaar vergeblich, einen gefälschten Ausweis zu bekommen. Während ihrer Flucht liefen sie unter den Namen Hans und Grete Ackermann, dem Namen eines ihrer ersten Helfer in Berlin.
- ⁹ Krakauer, *Lichter im Dunkel* (wie Anm. 2), S. 34 (über ihre Fahrt von Berlin nach Bad Polzin in Ostpommern).
- ¹⁰ Sie berühren die Dekanate Stuttgart, Bad Cannstatt, Waiblingen, Degerloch, Esslingen, Kirchheim/Teck, Göppingen, Bad Urach, Reutlingen, Tübingen, Herrenberg, Böblingen, Calw, Leonberg, Ditzingen, Vaihingen/Enz und das Dekanat Pforzheim in der badischen Landeskirche.
- ¹¹ Maria Zelzer, *Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden. Ein Gedenkbuch*. Stuttgart 1964, S. 261-264.
- ¹² Paul Sauer, *Die Schicksale der jüdischen Bürger Baden-Württembergs während der nationalsozialistischen Verfolgungszeit. Statistische Ergebnisse der Archivdirektion und zusammenfassende Darstellung*. Stuttgart 1969, S. 437-440.
- ¹³ Krakauer, *Lichter im Dunkel* (wie Anm. 2), S. 132-136.
- ¹⁴ Vgl. Joachim Conrad, Richard Gözl (wie Anm. 3), S. 302.
- ¹⁵ Die Familien des Gebersheimer Ortsbauernführers Gottlob Schwarz und seines Bruders Johannes waren Mitglied der pietistischen «Hahnschen Gesellschaft». Ihre Töchter versorgten Elisabeth Goes mit Nahrungsmitteln. Vgl. Eberhard Röhm / Jörg Thierfelder, *Juden – Christen – Deutsche* (wie Anm. 4), S. 193.
- ¹⁶ Vgl. Joachim Conrad, Richard Gözl. (wie Anm. 3), S. 302.
- ¹⁷ Ebenda, S. 310. Wilhelm Gözl ist der jüngste Bruder des Wankheimer Pfarrers.
- ¹⁸ Vgl. Krakauer, *Lichter im Dunkel* (wie Anm. 2), S. 133. Das Fragezeichen ist aus Mörikes Liste übernommen.
- ¹⁹ Joachim Scherrieble, *Reichenbach an der Fils* (wie Anm. 3), S. 309.
- ²⁰ Zit. nach ebenda, S. 308.
- ²¹ Vgl. hierzu S. 154 und Anm. 24.
- ²² Der Wankheimer Pfarrer Richard Gözl wurde ins nahe gelegene KZ Welzheim (östlich von Stuttgart) gebracht, weil er einem anderen Juden, Dr. Hermann Pineas, Unterschlupf gewährt hatte. Vgl. hierzu Joachim Conrad, Richard Gözl, (wie Anm. 3), S. 100-103.
- ²³ Krakauer, *Lichter im Dunkel* (wie Anm. 3), S. 78 f. Der Kirchenhistoriker Martin Widmann zählt die Lehrerin zu den Mitgliedern der kirchlich-theologi-

schen Sozietät: Martin Widmann, Die Geschichte der kirchlich-theologischen Sozietät in Württemberg, in: Karl-Adolf Bauer (Hrsg.), Predigtamt ohne Pfarramt? Die Illegalen im Kirchenkampf. Neukirchen-Vluyn 1993, S. 142.

²⁴ So Helene Adler in einem Artikel. Leider konnte Pfarrer Michael Eisenmann, jüngster Sohn von Lies und Erhard Eisenmann, dem Verfasser bei der Übergabe des Dokuments keine Angaben zu Erscheinungsort und Zeitpunkt machen.

²⁵ Die Synoden von Barmen und Berlin-Dahlem im Jahre 1934 sind für die Geschichte der Bekennenden Kirche (BK), der innerkirchlichen Opposition, von grundlegender Bedeutung. Die BK verurteilte in der «Barmer Erklärung» mit deutlichen Worten die NS-Kirchenpolitik und rief das «kirchliche Notrecht» aus, was zum Aufbau eigener Strukturen, der Landesbruderräte (LBR) und des Reichsbruderrates, führte. Der württembergische Landesbischof Theophil Wurm lavierte zwischen Barmen und Dahlem einerseits und der offiziellen Kirchen- und Staatsführung andererseits. Neben Hans Meiser (Bayern) und August Marahrens (Hannover) war er einer der Landesbischöfe, die nach 1933 nicht ausgewechselt wurden, weil sie einer «intakten» Landeskirche vorgestanden hätten. Die übrigen Landeskirchen galten als «zerstört». Die drei innerkirchlichen Oppositionsgruppierungen Württembergs – Bekenntnisgemeinschaft, LBR und kirchlich-theologische Sozietät – haben sich über die schwankende Position Wurms und zuletzt über die 1938 erhobene Forderung an die Pfarrerschaft, einen Eid auf Hitler zu leisten, endgültig zerstritten. Dieser Streit führte dazu, dass die Sozietät 1938-1943 ausserhalb der Landeskirche stand und der Kontakt zu Wurm zum Erliegen kam.

²⁶ Diese unterschreiben am 1. Dezember 1938 einen Brief an Reichskirchenminister Hans Kerrl. Vgl. Theodor Dipper, Die evangelische Bekenntnisgemeinschaft in Württemberg 1933-1945. Ein Beitrag zur Geschichte des Kirchenkampfes im Dritten Reich (= Arbeiten zur Geschichte des Kirchenkampfes, Bd. 17). Göttingen 1966, S. 256.

²⁷ Ebenda, S. 247. Schmidt wird 1939 Geschäftsführer der Gemeinschaft, weil Dipper zu diesem Zeitpunkt ausserhalb seiner Pfarrei Reichenbach nicht predigen darf.

²⁸ Vgl. Busch, Die Menschlichkeit war grösser ... (wie Anm. 3), S. 501, Anm. 26.

²⁹ Vgl. das im Selbstverlag von Renate Stegmaier herausgegebene Buch *Leben*

und Wirken von Käthe Reith, geb. Bott. o. O., o.J., S.39. Auszüge aus der Publikation im Besitz des Verfassers.

³⁰ So teilt es Pfarrer Eckhard Schultz-Berg von der Evangelischen Lukasgemeinde in Stuttgart-Ostheim am 30. Oktober 2003 dem Verfasser mit. An dieser Pfarrei wirkte Delekat.

³¹ Vgl. hierzu den Brief des badischen Landesbischofs Julius Kühlewein an Konsistorialrat Dr. Merzyn vom 7. September 1938 und die anschließende Kommentierung. Zit. nach Gerhard Schwinge (Hrsg.), Die evangelische Landeskirche in Baden im Dritten Reich. Quellen zu ihrer Geschichte. Bd. 4: 1935-1945. Karlsruhe 2003, S. 39 f (Dokument 2000).

³² Alfred Dilger schrieb 1953 in der Funktion eines Missionsinspektors einen Nachruf auf Karl Hartenstein, den langjährigen Missionsdirektor der Basler Mission. Leider konnte nicht mit letzter Sicherheit festgestellt werden, seit wann Dilger Mitarbeiter der Mission war. Vgl. Alfred Dilger, Karl Hartenstein. Leiter der deutschen Heimatgemeinde der Basler Mission, in: Wolfgang Metzger (Hrsg.), Ein Leben für Kirche und Mission. Stuttgart 1953, Kapitel III, S. 176-194.

³³ Zu den Lebensläufen dieser Helfer vgl. Herbert Leube, Familie und christliche Diakonie. Familienkreis und Nachkommenschaft von Christian Heinrich Zeller und Sophie Siegfried (= Sonderveröffentlichungen des Martinszeller Verbandes, Nr. 15). Lahr 1999, S. 376, 429 und 440f. Aus dieser Veröffentlichung geht auch hervor, dass der Metzinger Pfarrer Gustav Beierbach 1930 Assistent von Prof. Karl Fezer war, einem frühen Mitglied der nationalsozialistischen «Glaubensbewegung Deutsche Christen».

³⁴ Lediglich elf Personen aus dem Helferkreis des Leipziger Ehepaars wurden bisher von Yad Vashem geehrt: Otto und Gertrud Mörike (1970), Helene Jacobs (Berlin, 1983), Alfred und Louise Dilger (1991), Richard und Hildegard Gözl (1991), Elisabeth Goes (1991), Eugen, Johanna und Ruth Stöffler (1998).

³⁵ So wurde z. B. in Reichenbach/Fils am 14. November 2003 im Rahmen eines Festaktes die Reichenbacher Kirchstrasse in Theodor-Dipper-Platz umbenannt. Ähnliche Veranstaltungen fanden auch an anderen Wirkungsstätten damaliger Helfer und Helferinnen statt, von denen einige zuvor bereits mit dem Bundesverdienstkreuz geehrt worden waren.

«Fortgesetzte Beihilfe zur illegalen Auswanderung von Juden nach der Schweiz»¹

Das Hilfsnetz um Luise Meier und Josef Höfler

Claudia Schoppmann

Am 23. Oktober 1941 verfügten die Nationalsozialisten ein Auswanderungsverbot für die jüdische Bevölkerung im Deutschen Reich. Wenige Tage zuvor, am 18. Oktober, hatten sie mit der reichsweiten Deportation der jüdischen Minderheit an zunächst unbekannte Orte «im Osten» begonnen. Damit war Deutschland für alle, die ihre Heimat nicht rechtzeitig verlassen können, zur tödlichen Falle geworden, aus der es kaum noch ein Entrinnen gab. Betroffen waren hiervon alle Menschen jüdischer Herkunft, die – unabhängig von ihrem Selbstverständnis oder Glaubensbekenntnis – aufgrund der «Nürnberger Gesetze» zu Juden erklärt und im Laufe der Jahre mithilfe von über 1'900 Verordnungen und Rechtsbestimmungen Schritt für Schritt ausgegrenzt, entrechtet und verfolgt worden waren.¹ Der Höhepunkt ihrer Stigmatisierung war mit der Polizeiverordnung vom 19. September 1941 erreicht. Sie wies die öffentliche Kennzeichnung aller Juden mit einem gelben Stern an: Nun war es nicht mehr möglich, antijüdische Massnahmen zu umgehen, indem man etwa in einen anderen Stadtteil ging, wo einen niemand kannte. Gleichzeitig war es seitdem verboten, den Wohnort ohne Genehmigung zu verlassen.

Bis zum Ende der Naziherrschaft 1945 gab es lediglich zwei Möglichkeiten, sich der Deportation zu entziehen: durch Flucht in den Untergrund oder ins Ausland. Letzteres glückte seit Oktober

1941 in nur wenigen Fällen.² Fast alle Länder, die Deutschland umgaben, waren damals entweder besetzt oder verbündet und kamen daher als Fluchtziel kaum in Frage.

Die Schweiz, das einzige angrenzende neutrale Land, wies vor allem in den Jahren 1938-1944 jüdische Flüchtlinge massiv zurück. Das Land glaubte sich speziell während der Weltwirtschaftskrise der 30er Jahre einer «Überfremdung» erwehren zu müssen, und der «Anschluss» Österreichs im März 1938 an das Deutsche Reich konfrontierte die Schweiz mit einer Welle jüdischer Flüchtlinge. Nach Verhandlungen mit der eidgenössischen Regierung kennzeichnete Deutschland ab Oktober 1938 Pässe von Juden mit einem eingestempelten «J». So war es den Schweizern nun möglich, jüdische Flüchtlinge an der Grenze abzuweisen, und ab August 1942 verwehrte man den Verfolgten generell die Einreise.

Um dennoch auf illegalem Weg in die Schweiz zu gelangen, benötigte man vor allem Kontakte zu Ortskundigen in den Grenzregionen, die bereit und in der Lage waren, einen über die Grenze zu schleusen. Deren Kenntnis der Topographie und der örtlichen Gepflogenheiten und Sicherheitssysteme war durch nichts zu ersetzen. Da sich die allermeisten untergetauchten Jüdinnen und Juden – schätzungsweise 5'000-6'000³ – in Berlin verbargen, war eine Flucht in die Schweiz mit einer sehr weiten Reise zur Grenze verbunden, wofür man Geld, gut gefälschte Papiere und nicht zuletzt eine gehörige Portion Mut brauchte.

Dass eine – wenn auch wohl nur geringe – Anzahl von nichtjüdischen Deutschen bereit war, Hilfe beim illegalen Grenzübertritt zu leisten, zeigt das Netz um Luise Meier und Josef Höfler, durch das 28 jüdische Flüchtlinge 1943/44 in die Schweiz gelangten. Trotz der bestehenden Gefahr – seit Oktober 1941 sah ein Gestapo-Erlass⁴ bei «Judenbegünstigung» sog. Schutzhaft bzw. Einweisung in ein KZ vor – handelten sie zugunsten Verfolgter. Wie es dazu kam, welche Probleme und Konflikte dabei auftraten und aus welchen Gründen die Beteiligten gehandelt haben mögen, sei nun geschildert.



Abb. 9: Josef Höfler, Luise Meier, Gertrud Höfler (verh. Eisele) und Elise Höfler, um 1952

Ihren Anfang nahm die Geschichte in Berlin, im vornehmen Bezirk Grünewald. 1936 war die 1885 in Westfalen geborene Luise Meier mit ihrem Mann Karl, einem Buchhalter, von Köln in die Reichshauptstadt gezogen. Luise Meier war nicht berufstätig und hatte sich in früheren Jahren vor allem um die Erziehung ihrer vier Kinder – drei bereits erwachsene Söhne und eine Tochter – gekümmert. Ebenso wie ihr Mann lehnte die gläubige Katholikin das Regime ab.

Auf derselben Etage betrieb Fedora Curth, eine aus Potsdam zugezogene Jüdin, seit 1936 eine Pension. Luise Meier kam in Kontakt mit den jüdischen Pensionsgästen, unter denen sich das etwa gleichaltrige Ehepaar Felix und Herta Perls befand. So lernte sie die Nöte derjenigen kennen, die verzweifelt auszureisen versuchten.

Nach der zwangsweisen Schliessung der Pension 1941 mussten Fedora Curth und ihre Gäste in «Judenwohnungen» ziehen. Schliesslich wagte sie, die Flucht in Richtung Bregenz am Bodensee, nach-

dem ihr ein «menschenfreundlicher»⁵ Polizeiwachtmeister aus ihrem Bekanntenkreis zu falschen Papieren verholten hatte. Mithilfe eines ortskundigen Bauern und gegen Zahlung von mehreren tausend Mark gelangte sie im November 1942 in die Schweiz, indem sie bei St. Margrethen durch den Alten Rhein schwamm. Begleitet wurde sie von Ilse Franken, einer jüngeren Freundin, die Frau Meier schon aus Köln kannte.

Luise Meier setzte nun alles daran, um diesen Fluchtweg ausfindig zu machen. Auf demselben Weg wollte sie die Perls in Sicherheit bringen, die im Oktober 1942 untergetaucht waren, um der drohenden Deportation zu entgehen. Anfangs nahm Luise Meier das jüdische Ehepaar bei sich auf, was aber gefährlich war, da sie von früher im Haus bekannt waren. Jede Nacht verbrachten sie in einem anderen Quartier. Ihre Lage wurde immer auswegloser, und sie waren dem Suizid nahe. Da erreichte sie das rettende Telegramm von ihrer «besten Freundin», die schliesslich den Bauern bei St. Margrethen ausfindig gemacht hatte.⁶ Nach einer strapaziösen Flucht und Flussdurchquerung gelangten Herta und Felix Perls am 2. Dezember 1942 in die Schweiz.

Anfang 1943 suchte ein Schweizer Delegierter des Internationalen Roten Kreuzes, Jean-Édouard Friedrich, die inzwischen verwitwete Luise Meier im Grünewald auf. Er überbrachte ihr die falschen Papiere von Ilse Franken und Fedora Curth – mit der Bitte, auch anderen Bedrängten zu helfen: insbesondere einer Jüdin namens Lotte Kahle, der Nichte von Ilse Frankens früherem Chef Ludwig Schöneberg. Durch Zufall hatte Ilse Franken Schöneberg, der seit 1938 mit seiner Frau Ilse in Lausanne lebte, in der Schweiz wiedergetroffen. Schönebergs suchten nun nach einem Weg, um ihre Nichte Lotte in Sicherheit zu bringen, die nach der Deportation ihrer Eltern im Oktober 1942 in Berlin untergetaucht war.

Mithilfe von Schönebergs Bekanntem Jean-Édouard Friedrich glückte die Suche nach einer Verbindungsperson in Berlin, denn

Luise Meier war bereit, auch der ihr bislang unbekanntem Jüdin zu helfen. Ihre politische Einstellung und ihre christliche Überzeugung, die sie ernst nahm, mögen die Gründe dafür gewesen sein, dass sie sich auf das Wagnis einliess.⁷ Anzunehmen ist auch, dass sie durch ihre an der Ostfront eingesetzten Söhne von den Massenmorden an der jüdischen Bevölkerung im Osten wusste.

So wichtig ihre Hilfsbereitschaft für das Gelingen des Fluchtversuchs von Lotte Kahle auch war – es bedurfte ausserdem der Unterstützung Ortskundiger, denn die unregelmässig verlaufende Grenze barg die Gefahr, dass Flüchtlinge, die allein den Weg suchten, sich unversehens wieder auf deutschem Gebiet befanden. Diesmal sollte der Grenzübertritt nahe Singen am Hohentwiel versucht werden, wo es – anders als am Bodensee – eine längere «trockene» Grenze zu Deutschland gab. Dort hatte Schöneberg zwei Helfer gefunden, und zwar durch die Vermittlung eines aus Deutschland geflohenen jüdischen Arztes, Dr. Nathan Wolf, der im schweizerischen Ramsen praktizierte.

Eine von Dr. Wolfs Patientinnen war die aus Ramsen stammende Elise Höfler, die mit ihrem Mann und ihrer Tochter im badischen Gottmadingen – nur zehn Minuten von der Grenze entfernt – lebte. Der 1911 geborene Josef Höfler, von Beruf Schlosser, war in der Rüstungsindustrie in Singen beschäftigt. Höflers, die praktizierende Christen waren, erklärten sich bereit, Lotte Kahle in die Schweiz zu bringen. Ausserdem konnte Dr. Wolf über einen anderen Patienten den 1915 geborenen Elektromonteur Willy Vorwalder zur Mitarbeit gewinnen. Dieser, ein Arbeitskollege von Höfler, sah es als seine «menschliche Pflicht»⁸ an, den Verfolgten beizustehen, wie er nach Kriegsende angab. Nicht auszuschliessen ist, dass auch finanzielle Interessen eine Rolle spielten.

Ende April 1943 fuhren Luise Meier, die die Fahrkarten besorgt hatte, und die knapp 30-jährige Lotte Kahle mit dem Zug nach Singen – Letztere ausgestattet mit dem Ausweis einer jungen Quäkerin,

bei der sie zuvor versteckt war und die ihr ähnlich sah. Nur schwer war Lotte Kahle zu überreden gewesen, ohne ihren ebenfalls illegal lebenden Freund und späteren Ehemann Herbert Strauss zu fahren. Die Fluchthelfer scheuten offenbar dieses Risiko, denn junge Männer im «wehrfähigen» Alter wurden von der nach Deserteuren fahndenden Polizei häufig und genau kontrolliert. Deshalb mussten sie über hervorragend gefälschte Papiere, z. B. einen Wehrpass, verfügen, was bei Herbert Strauss nicht der Fall war.

Am Bahnhof in Singen wurde Lotte Kahle – vor der verabredeten Zeit – von einem Unbekannten angesprochen und erschrak sehr. Dank Luise Meiers beherztem Eingreifen ging diese «konspirative» Ungeschicklichkeit glimpflich aus. Der junge Mann entpuppte sich als Willy Vorwalder, der Lotte Kahle zum Haus der Höflers brachte, wo sie übernachtete. Riskant war dies auch deshalb, weil im Obergeschoss des Hauses Mieter wohnten, die politisch nicht zuverlässig waren. Am 1. Mai spazierten sie, als Sonntagsausflügler getarnt, Richtung Grenze. Höfler und Vorwalder gingen vorneweg, die beiden Frauen folgten. Ihre fünfjährige Tochter hatte Frau Höfler zur besseren Tarnung mitgenommen. So passierten sie dank der genauen Ortskenntnisse von Höflers den Grenzposten. Bei Buch gelangte Lotte Kahle auf Schweizer Boden. Nach wenigen Minuten bereits lief sie einem Grenzer in die Arme. Um nicht womöglich nach Deutschland zurückgeschickt zu werden, sagte sie, dass sie «lieber auf der Stelle erschossen werden wolle».⁹ Wie fast alle anderen Flüchtlinge vor und nach ihr musste sie sich Verhören unterziehen und wurde zeitweilig inhaftiert, wobei sie jedoch, durch Höfler entsprechend instruiert, keine kompromittierenden Angaben machte.

Erst durch die Panne auf dem Singener Bahnhof hatte Luise Meier also die einheimischen Helfer kennen gelernt. Trotz der Gefahr, die ihnen bei Entdeckung drohte, waren alle bereit, ihre Hilfe fortzusetzen. Teils spontan, teils zielgerichtet entstand so eine Verbindung, die schliesslich 27 weiteren Flüchtlingen den Weg in die

Schweiz ermöglichen sollte. Dabei ging man meist so vor, dass Luise Meier die in Berlin untergetauchten Jüdinnen und Juden persönlich nach Singen begleitete. Dort holte Willy Vorwalder sie am Bahnhof ab und führte sie Josef Höfler zu, der sie mehr oder weniger nahe an die Grenze brachte.

Nach der geglückten Flucht von Lotte Kahle konnte Luise Meier nun versuchen, einen Menschen in Sicherheit bringen, den sie bereits seit Anfang März 1943 in den eigenen vier Wänden versteckte: Wally Heinemann, eine 1887 geborene Jüdin. Deren Aufenthalt in der Grunewaldvilla war jedoch nicht ungefährlich, da nur etwa acht Mietparteien im Haus wohnten. Dadurch fielen Fremde leicht auf, zumal Frau Heinemanns Aussehen nach Luise Meiers Dafürhalten «eben sehr jüdisch»¹⁰ war.

Ende Mai 1943 fuhren beide Frauen nach Singen. Sie setzten sich Kopftücher auf, um den dort zahlreich eingesetzten Zwangsarbeiterinnen ähnlich zu sehen. Nachts gingen sie an die Grenze, und so glückte am 30. Mai auch diese Flucht. Immer «dorthin zu gehen, wo es hell ist», waren Luise Meiers wegweisende Worte. So konnten die Lichter in den Schweizer Grenzgemeinden den Flüchtlingen als Orientierungshilfe dienen, während im Deutschen Reich ja verdunkelt werden musste.

Im Juni 1943 waren die Fluchthelfer bereit, ihr Lotte Kahle gegebenes Versprechen einzulösen, auch Herbert Strauss in die Schweiz zu geleiten. Begleitet wurde er von seinem Freund Ernst Ludwig (Lutz) Ehrlich; beide hatten an der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums studiert. Damit wagten zum ersten Mal zwei junge Männer im «wehrfähigen» Alter die Flucht – nachdem es ihnen zuvor gelungen war, hervorragende falsche Papiere zu erhalten, die sie beide als Mitarbeiter des Speer-Ministeriums auswiesen. «Hätte ich diesen Ausweis nicht gehabt», stellte Lutz Ehrlich 1996 im Gespräch mit Franco Battel fest, «wäre eine Flucht bis an die Schweizer Grenze nicht denkbar gewesen. 1943 wurde ja schon überall nach Deserteuren gesucht, und jeder junge Mann mit zwei Beinen, Armen und Augen war verdächtig.»¹¹

Zu Ehrlichs Enttäuschung brachte Höfler sie jedoch nach ihrer Ankunft in Singen nicht direkt bis an die Grenze, da dort nach einem Fluchtversuch britischer Kriegsgefangener die bewaffneten Posten sehr verstärkt worden waren. Deshalb zeigte Höfler ihnen lediglich die genaue Richtung an, die sie nachts einschlagen sollten. Da Vollmond war, mussten die beiden lange auf einen günstigen Moment warten, um den deutschen Grenzposten nicht aufzufallen, bevor sie schliesslich am 12. Juni 1943 Schweizer Boden erreichten.

Hierbei zeigt sich, dass das Verhältnis zwischen den Helfern einerseits und den Flüchtlingen andererseits nicht unproblematisch und von unterschiedlichen Interessen geprägt war. Diese Konflikte lagen in der Natur der Sache. So wollten die Verfolgten möglichst lange von der Ortskenntnis der Einheimischen profitieren, während diese bemüht waren, das Risiko für sich, aber auch für den Fluchtweg so gering wie möglich zu halten. Problematisch war auch, dass manche Flüchtlinge sich nicht an die getroffenen Absprachen bezüglich des Treffpunkts hielten oder zusätzliche Begleitung mitbrachten. Dass die Gefahr, durch das Gepäck oder anderweitig Verdacht zu erregen, sehr gross und – zumindest für die Verfolgten – unmittelbar lebensbedrohlich war, sollte sich bald zeigen.

Anfang Juli 1943 begleitete Luise Meier das seit Februar untergetauchte Ehepaar Bernhard und Eugenia Einzig und eine weitere Verfolgte im Zug nach Singen. Als sie dort aussteigen wollten, wurde Bernhard Einzig bei einer Ausweiskontrolle festgenommen. Die drei Frauen entkamen, ohne jedoch dem Verhafteten helfen zu können. Dank der Hilfe von Luise Meier und Josef Höfler konnten die beiden Jüdinnen abends die Grenze überschreiten. Bernhard Einzig dagegen, der sich laut Luise Meier im Zug auffallend benommen hatte, wurde am 4. August 1943 nach Theresienstadt deportiert, wo er im Dezember desselben Jahres umkam. «Es war ein grosses Unglück, das durch grössere Zurückhaltung *vielleicht* hätte vermieden werden können», mutmasste die Helferin 1955, die die

«Unvorsichtigkeit der meisten Flüchtlinge» generell als enormes Problem empfand. Später gab Eugenia Einzig Luise Meier die Schuld am Tod ihres Mannes.

Trotz dieses tragischen Zwischenfalls sagte Luise Meier auch der 23-jährigen Ilse Arndt, einer Cousine von Lutz Ehrlich, ihre Unterstützung zu. Ausgestattet mit einem gefälschten Ausweis von Lutz Ehrlich, sollten die junge Jüdin und ihr Freund Hans-Georg Kornblum erst in Singen mit Luise Meier Zusammentreffen. Zum verabredeten Zeitpunkt, am 1. November 1943, erschien jedoch nur Ilse Arndt. Luise Meier brachte sie schliesslich zu den Höflers, wo beide Frauen übernachteten. Am nächsten Abend, im Schutz der Dunkelheit, gelangte Ilse Arndt über die Grenze. In der Zwischenzeit hatte Luise Meier herausgefunden, dass sich Kornblum unvorsichtigerweise in einem Singener Gasthof einquartiert hatte und – trotz seines gut gefälschten Ausweises – verhaftet worden war. Kornblum sah keinen Ausweg und nahm sich am 5. November 1943 das Leben. Seine Aussagen im Verhör waren wohl zu vage gewesen, so dass Luise Meier der Gestapo, die auf dem Bahnhof nach ihr suchte, entging. Offenbar hatten sich die Polizisten ihr Aussehen ganz anders vorgestellt und nicht nach einer älteren Dame aus gutbürgerlichen Verhältnissen Ausschau gehalten.

Inzwischen hatte sich die Hilfstätigkeit von Luise Meier in Untergrundkreisen in Berlin herumgesprochen, denn sie erhielt eines Tages – vermutlich im Herbst 1943 – Post von einer ihr unbekanntem Frau mit der Bitte, sie zu treffen. Die gleichaltrige und ebenfalls verwitwete Mathilde Staberock arbeitete als Fahrstuhlführerin in einem grossen Geschäftshaus nahe dem Bahnhof Zoo. Nachdem sie mit angesehen hatte, wie Juden verhaftet und in Möbelwagen gepfercht wurden, um deportiert zu werden, war sie zur Hilfe entschlossen. «Die Hanen dieser Menschen haben in meinem Herzen jede Hemmung weggerissen», äusserte sie 1954.¹² Sie liess mehrere

Verfolgte in den Büroräumen übernachteten. Eines Tages bat auch die 13-jährige Eva Caro, deren Eltern nach Auschwitz deportiert worden waren, weinend um einen Unterschlupf. Mathilde Staberock nahm das Mädchen über ein Jahr lang bei sich auf. Nachdem sie durch eine illegal lebende Jüdin von Luise Meier erfahren hatte, eröffnete sich so ein Weg, um mehrere ihrer Schützlinge in Sicherheit zu bringen – nicht zuletzt vor den immer stärker werdenden Luftangriffen.

Ende 1943 stieg Willy Vorwalder aus unbekanntem Gründen aus dem Hilfsnetz aus. Doch Höfler gelang es, neue Helfer zu gewinnen: den 36-jährigen Mechaniker Wilhelm Ritzi, einen Arbeitskollegen bei den Aluminium-Walzwerken, und dessen Vetter, den zwei Jahre älteren Zollassistenten Hugo Wetzstein, der in dem einige Kilometer nördlich von Gottmadingen gelegenen Grenzdorf Büsslingen wohnte. Ausser der Besetzung änderte sich auch das Prozedere: Nun führte Höfler den beiden Komplizen die Flüchtlinge zu, die sie dann von Büsslingen aus zur Grenze bei Hofen brachten. Auf dieser Route gelangten sechs weitere Menschen in Sicherheit.

Im Lauf der Zeit arbeitete die Gruppe professioneller, d.h. es wurden zunehmend Vorsichtsmassnahmen ergriffen, die alle Beteiligten, aber auch den Fluchtweg schützen sollten. Man versuchte im wahrsten Sinn des Wortes, keine Spuren zu hinterlassen. Dass dies für die Flüchtlinge unangenehm war, bekam etwa Jizchak Schwersenz, Leiter einer jüdischen Jugendgruppe im Untergrund, zu spüren, der im Februar 1944 von Berlin aus die Flucht angetreten hatte. In Singen angekommen, weigerten sich die beiden Fluchthelfer (wohl Ritzi und Wetzstein), ihn und seine Begleiterin Jacheta Wachsmann noch am selben Abend über die Grenze zu bringen. Aufgrund heftigen Schneefalls, in dem man ihre Fussspuren leicht hätte zurückverfolgen können, schien ihnen das zu gefährlich. Zwangsläufig mussten die Flüchtlinge in Singen bzw. Radolfzell übernachteten, was für sie ein zusätzliches Risiko darstellte. Nur durch seine Geistesgegenwart überstand Schwersenz eine nächtli-

che Ausweiskontrolle im Hotel. Am 13. Februar 1944 überschritten er und Jacheta Wachsmann, von den Fluchthelfern mit weissen Tüchern getarnt, die Schweizer Grenze.

Da sich Luise Meier seit Februar 1944 wegen einer Handverletzung bei ihrer Nichte im westfälischen Belecke aufhielt, war es schliesslich Mathilde Staberock, die an Ostern 1944 Eva Caro sowie die ebenfalls untergetauchte Emmi Brandt nach Singen begleitete. Doch beide fanden den von den Fluchthelfern gezeigten Weg nicht und kehrten nach Singen zurück. Dabei fielen sie wohl aufgrund ihres Gepäcks auf und wurden am 22. Mai verhaftet. Im Verhör gab Emmi Brandt die ihr bekannten Namen preis. Mathilde Staberock wurde anderntags noch in Singen verhaftet. Luise Meier nahm die Gestapo in Belecke fest und überstellte sie nach Singen, wo sie Emmi Brandt gegenübergestellt wurde. Leugnen war zwecklos. Auch alle beteiligten Männer wurden kurz darauf verhaftet und in Untersuchungshaft genommen, während Elise Höfler, die in die Aktivitäten ihres Mannes involviert war, mit ihrer Tochter über die Grenze entkam.¹³

Das Sondergericht Freiburg – gegen Entscheidungen der Sondergerichte war kein Rechtsmittel zulässig – ermittelte gegen Luise Meier und ihre Komplizen wegen «fortgesetzter Beihilfe zur illegalen Auswanderung von Juden nach der Schweiz». Von Interesse war bei den Ermittlungen offenbar die Frage, ob «in Berlin noch weitere Hintermänner ermittelt werden» könnten und «die Meier nur ein Mitglied einer noch grösseren Judenschlepporganisation ist [...], wenn sich auch bisher keine sicheren Anhaltspunkte dafür gewinnen liessen».¹⁴

Auch dürfte eine Rolle gespielt haben, ob die Beschuldigten primär aus humanitären Gründen gehandelt hatten oder um sich zu bereichern, indem sie von den Flüchtlingen Geld oder Sachwerte forderten. Zahlreiche Gebrauchs- und Wertgegenstände, die die Gestapo in den Wohnungen fast aller Beschuldigten beschlagnahmt hatte, wurden «sichergestellt». Dabei war jedoch keineswegs ein-

deutig feststellbar, was tatsächlich von den Flüchtlingen stammte und was diese möglicherweise nur zur Aufbewahrung zurückgelassen hatten. Ob das Sondergericht Freiburg zu dem Schluss kam, dass Luise Meier und ihre Komplizen in erster Linie aus Gewinnsucht handelten, kann nicht mehr festgestellt werden, da die Anklageschrift als verloren gilt. Die Beschuldigten werden gut daran getan haben, einer solchen Argumentation nicht zu widersprechen, da eine «kriminelle» Motivation sich wohl strafmildernd ausgewirkt hätte. Denn wer an den jüdischen Flüchtlingen lediglich verdienen wollte, erschien den Machthabern weniger gefährlich als jemand, der aus Mitmenschlichkeit oder gar aus politischen Gründen Widerstand gegen die Judenvernichtung leistete, indem er Menschenleben zu retten versuchte.

Ein anderes Fluchthilfe-Netz entstand um den Berliner Kunstmaler Franz Heckendorf (1888-1962), der seit 1939 – nachdem ihm öffentliche Ausstellungen verboten worden waren – ein Antiquitäten- und Teppichgeschäft betrieb. Um jüdischen Freunden zu helfen, stellte Heckendorf, der früher als Kartograph gearbeitet hatte, falsche Kennkarten aus. Im Sommer 1942 lernte er bei Reisen im Grenzgebiet Wilhelm Martin aus dem südbadischen Grenzdorf Altenburg kennen, der dort die fernab des Dorfes gelegene Bahnhofsgaststätte betrieb.

Auf diesem Weg erreichten wohl mindestens 20 Verfolgte Schweizer Boden.

Im Februar 1943 flog der Kreis jedoch auf, nachdem Heckendorf einem Juden namens Israel Bab, den er während einer Eisenbahnfahrt kennen gelernt hatte, auf dessen Frage nach einer illegalen Ausreisemöglichkeit entsprechende Hinweise gegeben hatte. Bab wurde jedoch von deutschen Grenzbeamten aufgegriffen. Es ist zu vermuten, dass es der Gestapo daraufhin gelang, die Namen der Fluchthelfer aus Bab herauszupressen. Jedenfalls wurden Heckendorf, Martin und zwei Komplizen wenig später verhaftet. Das Son-

dergericht Freiburg kam offenbar zu dem Schluss, dass die als «Volksschädlinge» Angeklagten aus Gewinnsucht gehandelt hätten.¹⁵ Im März 1944 wurden sie zu Zuchthausstrafen zwischen sechs und zehn Jahren und hohen Geldstrafen verurteilt, weil sie – wie es in der Urteilsschrift hiess – «gemeinschaftlich Juden geholfen haben, die Reichsgrenze unbefugt zu überschreiten». Das Gericht war dem Antrag des Staatsanwalts, der für Heckendorf die Todesstrafe gefordert hatte, demnach nicht gefolgt. Er wurde bei Kriegsende aus dem KZ Mauthausen befreit.¹⁶

Das Verfahren gegen Luise Meier dagegen wurde im Juli 1944 auf Geheiss des Reichsjustizministers an den für die Aburteilung von Hoch- und Landesverrat zuständigen Volksgerichtshof nach Berlin abgegeben, wo die Anklage auf «Feindbegünstigung» lauten sollte. Im Januar 1945 galten dort die Ermittlungen als abgeschlossen, und der Oberreichsanwalt wollte Anklage erheben. Wieso es nicht mehr zur Verhandlung kam, kann aufgrund fehlender Gerichtsakten nicht mehr mit Sicherheit gesagt werden. War der Volksgerichtshof nach dem 20. Juli 1944 mit Prozessen überlastet? Lag es am Chaos der letzten Kriegsmonate? Oder waren die von Luise Meiers Tochter Lieselotte eingeschalteten Anwälte erfolgreich, die versuchten, das Verfahren in die Länge zu ziehen? Schliesslich, nach elf bzw. zwölf Monaten Haft und bangem Warten, erlebten die Beschuldigten im Frühjahr 1945 die Befreiung.

Das Fluchthilfenetz um Luise Meier und Josef Höfler war keine fest strukturierte «Judenschlepporganisation», wie es im NS-Jargon abschätzig hiess. Es waren (zunächst) mutige Einzelpersonen, die sich in einer konkreten Situation entschlossen, Fluchthilfe zu leisten. Nicht zuletzt durch die Unterstützung aus der Schweiz entwickelte sich daraus eine Verbindung, die über den vergleichsweise langen Zeitraum von zwölf Monaten funktionierte. Dabei handelten die Beteiligten – wie andere Helferinnen und Helfer auch – aus vielschichtigen Motiven, die humanitärer, religiöser und politischer Na-

tur waren. Geld spielte dabei (zumindest bei den Komplizen Höflers) wohl ebenfalls eine Rolle¹⁷ – sei es zur Deckung von Unkosten, sei es zur Absicherung ihrer Familien bei einer möglichen Verhaftung oder weil sie einem Zusatzverdienst nicht abgeneigt waren.

Dass ihr Handeln in jedem Fall riskant war, war allen Beteiligten wohl klar: Wer Fluchthilfe leistete, musste mit der Verurteilung durch ein Sondergericht oder gar mit der Einweisung in ein Konzentrationslager rechnen.¹⁸ Dennoch hatten sie die Gefahr in Kauf genommen, um Verfolgten, die sie in den meisten Fällen vorher nicht kannten, zu helfen. Schmerzhaft war es für sie jedoch, dass sie nach dem Krieg jahrelang um eine finanzielle Entschädigung für die Haft kämpfen mussten.¹⁹

Auch blieb ihnen eine offizielle Anerkennung zu Lebzeiten versagt – bis auf Josef Höfler, der 1984 mit dem Bundesverdienstkreuz geehrt wurde. Erst im Jahr 2001 wurden Luise Meier und Josef Höfler (1979 bzw. 1994 verstorben), ebenso wie Jean-Édouard Friedrich, der Schweizer Delegierte des Roten Kreuzes, posthum für ihre Hilfe von der Gedenkstätte Yad Vashem als «Gerechte unter den Völkern» anerkannt. Wer ein Leben rettet, rettet die ganze Welt, heisst es in der talmudischen Tradition.

Anmerkungen

¹ Joseph Walk (Hrsg.), Das Sonderrecht für Juden im NS-Staat. Karlsruhe 1981.

² Es gibt bislang keine umfassende Untersuchung über die im Dritten Reich geleistete Fluchthilfe. Vgl. Kurt Schilde, Grenzüberschreitende Flucht und Fluchthilfe (1941-1945). Ereignisse, Interessen, Motive, in: Beate Kosmala / Claudia Schoppmann (Hrsg.), Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941-1945. Berlin 2002, S. 151-165. Grundlegend für die Schweiz bzw. die Schaffhauser Region ist die Dissertation von Franco Battel, «Wo es hell ist, dort ist die Schweiz». Flüchtlinge und Fluchthilfe an der Schaffhauser Grenze zur Zeit des Nationalsozialismus. Zürich 2001.

³ Zu den Zahlen vgl. meinen Aufsatz Die «Fabrikaktion» in Berlin: Hilfe für untergetauchte Juden als Form humanitären Widerstandes, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 53 (2005) 2, S. 138-148.

⁴ Walk, Sonderrecht (wie Anm. 1), S. 353.

⁵ Bericht Frau C. (= Curth), My narrow escape to Switzerland, Yad Vashem 02/1072, Bl. 3. Eine Kopie dieses (und in weiteren Anmerkungen genannter) Berichte befindet sich im Zentrum für Antisemitismusforschung (ZfA) der TU Berlin.

⁶ Bericht Herta Mamelok (verw. Perls), Unsere Flucht aus Berlin, Yad Vashem 02/176, Bl. 1.

⁷ Lotte Strauss, Über den grünen Hügel. Erinnerungen an Deutschland. Berlin 1997, S. 136; Jizchak Schwersenz, Die versteckte Gruppe. Ein jüdischer Lehrer erinnert sich an Deutschland. Berlin ⁴2000, S. 154. – Ob darüber hinaus die von Lotte Strauss in ihren Erinnerungen geäußerte Vermutung zutrifft, Luise Meier habe befürchtet, dass einer ihrer Söhne an Kriegsverbrechen beteiligt gewesen sein könnte, und habe deshalb versucht, Menschenleben zu retten, konnte bisher nicht belegt werden. Ein Sohn, der aus Stalingrad entkommene Eberhard Meier, geriet später in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Die beiden anderen Söhne, Norbert und Rudolf, fielen als Soldaten im Krieg; Letzterer war seit 1934 Mitglied der Leibstandarte SS Adolf Hitler (Personalakte R. Meier, Bundesarchiv Berlin; Auskunft von Eberhard Meier jun., 6. und 30.1.2003).

⁸ Entschädigungsakte Willy Vorwalder, Landesamt für Besoldung und Versorgung Baden-Württemberg, Fellbach, EF 1987, Bl. 31.

⁹ Strauss, Hügel (wie Anm. 7), S. 167.

¹⁰ Entschädigungsakte Luise Meier, Staatsarchiv Münster, Regierung Arnsberg 29702, Schreiben vom 28.7.1954; vgl. auch Ilse Maas-Steinhoff, Zur Solidarität mit verfolgten Juden während der NS-Zeit: Das Flüchtlingsnetzwerk um die Soesterin Luise Meier, in: Soester Zeitschrift 116 (2004), S. 169-189.

¹¹ Battel, «Wo es hell ist ...» (wie Anm. 2), S. 336. Vgl. auch Ernst Ludwig Ehrlich, Report on his illegal life by one of the three surviving graduates of the last course of the Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums in Berlin, Yad Vashem 02/1067.

¹² Entschädigungsakte Mathilde Staberock, Landesamt für Besoldung und Versorgung Baden-Württemberg, Fellbach, EF 11678, Bl. 20.

¹³ Auch in der Schweiz wurden zwei Fluchthelfer – Nathan Wolf und Johann Seemann, der den Kontakt zu Willy Vorwalder hergestellt hatte – verhaftet und

verurteilt. Das Schicksal von Eva Caro ist bislang ungeklärt. Emmi Brandt wurde am 24.11.1944 ins KZ Ravensbrück verschleppt. Zuvor hatte sie – sei es aufgrund von Misshandlungen, sei es in der Hoffnung, dadurch selbst der Deportation zu entgehen – andere «U-Boote» und ehemalige Helfer in Berlin verraten. Unter ihnen befand sich August Sapandowski, der 1942 auch Herbert Strauss und Lotte Kahle versteckt hatte; er kam im März 1945 im KZ Bergen-Belsen um. Emmi Brandt überlebte die Inhaftierung.

¹⁴ Ermittlungsverfahren der Oberstaatsanwaltschaft beim Sondergericht Freiburg, Bundesarchiv Berlin, R 3001, IVg 10a 4492/44g, Bl. 1,3.

¹⁵ Einer der Geretteten, der Rechtsanwalt Alfred Cassierer, berichtete 1957, dass von ihm zuerst 12'000 RM verlangt wurden, um in die Schweiz gebracht zu werden. Man einigte sich schliesslich auf die Hälfte des genannten Betrages. Der Führer, der ihm und seiner Frau Berta den Weg in die Schweiz wies, erhielt weitere 1'000 RM (Dossier Heckendorf, ZfA).

¹⁶ Unter welchen Umständen Heckendorf vom Zuchthaus ins KZ kam, ist nicht bekannt. Die Angaben zur Anzahl der Geretteten variieren: Der Sohn Günter Heckendorf, der die Ereignisse als Jugendlicher miterlebte, nennt in seinen 1994 verfassten «Betrachtungen zum Lebenslauf des Malers Franz Heckendorf» «weit über 50 Nichtarier» (Dossier Heckendorf, ZfA). Vgl. auch Schilde, Grenzüberschreitende Flucht (wie Anm. 2), S. 157t, S. 165. Battel, «Wo es hell ist ...» (wie Anm. 2), S. 197-199, konnte in Schweizer Quellen 16 Flüchtlinge namentlich ermitteln.

¹⁷ Jizchak Schwersenz (wie Anm. 7) zufolge forderten die badischen Fluchthelfer zunächst 6'000 RM von ihm. Doch Luise Meier, die ohne Entgelt handelte, habe erreicht, dass die Männer schliesslich bereit waren, statt des Bargelds vier Koffer mit Wäsche anzunehmen.

¹⁸ Dass Fluchthelfer, mit deren Hilfe an der Schaffhauser Grenze ab 1942 knapp 100 jüdische Flüchtlinge entkommen konnten, mit dem Tod bestraft wurden, ist nicht bekannt. Battel, «Wo es hell ist...» (wie Anm. 2), S. 217 und 293. Nach bisherigen Erkenntnissen gilt dies auch für die in Deutschland geleistete Hilfe für Juden insgesamt, während in Polen häufig die Todesstrafe angewandt wurde.

¹⁹ So wurde etwa Josef Höflers Antrag auf Entschädigung 1951 zunächst abgelehnt, da er nicht nachgewiesen habe, dass er aus politischer Gegnerschaft gegen den Nationalsozialismus heraus und nicht aus Gewinnsucht gehandelt habe. Erst nach einem Prozess gegen diesen Entscheid wurde ihm Haftentschädigung gewährt. Entschädigungsakte Josef Höfler, Landesamt für Besoldung und Versorgung Baden-Württemberg, Fellbach, EF 50.

Fluchthelfer an Hochrhein und Bodensee 1938-1943

Manuel Halbauer

Im Februar 1943 erreichte die Eidgenössische Fremdenpolizei ein Brief: «Aus meinem Bericht vom 11. vorigen] M[onat]s ergibt sich, dass Frau S. wegen schwerer Lebensgefahr aus ihrer Wohnung flüchten musste und sich seitdem verborgen hält, d.h. unter anderem Namen vegetieren muss. [...] Unter den obwaltenden Verhältnissen gibt es nur eine Möglichkeit, das durch Flucht und Verborgenhalten doppelt gefährdete Leben der Frau S. zu retten: die Erteilung des Einreisevisums in die Schweiz.»¹ Frau S. war Jüdin und hielt sich schon über Monate im Berliner Untergrund versteckt. Auf legalem Wege konnte sie Deutschland nicht mehr verlassen, denn das Ausreiseverbot für Juden vom 23. Oktober 1941 hatte sie endgültig zur Gefangenen im eigenen Land gemacht.

Da Deutschland im Übrigen von besetzten Ländern, Verbündeten oder Satellitenstaaten umgeben war, blieb den zur Flucht Entschlossenen als letztes Schlupfloch die neutrale Schweiz. Deren Regierung betrieb allerdings seit den 30er Jahren eine restriktive Flüchtlingspolitik, unter der insbesondere die vor dem nationalsozialistischen Terror flüchtenden Juden zu leiden hatten. Aufnahme fanden verfolgte Politiker, Gewerkschafter, Intellektuelle usw., Juden jedoch erhielten nicht den Status politischer Flüchtlinge. Deshalb versuchten Tausende, die Grenze illegal zu überqueren. Wer sich dazu entschloss, für den bestanden die weitaus besten Aussichten auf einen erfolgreichen Grenzübertritt am Hochrhein, d.h. in der Gegend zwischen Bodensee und Basel. Dort ragt die

Schweiz mit dem Kanton Schaffhausen in rechtsrheinisches Gebiet hinein, und die deutsch-schweizerische Grenze verläuft sehr unübersichtlich. Für die Flüchtlinge bedeutete dies gleichzeitig Glück und Gefahr, denn somit war die Chance grösser, von den Grenzwachtern unentdeckt zu bleiben; gleichzeitig bestand aber auch das Risiko, nach erfolgreichem Überschreiten der Grenze wieder unemerkt auf deutsches Gebiet zu geraten. Mit der Entscheidung des nationalsozialistischen Regimes im Herbst 1941, die Juden nicht mehr nur noch aus dem eigenen Machtbereich zu vertreiben, sondern sie systematisch zu vernichten, hatte solch ein Missgeschick meist tödliche Folgen. Umso wichtiger waren deshalb jene Grenzbewohner, die bereit waren, mit ihrer Ortskenntnis den Flüchtenden zu helfen. Doch selbst der erfolgreiche Grenzübertritt garantierte keine Rettung. Denn wem die Aufenthaltsgenehmigung verweigert wurde, der wurde wieder «ausgeschafft», auch wenn ihm, wie es am 13. August 1942 in einer Weisung an die Grenzkommissariate hiess, daraus «ernsthafte Nachteile (Gefahr für Leib und Leben) erwachsen»² konnten.

1938 war die Bedrohungssituation für die flüchtenden Juden und ihre Fluchthelfer noch eine andere. Nachdem die Wehrmacht im März 1938 in Österreich einmarschiert war, versuchten Tausende österreichische Juden vor dem nun einsetzenden Terror in die Schweiz zu flüchten. Deren Regierung wusste sich angesichts des Flüchtlingsstroms nicht anders zu helfen, als im August 1938 die Grenze für Juden zu schliessen. Erst nach zähen Verhandlungen hatte das NS-Regime auf Drängen der schweizerischen Regierung die Pässe der deutschen Juden mit einem J-Stempel gekennzeichnet,³ lief diese Grenzsperre doch dem deutschen Interesse entgegen. Denn all die antisemitischen Massnahmen, welche das NS-Regime ergriff, wie der Boykott jüdischer Geschäfte, Arztpraxen und Kanzleien, die Enteignungen, der Strassenterror usw. zielten ja gerade auf die Vertreibung der Juden aus dem deutschen Machtbe-

reich. Deshalb wurde den jüdischen Flüchtlingen, vorausgesetzt, sie hatten die für die Ausreise notwendigen Formalitäten erledigen und die fälligen Abgaben aufbringen können, Hilfe von unerwarteter Seite zuteil. Als Grenzstadt wurde insbesondere Konstanz zum Auffangbecken der Flüchtlinge mit der Hoffnung auf eine Gelegenheit zur Ausreise in die Schweiz. Dort war es bisweilen ausgerechnet die Gestapo, die, in Zusammenarbeit mit den jüdischen Gemeinden in und um Konstanz, für ihr Fortkommen sorgte. Sie sammelte die Juden, bestellte ihnen Taxis, drückte ihnen Passierscheine in die Hand und liess sie über die Grenze in die Schweiz bringen.⁴ Dort blieb diese behördliche Fluchthilfe nicht unbemerkt. So schrieb die Basler *National-Zeitung* am 19. August 1938: «Man hat feststellen können, dass in der ganzen badischen Nachbarschaft, von Basel bis zum Bodensee [...], Trupps von unerwünschten Juden gesammelt werden, die bei Gelegenheit durch Gestapoleute oder SS-Mannschaften irgendwo an einer verschwiegenen Stelle über die Grenze nach der Schweiz abgeschoben werden sollen.»⁵

An solchen geheimen Abschiebungen per Taxi war auch der Leiter der Gestapostelle Konstanz Jakob Weyrauch beteiligt, der seiner eigenen Aussage nach auf diese Weise über 300 Juden illegal in die Schweiz ausreisen liess.⁶ Die Aussagen ehemaliger Konstanzer Juden, die sich nach Kriegsende für seine Rehabilitation einsetzten, zeichnen von Weyrauch jedoch nicht das Bild eines willigen Erfüllungsgehilfen der nationalsozialistischen Vertreibungsideologie. Sein Einsatz für den jüdischen KZ-Häftling Oskar Bernklau stützt diese Sichtweise. Diesem war 1938 während eines Arbeitseinsatzes die Flucht aus Dachau gelungen. Er schlug sich durch bis nach Konstanz und wartete in einem Hotel auf eine günstige Gelegenheit zur Flucht über die Grenze. Dem Hotelportier erschien der Mann verdächtig, und er alarmierte die Polizei. Weyrauch und sein Kollege Alfons Lanz rückten auf einem Motorrad samt Beiwagen an. Aber anstatt den geflohenen Juden festzunehmen und für seinen Rück-

transport ins KZ zu sorgen, ermöglichten sie ihm die Flucht in die Schweiz. Bernklau kauerte sich in den Fussbereich des Beiwagens, Lanz schlang die Beine um ihn herum, und mit Weyrauch am Steuer fuhren sie etwa 50 Kilometer in Richtung Westen. Vor Schaffhausen hielten sie und wiesen ihm einen Weg über die Grenze in die Schweiz. Bernklau überlebte den Krieg und machte einige Jahre später die Rettungstat in einem Brief an den Konstanzer Oberbürgermeister bekannt.⁷

Bevor Jakob Weyrauch im Dezember 1933 die Leitung der Gestapostelle Konstanz übernommen hatte, war er viele Jahre bei der Fahndungspolizei Freiburg und in Heidelberg tätig gewesen. Laut der Beschreibung von Zeitgenossen passte das ehemalige SPD-Mitglied Weyrauch seiner Einstellung und seinem Charakter nach gar nicht zur Gestapo. So wurde nach seiner Versetzung von Konstanz nach Klagenfurt/Kärnten im Jahre 1938 (also im Jahr der Rettung Oskar Bernklaus) in Konstanz darüber spekuliert, ob er aus politischen Gründen seinen Posten räumen musste. In seiner Amtsführung als Abteilungsleiter der Gestapo galt er bei seinen Vorgesetzten in Klagenfurt als zu zahm und wurde nach Koblenz versetzt, wo er bis Kriegsende blieb. Ungewöhnlich für einen Gestapobeamten dieser Position, wurde Weyrauch im politischen Säuberungsverfahren 1948 als Minderbelasteter eingestuft.⁸

Nicht nur die Gestapo organisierte den illegalen Grenzübertritt, sondern auch Privatpersonen halfen, als sich verzweifelte Flüchtlinge an sie wandten. Es war im Oktober 1938, als der 21-jährige Deutsche Klaus Gerber⁹ auf der Heimfahrt von Schaffhausen nach Konstanz eine Frau im Auto seines Vaters mitnahm. Im Gespräch stellte sich dann heraus, dass sie Jüdin war. Sie fragte ihn, ob er sich vorstellen könne, Juden aus Wien bei Konstanz über die Grenze zu bringen. Gerber erbat sich Bedenkzeit, gab ihr dann aber seine Konstanzer Adresse. Einige Zeit später erhielt er einen Brief von dem Wiener Juden Otto Zweig, der nach einem Weg suchte, den Pogro-

men und der fortschreitenden Entrechtung zu entkommen, welchen seine Familie seit dem Einmarsch der Wehrmacht ausgesetzt war. Gerber liess sich zur Fluchthilfe überreden, und Ende Dezember 1938 begleitete er die fünfköpfige Familie dann auf der Zugfahrt nach Konstanz. Als Einheimischer kannte er die Stellen, an denen nur ein Drahtzaun die Konstanzer Grundstücke von denen im schweizerischen Kreuzlingen trennte. Dorthin führte er Zweig, dessen Familie er unterdessen im Gasthof seiner Eltern untergebracht hatte. In der Nacht schlichen sich dann die Flüchtlinge an den Zaun, Zweig schnitt mit einer Zange ein Loch in den Zaun, und die Familie kletterte hindurch. Gerber war unterdessen mit einem Mietwagen über die Grenze gefahren und wartete dort auf sie.¹⁰ Kreuzlingen liegt im Kanton Thurgau, der damals als der Kanton mit der restriktivsten Politik gegenüber den Flüchtlingen galt. Die Gefahr, im Falle der Entdeckung sofort wieder «ausgeschafft» zu werden, war hier besonders gross.¹¹ Deshalb schien es Gerber ratsam, die Juden nach Zürich zu fahren, wo die Chancen auf eine Aufnahme grösser waren. Den Kreuzlinger Grenzbeamten war der nächtliche Grenzübertritt Gerbers anscheinend schon auf dessen Hinfahrt verdächtig vorgekommen. Als dann auch noch der durchschnittene Zaun entdeckt worden war, wusste man auf schweizerischer Seite Bescheid. Gerber wurde bei seiner Rückkehr festgenommen und schliesslich von einem Schweizer Gericht wegen seiner Hilfe bei der illegalen Einreise zu 16 Tagen Haft verurteilt.¹² Zeitgleich fahndeten die Schweizer Behörden nach den ins Land geflüchteten Juden. Die Familie Zweig wurde aufgespürt und dann ausgewiesen.

Gerbers Fluchthilfe hatte für ihn zwar mit zwei Wochen Haft geendet, doch das hielt ihn nicht davon ab, seine Dienste weiterhin zur Verfügung zu stellen. Nach Wien zurückgekehrt, hatte die Familie Zweig seine Adresse anderen Juden weitergegeben, was dazu führte, dass nur wenige Wochen später ein Fluchtversuch von weiteren acht Juden in Konstanz folgte. Die Bewachung des Grenzzaun-

nes war offenbar nicht wesentlich verstärkt worden, weshalb auch diesmal die Flüchtlinge durch ein Loch im Zaun in die Schweiz klettern konnten, wo Gerber sie erwartete. Weitere sieben Juden folgten in den nächsten Wochen. Den deutschen Behörden war die Verhaftung Gerbers durch die schweizerischen Grenzer Ende 1938 und der Grund dafür nicht verborgen geblieben. Unternommen hatten sie nach seiner Entlassung aber nichts, denn es bestand bis dahin kein gesetzlicher Handlungsbedarf.

Die oberste Handlungsmaxime der deutschen Behörden war die schnellstmögliche Vertreibung möglichst aller Juden aus dem deutschen Machtbereich. Die Legalität einer solchen erzwungenen Auswanderung war dabei ganz dem Ermessen der lokalen Behörden überlassen: «Legal» war, was keine Proteste im Ausland hervorrief.¹³ Als sich dann aber die Beschwerden der betroffenen deutschen Nachbarstaaten zu häufen begannen, sah sich das Regime zum Handeln gezwungen. Im Januar 1939 erging eine Weisung an alle deutschen Grenzpolizeikommissariate, den illegalen Grenzübertritt von Juden mit allen Mitteln zu verhindern.¹⁴ Waren die Schleuseraktivitäten bisher von offizieller Seite eher unbeachtet geblieben, so bekam jetzt auch Klaus Gerber die verschärfte Gangart der deutschen Behörden zu spüren, als er bei dem Versuch, jüdische Flüchtlinge entlang der Bahngleise nach Kreuzlingen zu führen, von der Gestapo festgenommen wurde. Nach mehreren Monaten in Untersuchungshaft wurden er und drei Helfer im August 1939 wegen «Passvergehens (Verschleppung von 18 Juden ohne Pässe über die Grenze)»¹⁵ vom Schöffengericht Konstanz zu einer mehrmonatigen Haftstrafe verurteilt. Die konsequentere Verfolgung der Fluchthilfe wirkte sich auch auf die Bestrafung Gerbers aus: Entsprechend einem Erlass vom 15. März wurde Gerber als Helfer bei einer «illegalen Auswanderung»¹⁶ nach Verbüßung seiner regulären Haftstrafe in «Schutzhaft» genommen, d.h. in das Konzentrationslager Sachsenhausen und später Flossenbürg gebracht. Im August 1940 wurde er entlassen, dann zur Wehrmacht eingezogen. Nach Kriegsende

geriet er in französische Gefangenschaft, aus der er Anfang 1946 freikam.

Gerber war zum Zeitpunkt der Fluchthilfe arbeitslos, hatte zuvor eine Schuhmacherlehre durchlaufen und sich u.a. als Flugzeugmonteur über Wasser gehalten. Politisch war er nicht auffällig geworden. Gerber erklärte später, er habe angesichts der aussichtslosen Lage, in der sich die Flüchtlinge befanden, einfach handeln müssen. Gleichwohl verlangte er von jedem Juden zwischen 250 und 300 Reichsmark. Diese verwendete er, wie er sagte, allerdings nur zur Deckung seiner Ausgaben, beispielsweise für die Zugfahrkarten oder den Mietwagen. Nach Ende des Krieges gründete er übrigens ein Taxiunternehmen.

Die Fluchthilfe scheint auf beiden Seiten der Grenze eine relativ weit verbreitete Nebenerwerbsquelle gewesen zu sein. Die *Basler National-Zeitung* befasste sich am 25. August 1938 mit den so genannten Emigrantenschleppern, «welche die Ortschaften der badi-schen Nachbarschaft aufsuchen [und] dort niedergelassenen oder sich vorübergehend aufhaltenden Juden oder Flüchtlingen gegen hohe Belohnungen versprechen, sie auf verbotenen Pfaden nach Basel zu bringen»¹⁷. Allein vom 22. August bis zum 3. September sind in den Basler Straf- und Polizeiakten die Namen von sechs Baslern genannt, die «wegen des Verdachts der Beihilfe zum verbotenen Grenzübertritt diverser Juden»¹⁸ verhaftet wurden. In fünf der erwähnten sechs Fälle ist es aus nicht mehr nachzuvollziehenden Gründen zu keiner Anklage gekommen. Nur einer wurde vor Gericht verhandelt und der Fluchthelfer verurteilt. Sein Fall zeigt aber, wie alltäglich solche Fluchthilfe war.

Auf der Suche nach einer Fluchtmöglichkeit in die Schweiz war der Jude Leo Silberberg von Wien nach Freiburg gereist. Er hatte sich in einer jüdischen Pension einquartiert und kam mit einem Kellner ins Gespräch. Dieser setzte sich daraufhin mit einem Basler Bekannten namens Adolf Studer in Verbindung, der sich bereit er-

klärte, bei dem illegalen Grenzübertritt behilflich zu sein. Als Bewohner der Grenzregion konnte Studer sich Grenzpassierscheine ausstellen lassen, die es ihm erlaubten, problemlos für einen Tag nach Deutschland ein- und wieder auszureisen.

Den zu jener Zeit arbeitslosen Studer lockte die Aussicht auf ein wenig Geld, und so liess er sich mithilfe eines geliehenen Fahrradausweises einen Passierschein auf einen falschen Namen ausstellen und fuhr nach Freiburg. Gegen 50 Reichsmark übergab er dort Silberberg einen Passierschein, und bei Weil am Rhein versuchten sie dann, die Grenze zu überschreiten. Ein Schweizer Grenzbeamter schöpfte Verdacht und verhaftete beide.

Studer wurde anschliessend wegen des Missbrauchs eines «echten, aber nicht ihm zustehenden Ausweispapiers»¹⁹ zu fünf Tagen Gefängnis und zu einer kleinen Geldstrafe verurteilt. Das Gericht hatte als erschwerenden Umstand angesehen, dass er die Situation des Flüchtlings ausgenutzt habe. Studer bestritt den während der Verhandlung geäusserten Verdacht, nicht zum ersten Mal als Fluchthelfer aktiv geworden zu sein. Für Silberberg zeigte das Gericht zwar Verständnis, da er sich in einer Notlage befunden hätte. Trotzdem verurteilte es ihn zum Zwecke der «Generalprävention der Verfehlung» ebenfalls zu fünf Tagen Haft. Einen Monat später konnte Leo Silberberg eine erneute Vorladung nicht mehr zugestellt werden. Nach Auskunft der Israelitischen Hilfe war er inzwischen von den Schweizer Grenzbehörden ins noch unbesetzte Frankreich abgeschoben worden. Über sein weiteres Schicksal ist nichts bekannt.

Im Oktober 1939 stand in der *Bodensee-Rundschau* unter der Rubrik «Aus Singen und Umgebung» zu lesen: «Eine bemerkenswerte, erfreuliche Tatsache hat die Chronik der Stadt Singen zu verzeichnen. Dieser Tage ist der letzte hier noch ansässig gewesene Jude von

Singen abgewandert. Die Twielstadt ist judenfrei.»²⁰ Ein Jahr später galt dies praktisch für ganz Baden: Robert Wagner, der Gauleiter von Baden, hatte im Oktober 1940 einen Grossteil der jüdischen Bevölkerung Badens gemeinsam mit den saarpfälzischen Juden über die Grenze nach Frankreich deportieren lassen, von wo aus die Vichy-Regierung sie ins Internierungslager Gurs verbrachte.

Als sich Anfang des Jahres 1942 die Berliner Jüdin Käthe Lasker-Meyer zur badisch-schweizerischen Grenze aufmachte, konnte sie dies nur mit gefälschten Papieren und unter Lebensgefahr tun. Denn seit drei Monaten bestand für die in Deutschland verbliebenen etwa 170'000 Juden ein Auswanderungsverbot – die Entscheidung zur systematischen Vernichtung der Juden war gefallen.

Ohne von den Ortskenntnissen Einheimischer profitieren zu können, hatte Käthe Lasker-Meyer schon drei erfolglose Fluchtversuche unternommen. In Singen hörte sie dann zufällig die Maianacht des ehemaligen katholischen Stadtpfarrers August Ruf. In ihrer Verzweiflung wandte sie sich an ihn mit der Bitte um Hilfe. Daraufhin weihte Ruf seinen ehemaligen Vikar Eugen Weiler ein,²¹ der zu diesem Zeitpunkt Pfarrer im Grenzörtchen Wiechs am Randen war, und bat ihn um Hilfe: «Wenn Sie ein gutes Werk tun wollen, können Sie da helfen!»²²

Beide Pfarrer waren schon zuvor mit den nationalsozialistischen Machthabern aneinander geraten. Der «Staatsfeind im Priestergewand» August Ruf war 1936 «wegen hetzerischer Äusserungen gegen den nationalsozialistischen Staat eindringlich verwarnet worden».²³ Ihm wurde beispielsweise vorgeworfen, sich mit den Juden zu solidarisieren, den Hitlergruss zu verweigern und im Unterricht die Schüler gegen den Staat aufzuhetzen. Im März 1941 war schliesslich das Schulverbot über ihn verhängt worden.²⁴ Eugen Weiler war vor seiner Ankunft in Wiechs schon mehrmals auf Betreiben der jeweiligen regionalen Nazi-Sympathisanten versetzt

worden. In einem Fall hatte er eine katholische Jugendgruppe gründen wollen, um der Hitlerjugend etwas entgegenzusetzen. In einem anderen Fall war es zum Konflikt in Fragen des Religionsunterrichts gekommen, den er, wie auch Ruf, nicht mit dem Hitlergruss beginnen wollte.²⁵

Weiler nahm Käthe Lasker mit nach Wiechs. Ihm muss bewusst gewesen sein, in was für eine gefährliche Situation er sich damit begab; dafür sprechen jedenfalls die Vorsichtsmassnahmen, die er für den gemeinsamen Weg traf: Käthe Lasker sollte sowohl im Zug als auch auf dem Fussweg danach Distanz zu ihm halten. Niemand durfte sie gemeinsam sehen, keiner im Falle einer gescheiterten Flucht eine Verbindung zwischen der Jüdin und dem Pfarrer herstellen können. Als sie in Wiechs ankamen, war es schon zu spät, um noch am selben Tag die Flucht zu wagen. Weiler quartierte Käthe Lasker deshalb im Pfarrhaus ein, und am Morgen des nächsten Tages, am 21. Mai 1942, ging er mit ihr durch den Kirchwald bis an die Grenze. Unentdeckt von Grenzsoldaten gelang ihr die Flucht in die Schweiz.

Doch durch die Unvorsichtigkeit Käthe Laskers und eine Verkettung unglücklicher Umstände kamen die deutschen Behörden trotz der getroffenen Vorsichtsmassnahmen auf die Spur Eugen Weilers und später auch August Rufs: Lasker wurde nach dem Grenzübertritt aufgegriffen, nach Schaffhausen gebracht und dort verhört. Während der Vernehmung durch die Grenzwächter und die Polizei erwähnte sie unglücklicherweise den Namen Weilers. Tage später kamen ein schweizerischer und ein deutscher Grenzbeamter miteinander ins Gespräch. Das Thema der geflüchteten Jüdin kam zur Sprache, und auch der Name Eugen Weilers fiel. Eine Woche nach der erfolgreichen Flucht wurde er von der Gestapo verhaftet, angeklagt und zu vier Monaten Gefängnis verurteilt. Mit der Begründung, er gefährde «durch sein Verhalten den Bestand und die Sicherheit des Volkes und Staates, indem er aufgrund seiner staats-

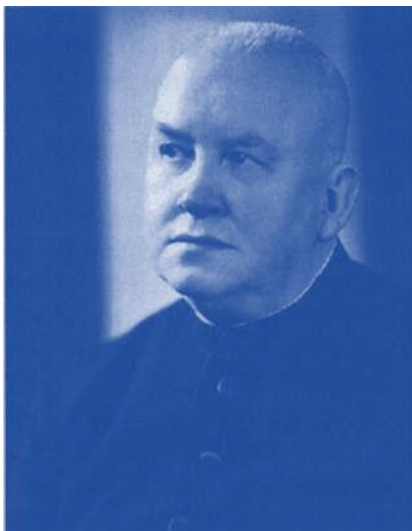


Abb. 10: Pfarrer August Ruf

Geboren 1869 in Ettenheim, kam August Ruf 1905 als katholischer Pfarrer nach Singen am Hohentwiel und blieb dort bis 1941 tätig. Schon bevor er im Mai 1942 der Jüdin Käthe Lasker mit Hilfe seines ehemaligen Vikars Eugen Weiler zur Flucht in die Schweiz verhalf, war er immer wieder mit den nationalsozialistischen Machthabern in Konflikt geraten. Für seine Fluchthilfe wurde der 72-Jährige zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt und starb im April 1944 an den Folgen der Haft.

feindlichen Haltung [...] jüdischen Personen bei illegalen Handlungen Unterstützung leistet»²⁶, wurde er anschliessend ins KZ Dachau eingeliefert. Erst kurz vor Kriegsende, d.h. nach knapp drei Jahren Haft, kam er wieder frei und kehrte nach Wiechs zurück.

August Ruf hätte nach der Verhaftung seines ehemaligen Vikars sogar noch die Gelegenheit gehabt, der Verhaftung durch Flucht in die Schweiz zu entgehen. Doch er entschied sich zu bleiben. Ihm wurde ein Brief Käthe Laskers an eine Freundin in Berlin zum Verhängnis, den sie noch von Singen aus geschrieben und der Hinweise

auf den Pfarrer gegeben hatte. Die Gestapo fing den Brief ab und konnte Ruf damit überführen. Dieser sagte nach seiner Festnahme: «Ich sehe es als einen Ehrentag an, dass ich auf meine alten Tage ins Gefängnis darf für eine Liebestat.»²⁷ Die Eidgenössische Fremdenpolizei kommentierte übrigens die Verhaftung mit den Worten: «Im Übrigen kann es uns nur recht sein, dass im Ausland wohnhafte Personen, die Ausländern bei der schwarzen Einreise in die Schweiz helfen, dafür zur Verantwortung gezogen werden.»²⁸ Nach seiner Verurteilung zu sechs Monaten Haft verschlechterte sich der Gesundheitszustand des 72-jährigen im Gefängnis von Rottenburg rasch. Um nicht für seinen Tod in der Haft verantwortlich gemacht zu werden, entliessen ihn die Behörden vorzeitig; er starb aber schon wenig später.

Die Stadt Singen hatte noch zu Haftzeiten Rufs eine Bitte seiner Schwester abgelehnt, sich für eine Begnadigung des Schwerkranken einzusetzen. Er habe sich «eine solche Sache zuschulden kommen lassen, die einem anderen Volksgenossen eine viel härtere Strafe eingebracht hätte» und wahrscheinlich sei «die geringe Strafe nur auf das hohe Alter zurückzuführen», hiess es in einer Aktennotiz des Bürgermeisteramtes.²⁹ Passend dazu war ihm schon kurz nach seiner Verhaftung «wegen unwürdigen Verhaltens» seine Ehrenbürgerschaft von 1930 aberkannt worden.³⁰ Diese Entscheidung wurde am 7. Juni 1945 revidiert, und August Ruf wurde das Ehrenbürgerrecht wieder zuerkannt. In derselben Sitzung wurde sie Adolf Hitler entzogen, dem Weihnachten 1933 diese Ehre zuteil geworden war.³¹

Käthe Lasker-Meyer hatte inzwischen eine kantonale Toleranzbewilligung erhalten und durfte somit in der Schweiz bleiben.³²

Durch die Nähe zur neutralen Schweiz wurden die Bodensee- und die Hochrheinregion seit der Machtübernahme durch die National-

sozialisten beinahe zu einer Art Auffanglager für die flüchtenden Juden. Erst noch mit der Unterstützung der deutschen Behörden, später dann nur unter Lebensgefahr suchten sie von hier aus Wege zur Flucht vor Terror und Entrechtung. Im Zuge der Radikalisierung der nationalsozialistischen Politik gegenüber den Juden von einer Vertreibungs- zu einer Vernichtungspolitik begaben sich auch die Fluchthelfer in grössere Gefahr. Vor 1941 war das Risiko kalkulierbar gewesen. Erst danach galt ausnahmslos jede Flucht von Juden aus dem Deutschen Reich nach nationalsozialistischem Recht als illegal und die Hilfe für sie als «staatsgefährdend»

Die geschilderten Fälle waren Beispiele für die Unterschiedlichkeit der Menschen, die zu Fluchthelfern wurden. Die Vernehmungsprotokolle, Polizei- und Gerichtsakten usw. können lediglich Hinweise auf die Motivationen geben, aus denen heraus Menschen zu Fluchthelfern wurden. Je nach Situation konnte es ja auch ratsamer sein, die wirklichen Beweggründe zu verschweigen.

Anmerkungen

¹ Brief von Wilhelm Abegg an die Eidgenössische Fremdenpolizei, Emigrationsbureau Zürich vom 2.2.1943, zitiert in: Brita Eckert, Die jüdische Emigration aus Deutschland 1933-1941. Die Geschichte einer Austreibung. Frankfurt a.M. 1985, S. 301.

² Kreisschreiben der Polizeiabteilung vom 13.8.1942, zitiert in: Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg. Die Schweiz, der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg. Schlussbericht. Zürich 2002, S. 116.

³ Vgl. ebenda, S. 110.

⁴ Vgl. Fritz Ottenheimer, Wie hat das geschehen können. Von Konstanz in die USA durch den Krieg und zurück. Jüdische Schicksale 1925-1996. Konstanz 1996, S. 34.

⁵ National-Zeitung vom 19.8.1938, Staatsarchiv Basel (StAB) PD-REG 8a (1) 119.

- ⁶ Vgl. Aussage vom 15.6.1947, Staatsarchiv Freiburg (StAF) D 180/2, Nr. 209 252.
- ⁷ Vgl. Otto S. Leib [Bearb. Dieter Städele], Zivilcourage in dunkler Zeit. Eine Ehrentafel für mutige Menschen in den Jahren 1933 bis 1945, in: Delphin-Kreis (Hrsg.), Das Delphin-Buch 5. Rund um Konstanz und dortselbst. Konstanz 1997, S. 128 f.
- ⁸ Entscheidung im politischen Säuberungsverfahren vom 17.12.1948, in: StAF D 180/2, Nr. 209 252.
- ⁹ Die eingesehenen Akten des Staatsarchivs Freiburg unterliegen noch der Sperrfrist. Gemäss den Bestimmungen der Landesarchivdirektion sind deshalb alle verwendeten Namen erfunden.
- ¹⁰ Vernehmungprotokoll vom 28.2.1939, in StAF D 81/1, Nr. 547.
- ¹¹ Arnulf Moser, «[...] dieser Kanton wird keine Flüchtlinge zulassen.» Zur Flüchtlingspolitik des Thurgaus 1933-1945, in: Verein für die Geschichte des Hegau e.V. (Hrsg.), Hegau. Zeitschrift für Geschichte, Volkskunde und Naturgeschichte des Gebiets zwischen Rhein, Donau und Bodensee, Band «Grenze und Grenzerfahrungen», Jahrbuch 58/2000. Singen a. H. 2001, S. 129.
- ¹² Busserkenntnis des Bezirksamtes Kreuzlingen vom 2.1.1938, in: StAF F 196/2, Nr. 1888.
- ¹³ Vgl. Jacob Toury, Ein Auftakt zur «Endlösung»: Judenaustreibungen über nichtslawische Reichsgrenzen 1933 bis 1939, in: Ursula Büttner (Hrsg.), Das Unrechtsregime. Internationale Forschung über den Nationalsozialismus. Bd. 2. Hamburg 1986, S. 178.
- ¹⁴ Vgl. Runderlass (RdErl) der Gestapo Köln an die Grenzpolizeikommissariate vom 12.1.1939, zitiert in: Joseph Walk (Hrsg.), Sonderrecht für die Juden im NS-Staat. Eine Sammlung der gesetzlichen Massnahmen und Richtlinien – Inhalt und Bedeutung. Heidelberg 1996, S. 274.
- ¹⁵ Haftbefehl vom 6.3.1939, in: StAF D 81/1, 547.
- ¹⁶ Vgl. Erlass des Reichsführers der SS und Chef der Deutschen Polizei vom 15.3.1939, zitiert in: Walk, Sonderrechte (wie Anm. 14), S. 284.
- ¹⁷ National-Zeitung vom 25.8.1938, StAB, PD-REG 8a (1) 1 19.
- ¹⁸ Vgl. Straf- und Polizeiakten, Journal 1938, S. 795-838, StAB M8-108.
- ¹⁹ Urteil des Strafgerichts Basel vom 7.7.1938, in: StAB Gerichtsarchiv KK2, Akten des Appellationsgerichts Basel 1938, Adolf Studer.
- ²⁰ Bodensee-Rundschau, 10.10.1939, S. 6.
- ²¹ Vgl. Franco Battel, «Wo es hell ist, dort ist die Schweiz». Flüchtlinge und

Fluchthilfe an der Schaffhauser Grenze zur Zeit des Nationalsozialismus. Zürich 2000, S. 194.

²² Strafbefehl gegen August Ruf vom 29.10.1943, Stadtarchiv Singen (StAS) IV. 4/8.

²³ August Käst, Die badischen Märtyrerpriester. Lebensbilder badischer Priester aus der Zeit des Dritten Reiches. Karlsruhe 1947, S. 40.

²⁴ Vgl. Thomas Dees, Monsignore August Ruf. Märtyrer für Glauben und Menschlichkeit, in: Historischer Verein für Mittelbaden (Hrsg.), Schicksale und Geschichten der jüdischen Gemeinden Ettenheim, Altdorf, Kippenheim, Schmieheim, Rust, Orschweier. Ettenheim 1997, S. 63.

²⁵ Vgl. Heinz Caldart, Chronik der Pfarrei Wiechs am Randen. Wiechs am Randen/Singen 1996, S. 192/93.

²⁶ August Weiler, Die Geistlichen in Dachau sowie in anderen Konzentrationslagern und in Gefängnissen. Bd. 2. Mödling 1971, S. 1129.

²⁷ Fridolin Dutzi, In Israel an Prälat August Ruf erinnert, in: Stadt Singen (Hrsg.), Singener Jahrbuch 1981, Singen 1981, S. 44.

²⁸ Schreiben der Eidgenössischen Fremdenpolizei an die Schaffhauser Fremdenpolizei vom 4.11.1942, zitiert in: Battel, «Wo es hell ist» (wie Anm. 21), S. 197.

²⁹ Aktennotiz vom 12.3.1944, in: StAS IV. 4/8.

³⁰ Schreiben des Bürgermeisters an den Kreisleiter der NSDAP vom 18.12.1943, StAS IV. 4/8.

³¹ Vgl. Protokoll der Stadtratssitzung vom 12.6.1945, StAS IV. 4/8.

³² Vgl. Battel, «Wo es hell ist» (wie Anm. 21), S. 196.

Emigrantenschmuggler an der Schweizer Grenze

Stefan Keller

Am 20. Dezember 2004 starb in Genf die pensionierte Lehrerin Aimée Stitelmann-Stauffer, eine freundliche und bescheidene, fast 80-jährige Frau. Wenige Monate vor ihrem Tod war Aimée Stitelmann für kurze Zeit berühmt geworden: Die *New York Times*, *Le Monde*, die *Süddeutsche Zeitung* und die meisten schweizerischen Blätter veröffentlichten Artikel über sie, denn sie gehörte zu jenen Menschen, die im Zweiten Weltkrieg jüdische Flüchtlinge über die Grenze gerettet hatten und dafür von den Schweizer Behörden bestraft worden waren. Aimée Stitelmann-Stauffer war eine der letzten noch lebenden Fluchthelferinnen aus der Zeit des Nationalsozialismus. Ausserdem war sie die Erste, auf die ein neues, seit 1. Januar 2004 geltendes Gesetz angewandt worden ist: Im März 2004 beschloss eine Kommission der Eidgenössischen Räte – des Schweizer Parlamentes –, Aimée Stitelmann formell zu rehabilitieren. Die Verurteilung zu 18 Tagen Arrest, die sie 1945 wegen illegalen Überschreitens der Grenze und wegen «Ungehorsams» abgesessen hatte, gilt seither als aufgehoben. Eine materielle Wiedergutmachung erhielt Frau Stitelmann jedoch nie.

Jüdischer Widerstand

Aimée Stitelmann war 17 Jahre alt, als sie Ende 1942 die jüdischen Kinder Hella und Uriel Luft aus Berlin im französischen Annemasse abholte und über die Grenze ins nahe Genf begleitete. Die Kinder

wurden von den Schweizer Behörden nicht zurückgeschickt; Jahre später wanderten sie nach Amerika aus, wo sie heute noch leben.

Aimée Stitelmann war damals Studentin und in der illegalen Flüchtlingsarbeit wenig erfahren. Bei ihrer ersten Hilfsaktion, so hat sie erzählt, trug sie Stöckelschuhe und helle Kleider, in denen sie nachts über die Grenze schlich. Sie war selber Jüdin. Geboren in Paris, besass sie eine schweizerisch-französische Doppelbürgerschaft, was ihr die illegale Tätigkeit erleichterte. Sie war Mitglied der sozialistisch-zionistischen Jugendorganisation Haschomer Hatzair; für diese hat sie ausser den Geschwistern Luft aus Berlin mehr als ein Dutzend Kinder und junge Erwachsene in die Schweiz gebracht. Gegen Kriegsende führte Aimée Stitelmann dann auf dem umgekehrten Weg zionistische Widerstandsleute aus Schweizer Internierungslagern ins befreite Frankreich zurück. Auch das war verboten, und am 22. März 1945 wurde sie zusammen mit dem 25-jährigen Basler Fluchthelfer Heini Bornstein, der heute in Israel lebt, und zusammen mit zwei flüchtigen Internierten von Schweizer Grenzwächtern verhaftet.¹

Jüdische Fluchthelfer – so genannte Schlepper oder Passeure – riskierten im Zweiten Weltkrieg besonders viel. In Frankreich bekannt ist etwa der Fall der 1923 in Moskau geborenen Mila Racine, die am 21. Oktober 1943 in der Nähe von Annemasse bei Genf auf der französischen Seite der Grenze festgenommen wurde, gemeinsam mit einem zweiten Passeur, Roland Epstein, und, wie die Häscher notierten, mit «32 Judenkindern im Alter von 2 1/2 bis 18 Jahren». Mila Racine war im Auftrag des Mouvement de jeunesse sioniste – der Zionistischen Jugendbewegung – als Passeurin aktiv. Die 32 Kinder, die sie retten wollte, wurden mit ihren Helfern ins Sammellager Drancy bei Paris gebracht und von dort nach Auschwitz deportiert. Nur Roland Epstein kehrte aus dem Vernichtungslager zurück.²

Bekannt ist auch der Fall der in Mannheim geborenen deutschen Emigrantin Marianne Cohn, die ebenfalls im Auftrag der Zionistischen Jugend Passagen für jüdische Kinder von Grenoble aus in die Schweiz übernahm. In dieser Funktion war sie offenbar die Nachfolgerin von Mila Racine und arbeitete mit deren Bruder Emmanuel Racine zusammen. Am 31. Mai 1944 hielten französische Beamte die 22-jährige Marianne Cohn sowie 28 jüdische Kinder und Jugendliche in Grenznähe an und sperrten sie ins Gestapogefängnis «Hôtel Pax» von Annemasse. Der Bürgermeister dieser Stadt, Jean Deffaugt – ein Mann der Résistance –, versuchte noch, Marianne Cohn einen Fluchtplan zu überbringen. Doch sie weigerte sich, die ihr anvertrauten Kinder zu verlassen. Am 8. Juli 1944 ist Marianne Cohn von Uniformierten nachts aus dem Gefängnis geholt und in einem Wald bei Annemasse mit Schlägen und Schüssen getötet worden. Die Kinder jedoch entkamen – dank dem Verhandlungsgeschick des Bürgermeisters Deffaugt – der nahezu sicheren Deportation. Sechs Wochen nach dem Tod von Marianne Cohn wurde Annemasse befreit.³

Schweizer Abweisungspolitik

Drei Geschichten von jungen Frauen im Widerstand – drei Schicksale aus der Zeit, als die Ermordung der europäischen Jüdinnen und Juden ihrem Ende zuging und nur noch einige winzige Schlupflöcher übrig blieben, durch die ein Entrinnen möglich erschien. Die neutrale Schweizer Regierung hatte im August 1942 ihre Grenze für jüdische Flüchtlinge offiziell geschlossen und erklärt, Juden seien nicht politisch verfolgt, ein Asyl komme für sie nicht in Frage. Zumindest erwachsene jüdische Flüchtlinge sollten an der Schweizer Grenze abgewiesen werden. Wenn sie es aber schafften, illegal einzureisen, mussten sie mit ihrer sofortigen Rückstellung oder gar mit der Auslieferung an die SS rechnen. Dies, obwohl die Schweizer Be-

hörden 1942 schon recht gut Bescheid darüber wussten, was mit den Juden im deutschen Machtbereich geschah, und obwohl die Schweizer Presse zu jener Zeit über Deportationen «nach dem Osten» und über den «sicheren Untergang» der «verschwundenen» Juden berichtete.

In der Tat folgte die Flüchtlingspolitik der Schweiz im Zweiten Weltkrieg mit wenigen Ausnahmen direkt dem Rhythmus der nationalsozialistischen Rassenpolitik: Immer dann, wenn im Deutschen Reich oder in den besetzten Ländern neue antisemitische Massnahmen ergriffen wurden, wenn die Verfolgung zunahm und sich Menschen davor zu retten versuchten, verschärfte die Schweiz ihre Asylbestimmungen.

Bereits im August 1938 hatte der Schweizerische Bundesrat eine erste Einreisesperre für «nicht-arische» Flüchtlinge verhängt: Nach dem «Anschluss» Österreichs im März 1938 fingen die neuen deutsch-österreichischen Behörden an, jüdische Einwohner massenhaft aus dem Land zu vertreiben. Die Schweizer Regierung antwortete darauf Ende März 1938 mit einer Visumpflicht für Flüchtlinge aus dem ehemaligen Österreich, wobei laut einer Weisung von Bundesrat Johannes Baumann – dem Justiz- und Polizeiminister jener Zeit – grundsätzlich keine Visa an Juden abgegeben werden sollten. Am 18. und 19. August 1938 verfügte die Schweizer Regierung, Flüchtlinge aus Österreich ohne Visum seien an der Grenze ausnahmslos zurückzustellen. Und am 4. Oktober – einen Monat vor den Pogromen der «Reichskristallnacht» – stimmte der Bundesrat einem Abkommen mit Deutschland zu, in dem sich die deutsche Regierung verpflichtete, ihre Juden im Reisepass zu kennzeichnen («Juden-Stempel»). Gleichzeitig erliess die Schweiz eine Visumpflicht für alle mit einem derartigen Stempel gebrandmarkten Bürgerinnen und Bürger des Nazistaates.

1942 war die Vertreibungspolitik längst in eine Vernichtungspolitik übergegangen. Am 23. Oktober 1941 hatte man den Juden die Auswanderung aus dem Reichsgebiet verboten, bis Februar 1942

dehnten die Nazis dieses Verbot auf alle besetzten Gebiete aus. Die Schweizer Fremdenpolizei konnte jetzt damit rechnen, dass jüdische Flüchtlinge bereits vor dem Grenzübertritt von deutschen oder französischen Beamten abgefangen wurden, während sie früher gelegentlich sogar von SS-Leuten zum Schweizer Territorium geführt worden waren. Als im Sommer 1942 die flächendeckenden Razzien, Verhaftungen und Deportationen in Frankreich, Belgien und Holland eine weitere, unübersehbare Flüchtlingswelle auslösten, erneuerte die Schweizer Regierung die Grenzsperr für Juden. Ab sofort sollte die Abweisungspraxis wieder mit aller Unerbittlichkeit gehandhabt werden. Der 1940 gewählte Nachfolger von Johannes Baumann, Justiz- und Polizeiminister Bundesrat Eduard von Steiger, prägte Ende August 1942 den Satz vom vollen «Rettungsboot», welches keine zusätzlichen Schiffbrüchigen mehr aufnehmen könne, wenn es nicht selber untergehen wolle. Die in jeder Hinsicht falsche Metapher «Das Boot ist voll» des in behaglichen Verhältnissen lebenden Berner Aristokraten von Steiger fand Eingang ins nationale und später ins internationale kollektive Gedächtnis.⁴

Auch die Geschichte der Fluchthelferinnen und Fluchthelfer im Nationalsozialismus folgt in gewisser Weise dem Rhythmus der deutschen Politik: allerdings nicht, indem ihre Protagonisten diese Politik auf eigene Weise nachvollziehen, sondern indem sie etwas dagegen unternehmen, also Menschen retten und damit beweisen, dass ein gegenläufiges Verhalten selbst in der schwierigsten Situation noch möglich war. Je schlimmer die Lage für die Verfolgten wurde, desto mehr Fluchthelfer finden wir in den Dossiers. Eine umfassende Darstellung ihrer Tätigkeit gibt es bis heute allerdings nicht, und sie würde auch auf viele Schwierigkeiten stossen: Erfolgreiche Fluchthilfe musste stets unter strengen Geheimhaltungsmassnahmen stattfinden, selbst den Flüchtlingen gegenüber, die oft nicht einmal die Namen ihrer Retter erfuhren. In den überlieferten Akten kommen fast nur jene Fluchthelfer namentlich vor, die von

Polizisten oder Soldaten erwischt worden sind, und jene Zeitzeugen oder Zeitzeuginnen, die weitergehende Auskunft geben könnten, sind praktisch ausgestorben.

Kleiner Grenzverkehr

Erste «Emigrantenschmuggler» tauchten an der Schweizer Grenze bald nach Hitlers Machtantritt auf. Es waren vor allem aktive Mitglieder der Arbeiterbewegung: Kommunisten, Gewerkschafter, Sozialdemokraten, die von der Gestapo verfolgte Genossinnen und Genossen bei sich unterbrachten und ihnen weiterhalfen. Am 23. Januar 1935 nahm die Polizei in Singen am Hohentwiel den jungen Gipser Xaver Hariander fest. Hariander arbeitete in Schaffhausen, er fuhr also jeden Tag über die Grenze. Wenn bei der Familie Hariander im Singener Arbeiterquartier ein Flüchtling eintraf, informierte Xaver Hariander am nächsten Tag die kommunistische Rote Hilfe in Schaffhausen. Ein Schweizer Genosse oder eine Genossin löste dann beim Zoll einen Tagesschein – einen Passersatz ohne Fotografie, der im kleinen Grenzverkehr gebräuchlich war – samt Rückfahrkarte, begab sich nach Singen und händigte beides dem Flüchtling aus. Während der Schweizer Helfer nun mit dem richtigen Reisepass zurückkehrte, konnte der Emigrant sich an der Grenze mit dem Tagesschein ausweisen, welcher durch die in der Schweiz erworbene Rückfahrkarte an Glaubwürdigkeit gewann.

Hariander ging der Polizei zunächst nur wegen des Besitzes von kommunistischen Druckschriften ins Garn und wurde deswegen im Juni 1935 zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt. Am 26. August 1935 verhaftete die Gestapo auch den Schlosser Wilhelm Schwarz und den Hilfsarbeiter Karl Maier aus Singen. Es gelang ihr schliesslich, einen ganzen Fluchthilfering auszuheben. Einige Beteiligte wurden zu Gefängnisstrafen zwischen 15 Jahren Zuchthaus und 15 Monaten Gefängnis verurteilt. Zu den Schweizerinnen und

Schweizern, die in dieser Gruppe mitgeholfen hatten, gehörten die Schaffhauser Fabrikarbeiterin Marie Grimm, die im Februar 2003 mit 97 Jahren gestorben ist, und der Sattler Gottfried Wasem. Letzterer wurde am 1. April 1936 vom «Volksgerichtshof» in Berlin zu zwölf Jahren Gefängnis verurteilt. Unter den bei Singen durchgeschleusten Flüchtlingen waren laut Xaver Harlan, der der kommunistische Reichstagsabgeordnete Hans Beimler und der Schriftsteller Hans Marchwiza.⁵

Am 8. Mai 1938 verhaftete die Gestapo in Konstanz den sozialdemokratischen Metallarbeiter Ernst Bärtschi aus dem schweizerischen Nachbarort Kreuzlingen sowie seine deutschen Komplizen Karl Durst, Andreas Fleig und Pauline Gutjahr. Die Gruppe hatte – wie jene in Singen – Flüchtlinge aus Deutschland in die Schweiz und umgekehrt Propagandamaterial von der Schweiz nach Deutschland gebracht. Ernst Bärtschi handelte im Auftrag von geflohenen deutschen Gewerkschaftsfunktionären, die sich in Kreuzlingen, später in St. Gallen niedergelassen hatten: Es waren also Gewerkschafter und Sozialdemokraten, die Bärtschi und seine Freunde ins Exil führten. Der «Volksgerichtshof» verurteilte sie deswegen im Herbst 1938 zu hohen Zuchthausstrafen. Wie Gottfried Wasem musste Bärtschi in der Gefangenschaft auf jede Unterstützung der schweizerischen Regierung verzichten und kam erst 1945 wieder frei, nach Jahren in Einzelhaft und im Konzentrationslager Dachau.⁶

Als weitere Fluchtroute am Bodensee ist schliesslich jene von Otto Marquard zu erwähnen. Der Kunstmaler und Wirt einer vegetarischen Pension im deutschen Allensbach pflegte die mit einem Kennwort zu ihm geschickten Emigranten in einer Gondel über den See ans Schweizer Ufer zu rudern. Zu den von Marquard geretteten Leuten gehörten etwa der Theologe Kuno Fiedler und die Ehefrau des Arbeiterdichters Hans Dohrenbusch.⁷

Die grosse Vertreibung

Manche der in Singen, Allensbach oder Konstanz – und auf ähnliche Weise bei Basel – bis 1938 in die Schweiz gebrachten Flüchtlinge mögen Juden gewesen sein. Auch unter den jungen Männern, die ab 1937 im St. Galler Rheintal, im Länderdreieck oberhalb des Bodensees, heimlich über die Grenze begleitet wurden, damit sie weiter nach Spanien reisen und dort in den Internationalen Brigaden kämpfen konnten, gab es zweifellos einige Juden. Doch diese frühen Menschenschmuggler-Netze waren nicht für die Opfer der rassistischen Verfolgung geknüpft, sondern für politisch aktive linke Nazi-gegner.

Eigentliche «Judenschlepper» – wie sie bald bezeichnet wurden – finden sich in den Akten ab Frühjahr und Sommer 1938. Das erste mir bekannte Schweizer Gerichtsurteil gegen den Fluchthelfer eines Juden stammt vom 7. Juli 1938: Es betraf den Basler Mechaniker Adolf Studer, der mit fünf Tagen Gefängnis bedingt und einer Geldbusse von 20 Franken bestraft worden ist, weil er den staatenlosen Leo Silberg aus Wien mit einem Tagesschein, der auf den Namen eines Schweizers ausgestellt war, in Weil am Rhein abgeholt hatte. Adolf Studer benutzte also jene Methode, die schon die Gruppen um Xaver Hariander und Ernst Bärtschi praktiziert hatten. An der Grenze schöpften die Schweizer Beamten Verdacht, und Silberg wurde verhaftet.

Am 23. September 1938 verurteilte das Strafgericht des Kantons Basel-Stadt den Kaufmann Oskar Gablinger zu 50 Franken Busse, weil er die Wiener Jüdin Olga Halpern-Kohn am Grenzübergang «stillschweigend für seine Frau ausgegeben» hatte, «indem er dem schweizerischen Grenzpolizeibeamten nebst seinem eigenen Pass denjenigen seiner Ehefrau [...] vorwies». Während bei Studer der Verdacht notiert worden war, er betreibe die Fluchthilfe «gewöhnheitsmässig», also professionell, hielt das Gericht Oskar Gablinger

zugute, dass er Frau Halpern, da er «selbst Israelit» sei, aus «achtenswerten Beweggründen zur Flucht aus Deutschland verholphen» habe.⁸

Auch der erste wegen Unterstützung von Juden zu Gefängnis verurteilte Fluchthelfer in der Ostschweiz war selber Jude: Am 28. Oktober 1938 verhängte das Bezirksgericht Unterrheintal in Rheineck, an der Grenze zum ehemaligen Österreich, eine Strafe von zweieinhalb Monaten gegen den 25-jährigen Handelsreisenden Hermann Hutmacher aus Zürich. Hutmacher hatte den Wiener Flüchtling Albert Schapira über die Grenze geholt, indem er – wiederum die bekannte Methode – diesem in Bregenz seinen eigenen Grenzpassierschein übergab und mit dem zusätzlich mitgeführten Reisepass in die Schweiz zurückkehrte. Hutmacher handelte nach Ansicht des Gerichts «aus lauter Mitleid» und auf Drängen der Verlobten von Schapira in Zürich. Er verlangte keine Belohnung, sondern löste dem Flüchtling in der Schweiz sogar noch eine Fahrkarte und gab ihm drei Franken Taschengeld.

Mit Bussen in der Höhe von 100 bis 120 Franken bestrafte die lokalen Behörden im St. Galler Rheintal etwa zur gleichen Zeit einige einheimische junge Burschen, weil diese gegen Bezahlung österreichischen Flüchtlingen den Weg über einen alten Arm des Rheins auf Schweizer Territorium gezeigt hatten. Die Schmuggler Josef Bell und Felix Sigismondi aus Widnau zum Beispiel brachten am 21. August 1938, zwei Tage nachdem die Grenze geschlossen worden war, fünf Flüchtlinge zu einem Preis von 5 Reichsmark pro Kopf in die Schweiz. Die Schlepper Eduard Hutter und Jakob Spirig aus Diepoldsau verlangten einen Monat später, am 16. September 1938, für die Rettung einer fünfköpfigen Familie insgesamt 35 Mark, die sie unter vier oder fünf Kollegen aufteilen mussten.⁹

Im Sommer 1938 hatte die grosse Massenflucht aus Österreich angefangen, und die Schweizer Behörden waren darüber sehr beunruhigt. Viele Juden wurden in Wien verhaftet, öffentlich und auf Polizeiposten misshandelt, ins KZ gesteckt oder mit der Auflage

freigelassen, in kürzester Zeit auszureisen. Manche Familien schickten zuerst die am stärksten bedrohten erwachsenen oder halb-wüchsigen Söhne, danach die Töchter ins Ausland; für die Eltern, die zuletzt fliehen wollten, war es am Ende dann oft zu spät. An der Schweizer Grenze hatten Flüchtlinge wie Schlepper in jenen Wochen weniger die deutsche als die schweizerische Grenzwa- che zu fürchten. Die Deutschen wollten die Juden ja loshaben, und die Schweizer wollten sie nicht übernehmen. In eidgenössischen Am- tsstuben sprach man von der Gefahr einer «Verjudung» des Landes. Die jüdischen Organisationen der Schweiz zwang man zur Über- nahme sämtlicher Kosten für jüdische Flüchtlinge. Der Chef der Eid- genössischen Polizeiabteilung, Heinrich Rothmund, protestierte in Berlin «mit grossem Ernst» gegen das «Einschleusen» von Juden «mit Hilfe der Wiener Polizei». Man könne die Juden in der Schweiz «ebenso wenig brauchen» wie in Deutschland, sagte er.

Niemand weiss, wie viele Fluchthelfer es zu dieser Zeit gab. Ak- tive Schlepper waren jetzt oft – wie bei der Gruppe um Jakob Spirig und Eduard Hutter – junge Arbeitslose oder Bauern, die einen Ver- dienst suchten und ausserdem vielleicht ein bisschen von Abenteu- erlust getrieben wurden. Einige waren früher als Warenschmuggler tätig gewesen oder hatten auch gegen Entschädigung Spanien- kämpfer über die Grenze gebracht. Die wenigsten Flüchtlinge konn- ten ihren Helfern viel bezahlen: entweder waren sie schon in Öster- reich völlig ausgeraubt worden oder sie stammten aus dem Wiener Proletariat und hatten kaum etwas besessen.

Die genaue Zahl der Flüchtlinge während des Jahres 1938 an der Schweizer Ostgrenze ist unbekannt. Einer wie Jakob Spirig allein hat vermutlich mehr als hundert Menschen in die Schweiz gebracht. In St. Gallen wurde die Statistik jedoch, wie sich bald herausstellte, regelmässig gefälscht.

Beamte als Fluchthelfer

Am 20. Dezember 1938 verhaftete die Gestapo in der Nähe von Bregenz den Schweizer Landjäger Karl Zweifel aus Buchs (St. Gallen) sowie den Taxiunternehmer Alfred Schachtler aus dem Schweizer Grenzort St. Margrethen. Sie führten in Schachtlers Auto zwei jüdische Frauen mit und wollten diese in Sicherheit bringen. Alle vier wurden ins Gefangenenhaus Bregenz eingesperrt. Nach einigen Tagen liessen die Deutschen die Schweizer gegen eine Kautions von 500 Franken frei. Zurück auf Schweizer Boden kam Karl Zweifel sofort wieder in Haft. Ebenfalls festgenommen wurde sein Polizeikollege Christian Dutler, und die beiden gestanden, dass sie in den letzten Monaten regelmässig Flüchtlinge in die Schweiz eingelassen hatten – im Auftrag der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz und auch im Auftrag oder mit Kenntnis ihres höchsten Chefs, Regierungsrat Valentin Keel, des sozialdemokratischen Polizeiministers im Kanton St. Gallen.

Als Kommandant der Kantonspolizei St. Gallen amtierte seit 1925 der bürgerliche Landjägerhauptmann Paul Grüninger. Er muss von der illegalen Tätigkeit der Polizisten und seines politischen Vorgesetzten Keel ebenfalls gewusst haben: Doch genau untersucht wurde das nie, denn ab Januar 1939 stand Paul Grüninger selber unter einem noch viel schwereren Verdacht, und im April 1939 wurde er als Polizeihauptmann fristlos entlassen.

Grüninger hatte in den Monaten seit der Grenzsperrre mehrere hundert, vielleicht sogar einige tausend jüdische Flüchtlinge nicht zurückweisen lassen. Er hatte – im Einvernehmen mit Valentin Keel oder aus eigenem Entschluss – die Flüchtlinge ohne Erlaubnis der Bundesbehörden im Kanton St. Gallen aufgenommen. Er hatte von der Israelitischen Flüchtlingshilfe die Einreisedaten fälschen und die Flüchtlingszahlen frisieren lassen, um seine Hilfe zu tarnen und die Flüchtlinge zu schützen. Er hatte sogar Flüchtlinge im Dienstswa-

gen über die Grenze geholt und inhaftierte Juden mit der Zusicherung einer Einreiseerlaubnis aus Dachau befreit.

Im Oktober 1940 verteilte das Bezirksgericht St. Gallen den ehemaligen Polizeihauptmann zu einer Busse, wobei ihm die Richter nach strenger Untersuchung attestierten, dass er aus Menschenfreundlichkeit gehandelt habe und «keinerlei persönlichen Vorteil für sich beabsichtigte noch sonst erhielt». Sein Vorgesetzter Valentin Keel hatte Grüninger bei Beginn der Untersuchung fallen lassen und jede Mitverantwortung für dessen Taten abgelehnt. Wegen Gerüchten, die sich um Grüningers Verhaftung rankten, sowie wegen Verdächtigungen und übler Nachrede, nicht zuletzt aus dem Polizeikorps, war er jetzt ein ruiniertes Mann. Er musste sich für den Rest seines Lebens mit Gelegenheitsjobs durchschlagen. Bis zum Tod 1972 lebte er in Armut.

Auch die beiden Polizisten Christian Dutler und Karl Zweifel wurden aus dem Polizeidienst entlassen. Ein Verfahren gegen sie verlief allerdings im Sande; die Behörden haben es 1941 eingestellt. Ohne Prozess endete auch ein Verfahren gegen die religiöse jüdische Industriellengattin Recha Sternbuch aus St. Gallen, die 1938 an der Vorarlberger Grenze offenbar einen eigenen Schlepperring unterhalten hatte, für den zum Beispiel der Österreicher Edmund Fleisch aus Altschachen und der Schweizer Willi Hutter aus Diepoldsau arbeiteten und über den Paul Grüninger informiert war.

Ein glimpflicheres Schicksal als der St. Galler Polizeikommandant und seine beiden Untergebenen erlebte der Kanzler der Schweizerischen Konsulatsagentur in Bregenz, Ernest Prodoliet. Dieser wurde im November 1938 beim Versuch angehalten, einen jüdischen Flüchtling eigenhändig über die Grenze zu schmuggeln. Er stand dabei in Verbindung mit Grüninger sowie mit der israelitischen Kultusgemeinde St. Gallen. Prodoliet, der in zahlreichen anderen Fällen grosszügig Visa an verfolgte Juden ausstellte, ihnen weiterhalf und sogar Vermögenswerte in die Schweiz bringen liess,

wurde von seinem Bregenzer Vorgesetzten eine «allzu schroffe Verneinung» des nationalsozialistischen Regimes vorgeworfen. Das Schweizer Aussenministerium belehrte ihn im Februar 1939: «Unsere Agentur ist nicht dazu da, dass es den Juden gut geht.» Im Rahmen eines Disziplinarverfahrens rief man Ernest Prodoliet nach Bern zurück und versetzte ihn später nach Amsterdam. Dort stellte er 1942 wieder Dokumente für verfolgte Juden aus.¹⁰

Internationalisierte Verfolgung

In Kreuzlingen verhaftete die Schweizer Polizei am 30. Dezember 1938 den Konstanzer Taxifahrer Victor Rebholz. Er hatte einer fünfköpfigen jüdischen Familie ein Loch im Zaun zwischen Konstanz und Kreuzlingen gezeigt und die Familie nach ihrem Grenzübertritt im Auto nach Zürich gefahren. Rebholz erhielt in der Schweiz verschiedene Bussen von insgesamt 1150 Franken. Er war längere Zeit inhaftiert. Dann überstellten ihn die Schweizer nach Deutschland; Rebholz kam ins Gefängnis und nachher ins KZ, das er überlebte.¹¹

Seit dem Sommer 1938 waren in Konstanz – wie in der nahen jüdischen Gemeinde Gailingen – auch ortsansässige Jüdinnen und Juden für die Flüchtlinge aktiv. Die Konstanzer Familie Ottenheimer, die ein Konfektionsgeschäft betrieb, wies Flüchtlingen, die sich bei ihr meldeten, nicht nur den Weg über einen Grenzbach, die Ottenheimers sandten manchen Flüchtlingen ausserdem ihr Reisegepäck nach. Im November 1938 wurde Ludwig Ottenheimer, der Familienvater, ins KZ Dachau eingeliefert. Nach seiner Freilassung gelang es der Familie zu emigrieren. Ein ehemaliger Flüchtling hat jedoch berichtet, dass es noch Anfang Februar eine Schlepperfamilie in Konstanz gab, die bedrohte Juden (gegen moderate Bezahlung) zu einem Loch im Grenzzaun führte.¹²

Von Anfang 1939 bis zu den Ereignissen im Sommer 1942 ist in

den Schweizer Akten und in der Literatur sonst nur noch wenig von Fluchthelfern die Rede. Das mag auch an der ungenügenden Forschung liegen, sicher ist aber, dass – nach Durchsetzung der Einreisesperre für Juden und spätestens seit Kriegsausbruch – einfach weniger Flüchtlinge kamen. Im November 1941 konnte der Chef der Eidgenössischen Polizeiabteilung seinem Vorgesetzten, Bundesrat Eduard von Steiger, über die Grenzschiessung von 1938 berichten: «Die Sperrmassnahme musste rigoros durchgeführt werden und stiess auf den Unwillen der Grenzbevölkerung. Einige Grenzkantone, namentlich St. Gallen und Basel, zum Teil auch Schaffhausen, konnten nur mit grösster Mühe zur Vernunft gebracht werden und liessen noch zahlreiche Flüchtlinge ein. Nachdem auch sie Order pariert hatten, kam die Nacht vom 9. November 1938 mit besonders hässlicher Judenverfolgung. Das hatte zur Folge, dass Basel und St. Gallen trotz unserer ständigen Proteste noch einige hundert illegal eingereiste Flüchtlinge aufnahmen. Dann gab es endlich Ruhe.»¹³

Die zweite grosse Massenflucht, die im Sommer und Herbst 1942, fand nicht mehr am Hochrhein und am Bodensee statt. Jetzt kamen die Menschen über den Genfersee oder die «grüne Grenze» bei Genf, über die Walliser Alpen, den Jura. Die Verfolgung hatte sich internationalisiert. Neben französischen, belgischen und holländischen Juden gelangten auch viele Deutsche oder Österreicher, die zuerst in Frankreich Zuflucht gesucht hatten, von Westen oder von Süden her an die Schweizer Grenze. Fast alle waren in dem unbekanntem, oft schwierigen Gelände auf Schlepper oder Passeur angewiesen. Zu den Flüchtlingen, die in diesen Wochen in die Schweiz einreisten, gehörten etwa die Schriftsteller Felix Stössinger und Manès Sperber, die Mutter des Journalisten und späteren Zukunftsforschers Robert Jungk und der in Deutschland sehr berühmte Sänger Joseph Schmidt («Ein Lied geht um die Welt»), der bald darauf in einem Schweizer Flüchtlingslager starb. Der heute in Wien lebende Schriftsteller Fred Wander floh als Fritz Rosenblatt

über die Grenze. Er wurde jedoch am 1. September 1942 von schweizerischen Beamten der französischen Polizei übergeben und über die Lager Rivesaltes und Drancy schliesslich nach Auschwitz gebracht.¹⁴

Am 25. September 1942, einen Monat nach der Grenzsperrung vom August 1942, erliess der Bundesrat ein neues Gesetz, das die Bestrafung von Fluchthelfern vereinfachte: «Wer unter Umgehung der schweizerischen Grenzkontrolle das Land betritt oder verlässt», hiess es darin, «oder im In- oder Ausland Anstalten hierzu trifft, wer im In- oder Ausland die unerlaubte Ein- oder Ausreise erleichtert oder vorbereiten hilft, wird mit Gefängnis bestraft; in leichten Fällen erfolgt disziplinarische Bestrafung.» Für die gerichtliche Verfolgung der Passeure war inzwischen die Militärjustiz zuständig. Mehrere Dutzend Urteile – wie jenes gegen Aimée Stitelmann – blieben erhalten. Zum Teil sind sie heute wissenschaftlich erfasst, systematisch ausgewertet wurden sie aber noch nicht.¹⁵

Viele bezahlte und nicht bezahlte Passeure an der Westschweizer Grenze arbeiteten ab 1942 für jüdische oder für christliche Organisationen – auch für Schweizer Mitarbeiterinnen des Roten Kreuzes –, die versuchten, die Kinder von bereits deportierten Jüdinnen und Juden aus französischen Heimen «verschwinden zu lassen», das heisst sie in die Schweiz zu retten. Jüdische Organisationen unterhielten mehrere Fluchtlinien («filières»); eine reichte von Belgien bis ins schweizerische Porrentruy im Jura und von dort weiter ins Landesinnere. Sie wurde erst aufgedeckt, als Schweizer Militärpolizisten sich 1943 als Flüchtlinge verkleideten und prompt bei einer Wirtin in der Nähe von Porrentruy Aufnahme und Hilfe fanden. Vertreter der Bekennenden Kirche versuchten immer wieder beim Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement zu erwirken, dass besonders bedrohte Persönlichkeiten auf die Liste der «Non-refoulables», der «Nichtabschiebbaren», gesetzt wurden. Wenn dies gelang, musste man die Leute aber zuerst an den deutschen und

französischen Grenzposten vorbeibringen. Die protestantische Fluchthilfeorganisation CIMADE unterhielt zu diesem Zweck sogar fest angestellte Schlepper, die einen regelmässigen Lohn bezogen unter der Bedingung, dass sie von den Flüchtlingen kein weiteres Geld verlangten.¹⁶

Andere Passeure arbeiteten auf eigenen Antrieb und eigene Rechnung; in den Akten ist die Motivation nicht immer klar erkennbar. So oder so riskierten sie viel. Wenn etwa Fischer mit ihren heimlichen Passagieren den Weg über den Genfersee suchten – im Herbst 1942 geschah das jede Nacht – und man sie erwischte, sah das Schweizer Gesetz neben Gefängnis und hohen Bussen vor, dass die Boote beschlagnahmt werden konnten. Damit war die Existenzgrundlage der Fischer zerstört. Am 12. September 1942 ruderten Léon und Noël Moille aus Thonon-les-Bains vier Jüdinnen und Juden in einem Boot über den See. Im waadtländischen Rolle wurden sie bei der Landung von Grenzwächtern überrascht, einer eröffnete das Feuer, und der junge Léon Moille starb, während sein Onkel Noël verhaftet und später zu drei Monaten Gefängnis verurteilt wurde.

Umgekehrt berichtete am 7. Oktober 1942 ein Schweizer Grenzwächter nach Bern, er habe erfahren, dass der Schlepper Raymond Montmége, «weil er Juden den Grenzübertritt erleichtert hatte», von den Deutschen nach Besançon gebracht und dort erschossen worden sei. Im April 1945 starb der Schweizer Fluchthelfer Pierre Vaucher im Konzentrationslager Nordhausen. Bevor ihn die Deutschen eingesperrt hatten, war er am 29. Oktober 1942 bereits in der Schweiz wegen Passeurdiensten zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt worden.¹⁷

Letzte Chancen

Trotz der Verlagerung des Fluchtgeschehens in die Westschweiz und – nach der deutschen Besetzung Italiens 1943 – in das Tessin sind auch von der Ost- und Nordgrenze einige Fluchthilfefälle aus der zweiten Kriegshälfte bekannt, die zum Teil anderswo in diesem Buch beschrieben werden: Am 1. Juni 1942 verhaftete die Gestapo an der deutschen Grenze zu Schaffhausen den dortigen katholischen Pfarrer Eugen Weiler. Dieser hatte am 21. Mai die Jüdin Käthe Lasker an die Grenze gebracht. In der Folge nahm die Polizei auch den ehemaligen Stadtpfarrer von Singen fest, August Ruf, der Lasker zu seinem Amtsbruder verwiesen hatte. Von September 1942 bis Februar 1943 brachte der Wirt der Bahnhofgaststätte von Altenburg bei Neuhausen auf Vermittlung des Berliner Kunstmalers und Galeristen Franz Heckendorf insgesamt wohl 20 Juden und Jüdinnen an die Grenze. Eine weitere Fluchtroute führte über die Halbinsel Höri am unteren Bodensee. Dort gelang es dem wegen seiner «halbjüdischen» Herkunft als Musiker entlassenen Heinrich Wollheim in den Jahren 1942 und 1943 mehrmals, Jüdinnen und Juden in die Schweiz zu helfen. Er arbeitete mit dem nach Stein am Rhein emigrierten Arzt Nathan Wolf zusammen, der ausserdem in Verbindung zum Netz von Josef Höfler in Gottmadingen und Luise Meier in Berlin stand, das auch Kontakte ins Vorarlbergische unterhielt.¹⁸

Tragisch endete im Mai 1942 eine Aktion in Diepoldsau, in jener Gegend im Rheintal, in der 1938 die meisten Grenzübertritte stattgefunden hatten: Eine Gruppe von Schleppern, die schon 1938 aktiv gewesen waren, versuchte, fünf ältere jüdische Damen zu retten. Unter ihnen befand sich die Schriftstellerin Gertrud Kantorowicz. Die Flucht misslang; nur eine der Frauen schaffte es – neben den beteiligten Passeuren – in die Schweiz. Die Fluchthelfer Jakob Spirig, Hermann Kühnis und einige ihrer Komplizen wurden zusammen

mit dem Auftraggeber, dem Flüchtling Heinz Hammerschlag, von einem Schweizer Militärgericht zu mehrmonatigen Gefängnisstrafen verurteilt. Die vier an der Grenze eingefangenen Frauen, auch Gertrud Kantorowicz, haben nicht überlebt.¹⁹

Rehabilitationen

Kehren wir zum Schluss zu Aimée Stitelmann zurück, die nicht für Geld, sondern allein aus politischer und moralischer Überzeugung handelte. Als im Zusammenhang mit der Diskussion um die Schweizer Vergangenheit – und als Folge der postumen Rehabilitierung von Polizeihauptmann Paul Grüninger durch das St. Galler Bezirksgericht 1995 – das Schweizer Parlament ein eigenes Rehabilitationsgesetz für Fluchthelfer aus der Nazizeit erliess, fand Frau Stitelmann die Idee, sich sechzig Jahre nach ihren Taten rehabilitieren zu lassen, zunächst einmal absurd und lächerlich. Nach der Flüchtlingshilfe für Juden hatte sie sich in ihrem Leben im Kampf gegen den Vietnamkrieg engagiert, gegen die Franco-Diktatur in Spanien und in jüngerer Zeit für Asylsuchende und papierlose Immigrantinnen und Immigranten. Ein umfangreiches Dossier bei der Schweizerischen Bundespolizei zeugte davon. Stitelmann liess sich überreden, trotzdem einen Rehabilitationsantrag zu stellen, und erklärte der Öffentlichkeit, sie sei keine Heldin, es gehe ihr nicht um ihre eigene Vergangenheit, sondern um die Zukunft.

Um diese ging es bei dem neuen Rehabilitationsgesetz tatsächlich. Es sollte zeigen, dass nicht die Fluchthelfer ungesetzlich waren, sondern dass Gesetze, die fliehende Menschen in den Tod schicken, jeder Vorstellung von Recht widersprechen. Seither sind mehr als vierzig verurteilte Pässeure aus der Zeit zwischen 1933 und 1945 rehabilitiert worden. Dabei spielte es keine Rolle, ob sie Geld nahmen oder nicht und aus welchen Motiven sie handelten. Nur dass

sie die Flüchtlinge wirklich über die Grenze brachten und sie nicht im Stich liessen, darauf kam es an.²⁰

Kein Fluchthelfer ausser Aimée Stitelmann hat die eigene Rehabilitation noch erlebt.

Anmerkungen

¹ Zu Aimée Stitelmann: Elaine Sciolion, 60 years later, Jew's rescuer seeks Swiss pardon, in: The New York Times, 15.1.2004; Philippe Broussard, La Suisse et ses justes, in: Le Monde, 13.2.2004. Ferner: Heini Bornstein, Insel Schweiz. Hilfs- und Rettungsaktionen sozialistisch-zionistischer Jugendorganisationen 1939-1944. Zürich 2000.

² Zu Mila Racine: Asher Cohen, Persécutions et sauvetages. Juifs et Français sous l'Occupation et sous Vichy. Paris 1993; Raphael Delpard, L'armée juive clandestine en France 1940-1945. Paris 2002.

³ Zu Marianne Cohn: Cohen, Persécutions (wie Anm. 3); Israel Gutman (Hrsg.), Dictionnaire des Justes de France. Jerusalem, Paris 2003, S. 204.

⁴ Alfred A. Häsler, «Das Boot ist voll». Die Schweiz und die Flüchtlinge 1933-1945, Zürich 1967; Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg, Die Schweiz und die Flüchtlinge zur Zeit des Nationalsozialismus. Zürich 2001.

⁵ Käthe Weick, Widerstand und Verfolgung in Singen und Umgebung. Berichte, Lebensbilder und Dokumente. Stuttgart 1982; Hermann Wichers, Im Kampf gegen Hitler. Deutsche Sozialisten im Schweizer Exil 1933-1940. Zürich 1994; Franco Battel, «Wo es hell ist, dort ist die Schweiz». Flüchtlinge und Fluchthilfe an der Schaffhauser Grenze zur Zeit des Nationalsozialismus. Zürich 2000.

⁶ Zu Bärtschi: Mathias Knauer / Jürg Frischknecht, Die unterbrochene Spur. Antifaschistische Emigration in der Schweiz von 1933 bis 1945. Zürich 1983.

⁷ Zu Marquard: Manfred Bosch, Bohème am Bodensee. Literarisches Leben am See von 1900 bis 1950. Lengwil 1997. Ferner: Hannes Dohrenbusch, Bericht eines «Flüchtlingskindes», in: Neue Zürcher Zeitung, 10.9.1998.

⁸ Zu Studer und Gablinger: Schweizerisches Bundesarchiv, E 4260 (C) 1974/34, Bd. 172.

⁹ Die Urteile und Strafverfügungen zu Hutmacher, Bell u.a. liegen im Staatsarchiv St. Gallen.

¹⁰ Stefan Keller, Grüningers Fall. Geschichten von Flucht und Hilfe. Zürich 1998.

¹¹ Zu Rebholz und zur Lage in Konstanz: Arnulf Moser, Fluchthelfer und Flüchtlinge an der Schweizer Grenze, 1933-1945, in: Andreas Griessinger (Hrsg.), Grenzgänger am Bodensee. Georg Elser. Verfolgte – Flüchtlinge – Opportunisten. Konstanz 2000. Im Schweizerischen Bundesarchiv das Dossier: E 6350 (B) 7, Bd. 522.

¹² Zu Ottenheimer: Battel, «Wo es hell ist..(wie Anm. 5), S. 183ff. Zur Flucht im Februar 1939: Keller, Grüningers Fall (wie Anm. 10), S. 151 f.

¹³ Schweizerisches Bundesarchiv E 4800 (A) 1974/34, Bd. 135.

¹⁴ Zu den Rückstellungen und Auslieferungen: Fred Wander, Hotel Baalbek. Berlin, Weimar 1991 (Roman); Stefan Keller, Die Rückkehr. Joseph Springs Geschichte. Zürich 2003.

¹⁵ Schweizerisches Bundesarchiv E 5335/3, Bd. 2 und 3 (Urteilssammlung Territorialgericht I).

¹⁶ Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg (wie Anm. 4); Regula Ludi, Fluchthilfe und Vergangenheitspolitik, in: Otmar Hersche (Hrsg.), Geschichtsbilder, Widerstand, Vergangenheitspolitik. Zürich 2002; Antonia Schmidlin, Eine andere Schweiz. Helferinnen, Kriegskinder und humanitäre Politik 1933-1942. Zürich 1999. Zu CI-MADE auch: Staatsarchiv Genf, Justice et Police Ef/2 Nr. 7829.

¹⁷ Zu Moille: Schweizerisches Bundesarchiv E 5335/3, Bd. 2. Zu Montmége: Schweizerisches Bundesarchiv E 4260 (C) 1974/35, Bd. 135. Zu Vaucher: Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg (wie Anm. 4), S. 153.

¹⁸ Battel, «Wo es hell ist...» (wie Anm. 5), S. 183ff.; Kurt Schilde, Grenzüberschreitende Flucht und Fluchthilfe (1941-1945). Ereignisse, Interessen und Motive, in: Beate Kosmala / Claudia Schoppmann (Hrsg.), Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941-1945. Berlin 2002; Claudia Schoppmann, Fluchtziel Schweiz. Das Hilfsnetz um Luise Meier und Josef Höfler, in: Wolfgang Benz (Hrsg), Überleben im Dritten Reich. Juden und ihre Helfer. München 2003.

¹⁹ Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg (wie Anm. 4), S. 151 ff.; Schweizerisches Bundesarchiv E 5330 (-) 1975/95, 42 2346.

²⁰ Die Rehabilitationsakten sind auf der Website www.parlament.ch/homepage/ko-weitere-kommissionen/ko-rehab/ko-rehak-entscheide.htm einsehbar.

«Als Einziger Gefühle der Menschlichkeit gezeigt»

Der KZ-Kommandant Erwin Dold

Johannes Winter

Im barocken Saal des Rastatter Schlosses sassen sie aneinander gekettet in langen Reihen: Lagerkommandanten, Lagerführer, Kommandoführer, Blockführer, Lagerälteste und Kapos, als am 1. Februar 1947 das französische Militärtribunal über sie Gericht hielt. Im Prozess Nr. 9/47 verhängte es 21 Todesurteile. Einen einzigen der 50 KZ-Bediensteten sprach das Tribunal frei: Erwin Dold. In der Begründung hiess es: «Der Angeklagte Erwin Dold [...] hat als Einziger Gefühle der Menschlichkeit gezeigt. Hierüber stimmten die Aussagen aller Häftlinge des Lagers Dautmergen, die als Zeugen vernommen wurden, vollkommen überein. Dold hat trotz seines noch jugendlichen Alters und ungeachtet der Gefahren, die damit verbunden waren, Entschlusskraft und eigenen Willen bewiesen.»¹ Erst fünfzig Jahre später, im Oktober 1996, hat Erwin Dold zum ersten Mal gewagt, sich in seinem Heimatort Buchenbach öffentlich darüber zu äussern, nicht ohne dass der Veranstalter Anrufe aus der Bürgerschaft erhielt, wie er es wagen könne, einen früheren KZ-Kommandanten sprechen zu lassen.² Inzwischen ist Erwin Dold Ehrenbürger seiner Gemeinde, wegen seiner «menschlichen Grösse» und als verdienstvoller Unternehmer in der Holzbranche.

Am 16. November 1919 als sechstes von 14 Kindern von Josef und Rosa Dold geboren, wurde er katholisch getauft. Die Eltern hatten in Wagensteig das Gasthaus «Hirschen» gepachtet, betrieben ausserdem das Sägewerk des Dorfes und führten eine Landwirtschaft.³ Wie die meisten seiner Generation begeisterte sich der jun-

ge Dold für die Nazis. Er wurde Mitglied der Hitlerjugend, der Partei trat er aber nicht bei. Kaum 18 Jahre alt, meldete er sich freiwillig zur Luftwaffe. Ende 1937 wurde er in Kaufbeuren zum Aufklärer ausgebildet. Ein Jahr später machte er den Einmarsch in Österreich mit, nahm am Blitzkrieg gegen Frankreich im Juni 1940 und am Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 teil. Bei Sewastopol wurde er abgeschossen und verwundet. Nach mehreren Lazarett-Aufenthalten kehrte er in die Heimat zurück. Der genesene Luftwaffen-Feldwebel war nun «bkv – bedingt kriegsverwendungsfähig» und wurde als Lkw-Fahrer auf dem Flugplatz Freiburg eingesetzt.

Ein beneidenswerter Posten, denn inzwischen war der Vernichtungskrieg, den die Wehrmacht im Osten führte, längst zum Stillstand gekommen. Anfang Juni 1944 landeten amerikanische Hupen in der Normandie; Ende Juni eröffnete die Rote Armee ihre letzte grosse Offensive. Zeitgleich verstärkten die Alliierten den Luftkrieg gegen das Reich und zerstörten vor allem die Fabriken der Kriegsindustrie. Das NS-Regime intensivierte die Suche nach neuen, vor den Bomben geschützten Produktionsstätten. In einem «Erlass des Führers»⁴ verfügte Hitler, «mit grosszügigem Einsatz von Arbeitskräften und Material und mit rücksichtsloser Energie» die gesamte Kriegsindustrie unter die Erde zu bringen. Überall im Reich liess Kriegsminister Speer nach nutzbaren Höhlen, Bergwerken oder Tunneln suchen. Die Fahnder wurden auch in Haslach im Kinzigtal fündig. Im Steinbruch am Urenkopf, etwa fünf Kilometer vom Ort entfernt, baute die Firma Gebrüder Leferenz seit Jahrzehnten Hartstein ab. Er wurde zerkleinert zu Schotter für Bahnlinien, zu Pflastersteinen für Strassen oder zu Bruchsteinen, um den Westwall zu befestigen. Im April 1944 beschlagnahmte Speers Ministerium das Haslacher Werk «Vulkan». Umgehend erhielt es den Tarnnamen «Barbe»⁵. Bei zwei Luftangriffen am 10. September und 3. Oktober 1944 zerstörten alliierte Bomber das Daimler-Benz-Werk

im badischen Gaggenau. Das nahe gelegene Haslach bot sich zur Verlagerung an. Um die Stollen herzurichten und in unterirdische Maschinenhallen umzurüsten, bedurfte es Massen von Arbeitskräften. Am 16. September 1944, nur wenige Tage nach der ersten Bombardierung von Gaggenau, trafen in Haslach die ersten KZ-Häftlinge ein: 399 Männer aus 13 Nationen, die Mehrheit Franzosen. Neben dem Sportplatz in Haslach stand ein Lagerschuppen der Wehrmacht. In diese Baracke wurden die Häftlinge gepfercht. Mit 600 Männern war das Lager bald überfüllt. Das «Arbeitslager Barbe» war das erste Lager im Städtchen an der Kinzig, wegen seiner Lage nannte man es im Ort «Lager Sportplatz». Das KZ war eines von etwa 50 Aussenlagern des Stammlagers Natzweiler-Struthof, die in der letzten Phase des Krieges in Baden, in der Pfalz, in Württemberg und in Hessen für Industriebetriebe bzw. ihre Untertageverlagerung eingerichtet wurden.

Noch tat Erwin Dold Dienst auf dem Fliegerhorst Freiburg. Aber den Aushang, mit dem das Reichssicherheitshauptamt der SS für Wachpersonal in Arbeitslagern warb, las er mit Interesse und meldete sich freiwillig. Im Sommer 1944 erhielt er die Aufforderung, sich zur Einweisung in die neue Tätigkeit bereitzuhalten.

Den Tagesablauf im Lager Haslach-Sportplatz beschreibt der französische Résistance-Kämpfer René Thalmann: «Um in die Steinbrüche zu kommen, musste man die Stadt Haslach durchqueren. Unsere Aufseher zwangen uns, im Schritt zu marschieren, zuerst in Holzschuhen, nach einiger Zeit in Schuhen, die aus einfachem Stoff oder papiernen Zementsäcken hergestellt waren und mit Schnüren oder Draht um die Füße gebunden. So hatten wir nur die dünne, gestreifte Jacke auf dem Oberkörper. Um uns zu schützen, fertigten wir uns eine Weste aus leeren Zementsäcken. Das verbot uns die SS. Wer mit einem Papierhemd entdeckt wurde, bekam beim ersten Mal 25, beim zweiten Mal 50 Stockschläge. Wir mussten 10 bis 12 Stunden unter Tage arbeiten, bei fortwährendem Geschrei und

Schlägen der SS-Wachmänner – mit einer Stunde Pause für die Suppe, die sehr unregelmässig mit einer Seilbahn von der Stadt nach oben kam. Sobald es anfangen zu kalten, war sie keine Flüssigkeit mehr, sondern bestand aus Eisstücken. Vor allem wegen der fehlenden Hygiene traten bald Krankheiten wie Ruhr, Tuberkulose und Typhus im Lager auf. Da es keine Medikamente gab, starben immer mehr Häftlinge. Jeden Morgen lagen die abgemagerten Leichen unserer Kameraden auf einem Haufen vor der Tür der Baracke.»⁶ Diese Schilderung beschreibt die Umstände, die der Luftwaffen-Feldwebel Erwin Dold in seinem neuen Einsatzort im November 1944 vorfand. Er gehörte nun der 9. Kompanie des I. Wachsturmbanns des KZ Natzweiler an, einer Totenkopf-Truppe, die Teil der Waffen-SS war.⁷ Dem militärischen Rang des Feldwebels, den er besass, entsprach im Lager der eines SS-Oberscharführers.

Wie aber kam ein Soldat der Wehrmacht dazu, in einem KZ Dienst zu tun, also in einer Baracken- und Stacheldrahtwelt systematischer Schikane und Folter tätig zu werden – Seite an Seite mit einer Mörderbande, die für den Tod von Hunderttausenden von Menschen verantwortlich war? Der Krieg brachte die SS, die über die Konzentrationslager herrschte, durch die militärischen Niederlagen in Personalnot. Dies bewog die SS-Führung, alle verfügbaren Mitglieder ihrer Totenkopf-Truppen in die kämpfenden Divisionen der Waffen-SS einzugliedern. Aber nun fehlten die SS-Schar- und Standartenführer als Kommandanten und Lagerführer in den neu aus dem Boden gestampften KZ-Aussenlagern.⁸ In einer Führerbesprechung am 9. Mai 1944, an der auch Rüstungs- und Kriegsminister Speer teilnahm, ordnete Hitler laut Protokoll an: «Der Führer befiehlt, dass 10'000 deutsche Soldaten [...] als Bewachungsmannschaften [...] zur Verfügung zu stellen sind.»⁹ Insgesamt waren es rund 25'000 Soldaten der Wehrmacht, die der SS unterstellt wurden.¹⁰ Schon ab Mitte 1944 machten sie mehr als 50 Prozent der Wachmannschaften aus.¹¹ Teils wurden die Soldaten «abkomman-

diert», teils meldeten sie sich freiwillig. Nicht einheitlich aber war, in welcher Uniform sie den Lager-Dienst absolvierten. Nach dem heutigen Stand der Forschung war die Dienstkleidung des abgestellten Wachpersonals von Lager zu Lager unterschiedlich.

Dold war «bedingt kriegsverwendungsfähig», also für den Wachdienst tauglich. Mit seinen knapp 25 Jahren war er wesentlich jünger als die von Himmler geforderten «Männer über 40 Jahren.»¹² Er verfügte aber über Eigenschaften wie Gehorsam, Disziplin und vor allem Organisationstalent, die sich im Dienste des Systems verwenden liessen.

Theo Leistenschneider war 1923 in Lothringen geboren und hatte sich der Résistance angeschlossen. Bei Ste-Marie-aux-Chênes nahm ihn die deutsche Feldpolizei als «Spion» fest und brachte ihn in das KZ Natzweiler. Am 15. August 1944 wurde er registriert und erhielt die Nummer 6-6-31.¹³ Die Front näherte sich dem Elsass, Ende August begann die Räumung des KZ Natzweiler. Leistenschneider gehörte zum ersten Transport, der am 16. September über Umwege nach Haslach gebracht wurde. Jetzt musste der 21-jährige Lothringer wie alle Häftlinge jeden Morgen fünf Kilometer zum Vulkansteinbruch marschieren, um dort Zwangsarbeit zu leisten, und jeden Abend fünf Kilometer zurück ins Lager.

Im «Wochenbericht»¹⁴ des Lagerführers, SS-Oberscharführer Hochhaus, vom 25. September 1944 heisst es: «Bekleidung der Häftlinge mangelhaft, Witterungsverhältnisse schlecht, äusserst mangelhaftes Schuhwerk bei Anmarschweg von zweimal 1 Stunde, Gesundheitszustand der Häftlinge zum Teil sehr schlecht, Abszesse, Benehmen der Posten äusserst mangelhaft.» Im Dezember 1944 trafen neue Transporte in Haslach ein. Als im Lager Sportplatz die Seuchen nicht mehr einzudämmen waren und die steigende Zahl der Toten das unterirdische Vorhaben im «Vulkan» zum Scheitern zu bringen drohte, wurden die neu ankommenden Häftlinge direkt

in den Stollen untergebracht. Dort waren 750 Gefangene der «Vernichtung durch Arbeit» ausgeliefert. Die Totenscheine der Opfer sind im Stadtarchiv abgelegt.¹⁵

Theo Leistenschneider hatte die ersten Wochen im Lager überlebt, als er sich eines Tages einem Aufseher gegenüber sah, der sich ihm als Erwin Dold vorstellte. Er suche einen Stuben-Burschen. Leistenschneider, der auch Deutsch sprach, wurde Kalfaktor. Zu seinen Aufgaben gehörte es, Dolds Bett zu machen, seine Stiefel zu putzen und die Stube zu besorgen, die sich in der SS-Villa jenseits des Stacheldrahts befand. Das rettete ihm zunächst das Leben. Aber auch er erkrankte und verlor seinen Posten.

Bis zum Ende hielt die SS-Führung an ihrem Prinzip fest, das Wachpersonal rotieren zu lassen. Im Dezember 1944 wurde der Lagerführer des KZ Sportplatz, Hochhaus, versetzt. Sein Vorgesetzter, SS-Obersturmbannführer Fritz Hartjenstein, der Kommandant des inzwischen aufgelösten Stammlagers Natzweiler, suchte einen Nachfolger. Er fand ihn in dem Aufseher Erwin Dold. Am 12. Dezember ernannte er ihn zum Schutzhaftlagerführer. Dold übernahm die Macht über das Lager und verstand sie, im Gegensatz zu anderen Lagerführern, als Verantwortung gegenüber den Gefangenen. Als erste Massnahme verhängte er wegen der grassierenden Seuchen eine Quarantäne: Kein Häftling durfte das Lager zur Zwangsarbeit verlassen.

Im Pfarrsaal von Buchenbach berichtete Erwin Dold, wie er versuchte, die Lage der Häftlinge zu verbessern. Er habe dafür gesorgt, dass die Brotrationen erhöht wurden. Er habe sich um besseres Schuhwerk gekümmert. Und er habe die dreistöckigen Pritschen in der Lagerbaracke erneuern lassen. Das Holz dafür habe er im Haslacher Sägewerk Neumaier «organisiert», wie es damals hiess, sozusagen bei einem Berufskollegen seines Vaters. Zwei Monate war Dold Lagerführer des KZ Sportplatz. Sein Handeln wurde von dem Interesse geleitet, die Häftlinge arbeitsfähig zu erhalten bzw. zu machen. Möglicherweise folgte er dabei nur der Logik der Wehrmacht,



Abb. 11: Erwin Dold um 1942

die auf die Arbeitskraft aller, auch jüdischer Zwangsarbeiter angewiesen war. Wie viele Menschenleben Dold damit rettete, ist unbekannt.

Die Westfront rückte täglich näher, die Alliierten würden bald den Rhein überqueren. Dolds Auftrag lautete jetzt, die Auflösung des Lagers vorzubereiten: Die Häftlinge würden noch gebraucht. Ende Februar 1945 wurde das «Lager Sportplatz» geschlossen. In einem Güterzug, den Dold mit Stroh ausstatten liess, wurden die Arbeitsfähigen in ein Lager am Rande der Schwäbischen Alb gebracht. Zurück blieben 200 bis 400 Tote (die genaue Zahl ist nicht mehr zu

ermitteln).¹⁶ Etwa 70 Häftlinge sind in einem Ehrengrab auf dem örtlichen Friedhof beigesetzt. (Von Daimler-Benz genutzt wurde der Stollen im Bergwerk übrigens nie.)

Das KZ Dautmergen war das grösste von sieben Lagern des Grossprojektes «Wüste» auf der Schwäbischen Alb. Zusammen genommen hatten sie die Grösse einer Kleinstadt: rund 15'000 Zwangsarbeiter wurden aus ganz Europa hierher gebracht.¹⁷ Um die durch alliierte Bomben zerstörten Treibstoff- und Hydrierwerke zu ersetzen, sollte Ölschiefer abgebaut werden, um daraus Schieferöl zu gewinnen. Der Chefingenieur des Projekts, der baltische Adlige von Kruedener, ein hoher SS-Mann mit Schieferöl-Erfahrungen aus Estland, warb bei den höchsten Stellen des Reiches für das Unternehmen. Deren wahnhafte Stimmung in der Endphase des Krieges anheizend sprach er von «ungeheuren Schiefervorkommen» im Reich und phantasierte von einer «Produktion in riesenhaftem Ausmass».¹⁸ Die Verantwortlichen in Berlin ignorierten die äusserst geringe Ergiebigkeit des schwäbischen Ölschiefers. Um eine Tonne Schieferöl zu gewinnen, mussten 35 Tonnen Ölschiefer verschwelt werden.

Stanislaw Gladyszek aus Krakau hat das KZ Dautmergen am Fuss der Schwäbischen Alb von Anfang bis Ende überstanden. Am 24. August 1944 traf er mit 2'000 Häftlingen bei brütender Hitze und ohne Trinkwasser im Bahnhof Schömberg ein. Der Güterzug kam aus Auschwitz, wo Gladyszek acht Monate als Nummer 95-5-59 überlebt hatte.¹⁹ Im Aussenlager Dautmergen des Stammlagers Natzweiler-Struthof erhielt er auf dem Papier die Nummer 30-9-95. In Streifenanzügen marschierten die Häftlinge die Landstrasse entlang, das «Dautmerger Strässle». Gladyszek erinnert sich an seine Ankunft: «Da war nix, nur 35 Zelte, nackter Boden, kein Zaun, am Anfang war es eine schöne Wiese mit grünem Gras. Nur eine Baracke: die Küche. Es gab kein Wasser, das war schrecklich. Für die Küche haben wir es 3 Kilometer weit aus dem Dorf geholt. Der

grosse Sumpf breitete sich erst im Herbst aus. Schon im ersten Monat sind viele gestorben.»

Täglich marschierten die Kolonnen zum Einsatz, getrieben von Hunden und den Knüppeln der Aufseher. Für die Anwohner in den umliegenden Orten war der tägliche Zug der Häftlinge furchterregend, aber bald vertraut. Ein halbes Jahr lang zogen die Kolonnen der Häftlinge in der gestreiften KZ-Montur morgens und abends an den Vorgärten vorüber. Erst vernahmen die Dörfler das Geräusch des schlurfenden Tritts Hunderter von Holzpantinen, zusammen mit dem Geschrei der Aufseher. Darauf erblickten sie die Masse ausgemergelter und zerlumpter Häftlinge. Und schliesslich fiel die Anwohner der Gestank der verschmutzten Gestalten an, der ihnen hinterherwehte. Das KZ befand sich vor ihrer Haustür, spürbar mit Ohren, Augen und Nase.

Neue Häftlings-Transporte erreichten den Bahnhof Schömberg, 400 aus Dachau, 2'500 aus Stutthof bei Danzig. Schon auf dem Transport waren Hunderte gestorben.²⁰ Die Situation im Lager war geprägt von Improvisation und Terror. Der Boden bestand aus Lehm und Schlamm, Morast und Kot. «Ein Ort von unvorstellbar grossem Schrecken», so blieb es dem niederländischen Häftling Floris B. Bakels²¹ im Gedächtnis. «Alles beherrschend war der Schlamm, von nassem Schnee bedeckt, war er einen halben Meter tief, und auch die Glücklichen, die Schuhe besaßen, waren nicht gegen ihn gefeit. Der Dreck lief ihnen von oben in die Schuhe.» Mitte Oktober hatten die Häftlinge das Lager fertig gestellt. Es bestand aus vier «Blocks», so genannten Auschwitz-Baracken, zerlegbaren Pferdeställen ohne Fenster.

Durch Schnee, Frost und Typhus stieg die Todesrate bis Ende Dezember auf rund 50 pro Tag. Der verantwortliche Ingenieur von Kruedener wandte sich an die zuständigen Stellen in Berlin.²² Daraufhin reiste eine Kommission unter Leitung des Chefs des Wirtschaftsverwaltungshauptamtes der SS, Obergruppenführer Oswald Pohl, an, um die Lager zu inspizieren.²³ Pohl empfahl, die Häftlinge

besser zu versorgen. Nur Kohl- und Rübensuppe sei zu wenig. Die Häftlinge würden noch als Arbeitskräfte gebraucht.

Zum Skelett abgemagert war Stanislaw Gladyszek dem Tod nahe, als er in den so genannten Schonungsblock gebracht wurde, das Krankenrevier des Lagers, das für viele Insassen zur Sterbebaracke wurde. Er aber hatte die härtesten Frostwochen dort überlebt, als er Ende Februar zu einem Aufseher geführt wurde, der einen Kalfaktor mit Deutschkenntnissen suchte. Die erste Frage, die der Aufseher Erwin Dold ihm stellte, vergass er nicht: Ob er Läuse habe. Seine Antwort: «Alle haben Läuse!» Dold: «Gut, dass du die Wahrheit sagst.» Und dann habe er ihn zum Duschen geschickt.²⁴

Dold hatte nach vier Monaten Dienst in Haslach zum 15. Februar 1945 befehlsgemäss das Lager Sportplatz aufgelöst. Anschliessend war er nach Dautmergen versetzt worden. In Schömberg nahm er am Ortsrand ein Zimmer, stellte sich dem Kommandanten der «Wüste»-Lager, SS-Hauptsturmführer Franz-Johann Hofmann, einem Mann mit Erfahrungen aus Auschwitz, als neues Mitglied der Lagermannschaft vor und bezog seine Schreibstube in der Verwaltungsbaracke neben dem Lagertor. Er wurde der 8. Kompanie des I. Wachsturmbanns des KZ Natzweiler zugeteilt. Die 150 Mann starke SS-Truppe stand unter dem Befehl von Hauptsturmführer Eugen Wurth.²⁵

Seinen ersten und unvergesslichen Eindruck vom KZ Dautmergen vermittelte Dold im Pfarrsaal von Buchenbach seinen Zuhörern: «Jeden Morgen wurde eine Karre voll Toter durch das Lagertor nach draussen geschoben. Absolute Desorganisation! Wie im Krieg sah es da aus, in der Schlacht. Da ist mir ganz schaudrig geworden.» In einer Senke unterhalb des Lagers hatten die Häftlinge ein Massengrab ausgehoben, das die Organisation Todt (OT) mit einer Betonmauer versah, um zu verhindern, dass die Leichen ins Tal gespült wurden. Hier im «Schönhager Loch» wurden Hunderte von Toten verscharrt. Im Totenbuch der Gemeinde Schömberg listete

die Angestellte Josefine Biehr die Namen von 1758 Opfern auf.²⁶ Die Gesamtzahl der Toten ist nicht exakt zu ermitteln. Man geht davon aus, dass mindestens 3'500 der 15'000 Häftlinge nicht überlebt haben.²⁷

Am 7. März 1945, drei Wochen nach seiner Ankunft, wurde Dold zum Schutzhaftlagerführer von Dautmergen ernannt und wurde zuständig für den Lagerbereich innerhalb des Zaunes. Nach dem Rotationsprinzip ersetzte Dold den SS-Unterscharführer Stefan Kruth, der, wie der Häftling Selig Gurwicz später vor Gericht aussagte, ihm und anderen befohlen hatte, Leichen und Sterbenden die Goldkronen herauszubrechen.²⁸ Den neuen Lagerführer empörte die jeden Tag voll beladene Leichenkarre. Auch hier in Dautmergen wollte er dafür sorgen, dass die Häftlinge arbeitsfähig wurden und blieben. Wie in Haslach war es auch hier sein Anliegen, die katastrophale Lage zu verbessern. Dadurch bewahrte er nicht einzelne Menschen vor dem Tode – wie wir es aus der Retter-Forschung kennen. Er schuf vielmehr die Bedingungen, die den ihm unterstellten KZ-In-sassen in der Masse ein Überleben sichern sollten. Wie viele Häftlinge er damit vor dem Tode bewahrte oder welcher Nationalität sie waren, kann daher auch für Dautmergen nicht angegeben werden.

Was Erwin Dold seinen Zuhörern im Buchenbacher Pfarrsaal erzählte, klang abenteuerlich. Er habe mit einem Lkw der OT mit gefälschtem Fahrbefehl ganze Ladungen Kartoffeln «organisiert». Mittels mehrerer Flaschen «Kirschwässerle» aus dem heimischen Buchenbach habe er Wachen abgelenkt, um eine Ladung Decken für die Häftlinge aus dem Depot herauszuholen. Auf nächtlichen Fahrten in den Schwarzwald und bis in den Kaiserstuhl habe er, begleitet von als Wehrmachtssoldaten verkleideten Häftlingen, illegal geschlachtetes Fleisch «organisiert». Von Bauern aus seinem Heimaort Buchenbach erhielt er, wie Oskar Hog bestätigt, «ein Stück von einer Sau».²⁹ Mit gefälschten Dokumenten habe er zahlreiche Polizeikontrollen auf der Landstrasse überstanden. Den Nachschub ha-

be er während eines fingierten Fliegeralarms in die Lagerküche geschafft, bei dem die Scheinwerfer am Lagerzaun für kurze Zeit ausfielen, so dass das Tor in schützendem Dunkel lag. Auch Schuhe habe er besorgt; um das Soll für den Nachschub möglichst hoch zu halten, habe er Tote nicht aus den Bestandslisten gestrichen. Dold setzte sich mit seinem Handeln über das im Lager geltende System von Recht und Ordnung hinweg, brach mit der – wie Wolfgang Sofsky es genannt hat – «Ordnung des Terrors»³⁰. Das Bild der Karre voll Leichen vor Augen, begriff er sein TUn als seine Schuldigkeit. Er suchte das Elend der Häftlinge grundsätzlich zu mindern und verfiel auch nicht dem Opportunismus der letzten Stunde, wie etliche Aufseher in anderen Lagern angesichts des absehbaren Endes.³¹

Im März 1945 bekam Gladyszek den Lagerführer Dold selten zu Gesicht. Der sei, erinnert er sich, oft mit dem Motorrad weg gewesen. Ein Gespräch aber blieb ihm unvergesslich. «Stanislaw», habe Dold zu ihm gesagt, «jetzt ist der Krieg bald zu Ende. Du bist frei, und ich geh' ins Lager.» Darauf er: «Sie haben doch nichts Böses getan.» Dold: «Du hast auch nichts Schlechtes getan – und bist im Lager.»³²

Anfang April wurde ein Transport von 22 russischen Gefangenen im Lager abgeliefert. Als Saboteure sollten sie vor den Augen der Häftlinge hingerichtet werden. Der Auftrag, so berichtete Erwin Dold später, kam von der Gestapo. Der Lagerkommandant Wurth habe Dold, der ihm als Lagerführer unterstellt war, den Befehl erteilt, das Erschiessungskommando aufzustellen. Er aber weigerte sich. Vor den Ohren der Häftlinge fand ein von Überlebenden bezeugter Wortwechsel statt, der mit dem Satz endete: «Sie werden nie ein guter SS-Mann!»³³ Dold hatte sich – straflos – einem verbrecherischen Befehl der SS entgegengestellt. Sein mutiges Handeln zeigt: Wer sich widersetzte, endete nicht zwangsläufig vor dem Peloton.

Die französische Armee überquerte den Rhein, das Ende des Krieges rückte unaufhaltsam näher. Noch immer schufteten Tau-

sende von Häftlingen in Steinbrüchen und Fabriken, bauten Gleise oder Strassen. Unter den Häftlingen wuchs die Hoffnung, die Befreiung zu erleben. Am 17. April 1945 öffneten sich die Tore des Konzentrationslagers zum letzten Mal. Für rund 700 überlebende Häftlinge begann der Abmarsch in Richtung Bodensee. Für viele wurde er zum Todesmarsch. Erwin Dold soll noch, wie sich einige erinnern, die Ladung eines Waggons, der im Schömberger Bahnhof stand, verteilt haben: Schokolade und Zigaretten! Dann sei er, wie vor ihm die meisten SS-Männer, verschwunden. Vier Tage später wurde die Kolonne der Überlebenden irgendwo auf der Schwäbischen Alb von Soldaten der französischen Armee befreit.

Auch in Wagensteig marschierten im April 1945 die Besatzer ein. Französische Offiziere stiegen im Gasthaus «Hirschen» ab, während Erwin Dold seinem Vater im Sägewerk zur Hand ging. Sie überwachten die Holzlieferungen aus dem Schwarzwald, die als Reparationen an Frankreich abzutreten waren. Eines Tages aber verschwand Dold. Im Dorf hiess es, die Franzosen hätten ihn festgenommen. Er erzählte seinen Zuhörern im Buchenbacher Pfarrsaal, er habe sich, auf einen Hinweis eines Haslacher Freundes hin, selbst gestellt. Erst jetzt begann sich herumzusprechen, dass der Sohn des «Hirschenwirtes» im letzten Kriegsjahr KZ-Kommandant war. Während sich die Deutschen im Zuge der Entnazifizierung gegenseitig «Persilscheine» ausstellten, wurde Erwin Dold im Juli 1946 in einem Kriegsverbrecherlager bei Reutlingen interniert. Die Besatzungsbehörden zwangen die Insassen, die Leichen der KZ-Häftlinge aus den Massengräbern zu exhumieren. In Dautmergen grub Dold Seite an Seite mit Massennördern die halb verwesenen Körper der Opfer vor den Augen von Besatzern, Dorfbewohnern und Journalisten aus; es bereitete ihm Albträume. In Ketten wurde er im November 1946 nach Rastatt überführt. In Ketten sass er unter 50 Angeklagten, als im Dezember der Kriegsverbrecher-Prozess Nr. 9/47 begann. Anklage und Verteidigung boten insgesamt 200 Überleben-

de aus den Lagern als Zeugen auf. Nr. 98, Chaim Badanes³⁴ aus Heidenheim, sagte aus: «Dold hat mich vor dem Tod gerettet. Ich hatte nur noch durchlöchernte Schuhe, ich hatte eine Pappsohle eingesteckt, um sie auf der Arbeitsstelle in meine Schuhe zu tun. Ein Posten bemerkte dies und beschuldigte mich, ich würde mit Sohlen handeln. Ich wurde vor den Lagerführer Dold gebracht. Aber entgegen meinen Befürchtungen liess er meine Schuhe reparieren. Ein anderer hätte mich wegen dieser Sache zu 25 Stockhieben verurteilt oder vielleicht sogar zum Tode.» Als Zeuge Nr. 191 wurde Theodor Leistenschneider, Dolds Kalfaktor in Haslach, aufgerufen. Er gab zu Protokoll: «Dold war ein guter Mann. Er hatte ein Herz, menschliches Empfinden. Er war kein wildes Tier.»³⁵ Auch Stanislaw Gladyszek, Dolds Deutsch sprechender Kalfaktor aus Dautmergen, bot sich als Entlastungszeuge an. Dolds Anwalt Fuchs aber habe abgewinkt und gesagt: «Er braucht dich nicht. Er hat schon so viele gute Aussagen.»³⁶ Am 1. Februar 1947 fällten die Richter das Urteil. Erwin Dold verliess den Gerichtssaal als einziger der 50 Angeklagten als freier Mann. Wieder in Freiheit, wandte er sich der Arbeit im elterlichen Sägewerk zu. Nach dem frühen Tod des Vaters übernahm er den Betrieb und baute das Unternehmen erfolgreich aus.

Für die wegen Kriegsverbrechen ermittelnden Behörden war Erwin Dold als Zeuge weiterhin gefragt. Er sagte in mehreren Prozessen aus, unter anderem im Hechinger Kriegsverbrecherprozess in den 60er Jahren, wo er dem Dautmerger Führungspersonal begegnete, darunter seinem Vorgänger Stefan Kruth, der wegen 130fachen Mordes angeklagt war. Wegen Verstrickung «in psychisch belastender Weise» verzichtete das Gericht jedoch auf Dolds Vereidigung.³⁷ Im Gegensatz dazu äusserten sich überlebende Zeugen wie Moshe Lewin durchwegs positiv. Für ihn war Erwin Dold ein «grossartiger»³⁸, für Simon TUBiaszówicZ ein «wunderbarer Mensch»³⁹.

Dold benannte freilich diesen Widerspruch in seinen öffentlichen Äusserungen nicht; er gab vielmehr in der Öffentlichkeit sei-

nem Handeln den Beigeschmack des Heldenhaften. Wie zum Beweis, dass das Stigma haften blieb, holte ihn die Vergangenheit jedoch immer wieder ein. Deutlich wurde dies auch in den Urteilen der Zeitgenossen. Sie blieben widersprüchlich, je nachdem ob sie sich an seinem Handeln oder an seiner Funktion als Lagerführer ausrichteten. Sie schwankten zwischen dem Stolz der Lokalzeitung, die ihn als den «Helden aus Buchenbach» feierte,⁴⁰ und der Empörung der Mitbürger, dass der «KZ-Kommandant» im Pfarrsaal eine öffentliche Bühne erhielt. Doch es bleibt kein Zweifel: In den Lagern Haslach und Dautmergen gab es nur einen, dem etwas am Überleben der Häftlinge lag – Erwin Dold.

Anmerkungen

¹ Tribunal Général du Gouvernement Militaire de la Zone Française d'occupation en Allemagne, Jugement Nr. 9/47, Procès-Verbal du 9.12.1946 à Rastatt. Hier: Journal Officiel Nr. 64 vorn 16.04.1947, S. 661; Aktenbestand in: Archives d'Occupation Française en Allemagne et Autriche, Colmar; Kopie des Prozess-Protokolls Nr. 9/47 im Deutschen Historischen Museum in Berlin; vgl.dazu auch: Yveline Pendaries, Les Procès de Rastatt 1946-1954. Bern u.a. 1995.

² Mündliche Mitteilung von L. Heitz, Buchenbach-Unteribental, vom 1.7.2004.

³ Vgl. Andreas Möller, «Ich wollte, dass sie leben» – Bericht über einen Helden, in: Schwarzwälder Bote, 15./16.12.1973; Thomas Seiterich-Kreuzkamp, Erwin Dold – ein Kommandant, den der Himmel schickte, in: Publik Forum, 13.4.1990; Wolfgang Scherer, Freispruch für Nummer 40, SWF 1990 (Radio-Feature); Manfred Bannenberg, Der KZ-Kommandant, NDR/WDR/SWF 1991 (TV-Feature).

⁴ «Erlass des Führers» vom 30.5.1944, betr. Generalkommissar für die Sofortmassnahmen, sog. Geilenberg-Stab.

⁵ Vgl. Manfred Hildenbrand, Der «Vulkan» in Haslach im Kinzigtal, in: Die Ortenau 57/1977, 65/1985, 73/1993; Rainer Fröbe, Der Arbeitseinsatz von KZ-Häftlingen und die Perspektive der Industrie 1943-1945, in: Hamburger Stiftung

zur Förderung von Wissenschaft und Kultur (Hrsg.), «Deutsche Wirtschaft». Zwangsarbeit von Häftlingen für Industrie und Behörden. Hamburg 1991; ders., KZ-Aussenlager und industrielle Interessenpolitik in den letzten Kriegsmonaten, in: Evangelische Akademie Bad Boll (Hrsg.), KZ-Aussenlager der letzten Kriegsphase in Baden Württemberg. Bad Boll 1997; Barbara Hopmann u.a., Zwangsarbeit bei Daimler-Benz. Stuttgart 1994; Roland Peter, Rüstungspolitik in Baden. München 1995; Soeren Fuss, Gedenkstätte «Vulkan». Haslach im Kinzigtal 2001; Michael Thad Allen, The Business of Genocide. Chapel Hill, London 2002, S. 261 f.

⁶ René Thalmann, Aussenkommando Haslach, in: Archiv des Internationalen Suchdienstes Arolsen, OCC 17/64.

⁷ Sonderbefehl der Waffen-SS, Kommandantur KZ Natzweiler vom 26.9.1944.

⁸ Vgl. Heinz Boberach, Die Überführung von Soldaten des Heeres und der Luftwaffe in die SS-Totenkopfverbände zur Bewachung von KZ 1944, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 34 (1984); Bertrand Perz, Wehrmacht und KZ-Bewachung, in: Walter Manoschek (Hrsg.), Die Wehrmacht im Rassenkrieg. Wien 1996; Hans-Friedrich Lenz, «Sagen Sie, Herr Pfarrer, wie kommen Sie zur SS?» Bericht eines Pfarrers der Bekennenden Kirche über seine Erlebnisse im Kirchenkampf und als SS-Oberscharführer. Giessen 1989; Willy Mirbach, «Damit Du es später Deinem Sohn erzählen kannst». Autobiographischer Bericht eines Luftwaffensoldaten aus dem KZ Mittelbau. Geldern 1997.

⁹ Adolf Hitler laut Führerbesprechung mit Speer u.a. am 9.5.1944.

¹⁰ Miroslav Kärny, Waffen-SS und Konzentrationslager, in: Ulrich Herbert u.a. (Hrsg.), Die nationalsozialistischen Konzentrationslager. Bd. 2. Frankfurt a.M. 2002, S. 791.

¹¹ Jens-Christian Wagner, Produktion des Todes. Das KZ Mittelbau-Dora. Göttingen 2001, S. 332; Florian Freund, Die Entscheidung zum Einsatz von KZ-Häftlingen in der Raketenrüstung, in: Torsten Hess (Hrsg.), Zwangsarbeit und die unterirdische Verlagerung. Berlin 1994, S. 141.

¹² Heinrich Himmler, Brief an Pohl/WVHA vom 11.5.1944.

¹³ Mündlicher Hinweis vom 4.10.2003.

¹⁴ Arbeitslager «Barbe», Haslach im Kinzigtal vom 25.9.1944 für die Kommandantur des KZ Natzweiler.

¹⁵ Mündliche Mitteilung von S. Fuss vom 27.6.2004.

¹⁶ Hildenbrand, «Vulkan» (65/1985) (wie Anm. 5), S. 251.

¹⁷ Vgl. Karl-Heinrich Thümen, Die deutsche Mineralölwirtschaft. Hamburg

1956; Enno Georg, Die wirtschaftlichen Unternehmungen der SS. Stuttgart 1963; Wolfgang Birkenfeld, Der synthetische Treibstoff 1933-1945. Göttingen 1964; Wilhelm Foth, Das Unternehmen «Wüste», in: Heimatkundliche Blätter. Balingen 1985; Immo Opfermann (Hrsg.), Das Unternehmen «Wüste». Schömberg 1997 (Ausstellungskatalog); Christine Glauning, Schieferöl und Zwangsarbeit. Das Unternehmen «Wüste» und das KZ Bisingen, in: Petra Haustein u.a. (Hrsg.), Konzentrationslager. Geschichte und Erinnerung. Ulm 2001; Michael Grandt, Unternehmen «Wüste». Hitlers letzte Hoffnung. Tübingen 2002; Hermann Kaienburg, Die Wirtschaft der SS. Berlin 2003.

¹⁸ Vermerk OstF Brandt vom 31.8.1943.

¹⁹ Mündliche Mitteilung vom 3.10.2003.

²⁰ Association Nationale des Anciens Combattants de la Résistance – Comité régional Alsace (Hrsg.), La résistance allemande contre le nazisme. Strasbourg 1998, S. 139. Die Gesamtzahl der Häftlinge im KZ Dautmergen lag bei 2842, darunter waren 600-800 Juden.

²¹ Floris B. Bakels, Nacht und Nebel. Der Bericht eines holländischen Christen aus deutschen Gefängnissen und Konzentrationslagern. Frankfurt a. M. 1982, S. 265.

²² Opfermann, Unternehmen «Wüste» (wie Anm. 17), S. 14.

²³ Jan Erik Schulte, Zwangsarbeit und Vernichtung. Das Wirtschaftsimperium der SS. Paderborn 2001, S. 236.

²⁴ Mündliche Mitteilung vom 3.10.2003.

²⁵ Sonderbefehl der Waffen-SS, Kommandantur KZ Natzweiler vom 26.9.1944.

²⁶ Aussage im Hechinger Kriegsverbrecherprozess (Stuttgarter Zeitung, 7.9.1965).

²⁷ Glauning, Schieferöl (wie Anm. 17), S. 157.

²⁸ Aussage S. Gurwicz im Hechinger Kriegsverbrecherprozess (Stuttgarter Zeitung, 10.8.1965).

²⁹ Mündliche Mitteilung vom 23.7.2004.

³⁰ Wolfgang Sofsky, Die Ordnung des Terrors. Das Konzentrationslager. Frankfurt a. M. 1993.

³¹ Perz, KZ-Bewachung (wie Anm. 8), S. 169.

³² Mündliche Mitteilung vom 30.9.2003.

³³ Zeugenaussage M. Stolarsky im Hechinger Kriegsverbrecherprozess (Stuttgarter Zeitung, 31.8.1965).

³⁴ Aussage vor dem IYibunal Général (wie Anm. 1), S. 126 f.

³⁵ Aussage vor dem Tribunal Général (wie Anm. 1), S. 178 f.

³⁶ Mündliche Mitteilung vom 30.9.2003.

³⁷ Stuttgarter Zeitung, 7.9.1965 (Bericht vom Hechinger Kriegsverbrecherprozess).

³⁸ Aussage M. Lewin im Hechinger Kriegsverbrecherprozess (Stuttgarter Zeitung, 31.8.1965).

³⁹ Aussage S. Hibiasziewicz im Hechinger Kriegsverbrecherprozess (Stuttgarter Zeitung, 1.9.1965).

⁴⁰ Schwarzwälder Bote, 15./16.12.1973.

Geehrt und verschmäht

Die «Gerechten unter den Völkern» in der deutschen Erinnerungskultur

Andreas Disselnkötter

Als «Gerechte unter den Völkern» werden Nicht-Juden in der jüdischen Tradition ausgezeichnet, wenn sie im entscheidenden Moment einen Weg gesucht und gefunden haben, um (jüdische) Menschen bei ihrem Überlebenskampf zu unterstützen und sie vor der Ermordung zu schützen. In der Zeit des Nationalsozialismus war Juden das elementarste Recht, nämlich das Recht zu existieren, abgesprochen worden. Somit ist ein Gerechter jemand, ob Mann oder Frau, der gegen diese Entrechtung auftritt und danach sein Handeln ausrichtet.

Die Ehrungspraxis der staatlichen israelischen Gedenk- und Forschungsstätte Yad Vashem ist in vielen Ländern erst durch Steven Spielbergs Film *Schindlers Liste* von 1993 einer breiteren Öffentlichkeit bekannt geworden. Erstmals erfuhr auch in Deutschland ein Millionenpublikum von dem in Israel bereits Jahrzehnte früher sehr prominenten und als Gerechter geehrten Oskar Schindler. Von der staatlichen Behörde Yad Vashem mit Hauptsitz in Jerusalem werden seit den 1950er Jahren Informationen aus der ganzen Welt zur Shoah gesammelt und dokumentiert. Dazu gehören auch solche über Deutsche, die wie Schindler den Plan zur Ermordung der europäischen Juden durchkreuzten, indem sie Juden halfen zu überleben und sich dabei zumeist selbst in Lebensgefahr begaben. In einem Gesetz ist geregelt, dass diese aussergewöhnlichen Menschen mit dem symbolischen Ehrentitel «Gerechter unter den Völkern» ausgezeichnet werden und ihr Name im Garten der Gerechten auf dem Areal von Yad Vashem verewigt wird, indem für jeden einzel-

nen Geehrten ein Baum gepflanzt wird. Ursprünglich war dort allerdings nur wenig Platz für Bäume vorgesehen: Man konnte in den 1950er Jahren noch nicht das Ausmass der Hilfe für Juden während der Shoah absehen. Inzwischen sind es nahezu 20'000 europaweit, darunter über 400 Deutsche, die von Yad Vashem als Gerechte unter den Völkern anerkannt worden sind.¹

Das Risiko, das die Gerechten eingingen, war regional und zeitlich sehr verschieden. Es gibt viele Fälle ausserhalb von Konzentrationslagern, bei denen Kooperationen zwischen Juden und Nicht-Juden tödlich hätten enden können – insbesondere im ländlichen Raum und in der Endphase des Krieges. Zumeist gerieten die Helfer und zusätzlich Freunde und Familienangehörige in grosse Gefahr. Doch besonders in der Extremsituation, wie sie in den deutschen Konzentrationslagern gegeben war, war das Risiko sehr hoch. Selbst dort gab es – wie etwa in Buchenwald – Hilfe für Juden. Der gelungene Versuch Walter Sonntags, durch Täuschung der SS-Wachmannschaften die jüdischen Häftlinge in Block 49 zu schützen, war lebensgefährlich.² Es erscheint durch den historischen Abstand kaum vorstellbar, welche Ängste neben den Verfolgten auch viele der Helfer aushalten mussten. Davon werden wir aus den Quellen, die uns heute noch zur Verfügung stehen, kaum mehr etwas erfahren. Für viele der Täter war es vergleichsweise leicht, den Schritt vom Kopf zu den Händen zu vollziehen und ihre Opfer zu quälen.³ So erzählen uns heute zum Beispiel die Fotos von Wehrmachtsangehörigen an ihre Angehörigen von der Gleichgültigkeit gegenüber dem Terror. Es sind Bilder aus einer Welt, in der die Ermordung von Menschen nicht mehr als Verbrechen erscheint, sondern zur Randerscheinung einer mehr oder weniger anstrengenden Reise in den Osten wird.⁴

Die deutsche Forschung hat sich darauf verständigt, dass Hilfe für Juden im Altreich nicht lebensbedrohlich war. Dafür gibt es auch zahlreiche Beispiele, insbesondere von Partnern in den verschiede-

nen Formen von «Mischehen». Pauschalisierungen sind aber schon deshalb falsch, weil «Judenhilfe» und die Anprangerung der Verfolgung auch mit KZ-Haft enden konnten, was bekanntlich vielfach einem Todesurteil gleichkam. Yad Vashem hat 2004 den Dompropst der St.-Hedwigs-Kathedrale von Berlin, Bernhard Lichtenberg (1875-1943), posthum geehrt. Er hat sich trotz der Drohungen gegen ihn von der Kanzel aus für die Juden eingesetzt und verstarb während der Überführung ins KZ Dachau.

I. Wege der Rezeption

Um den Status der Gerechten in der deutschen Geschichte und Gegenwart zu sichten, sind Zeitsprünge über die gängigen Zäsuren hinaus erforderlich.⁵ Dies haben Autoren von fiktionaler Literatur (wie z. B. Friedrich Christian Delius oder Bärbel Reetz) längst erkannt, in der es inzwischen einige Texte gibt, die die Geschichte von solchen Gerechten erzählen.⁶ Diese Texte zeugen von grosser Sensibilität für die Sprechweisen und Sprachregelungen der Erinnerungskultur. Sie reihen sich in die Fülle neuerer deutschsprachiger Beiträge ein, die spätestens im «Supergedenkjahr» 2005 unüberschaubar geworden ist. Kein Tag vergeht, an dem nicht in Zeitung, Fernsehen oder Hörfunk an ein Ereignis des Jahres 1945 erinnert wird. So verwundert es nicht, dass selbst Organisatoren von Gedenkveranstaltungen dieser neuen Dimension der Beschäftigung mit der NS-Vergangenheit etwas Zwanghaftes attestieren, wenn gleich es noch viel zu tun gebe.⁷ Einer solchen Bilanz kann man sich leicht anschliessen, wenn man weiss, dass die «Aufarbeitung der Vergangenheit» bis auf mindestens zwei wesentliche Fragestellungen als abgeschlossen erscheint. Sie beziehen sich auf die Motivation zur Ermordung der Juden und auf die Verbreitung von Kenntnissen darüber in der deutschen Bevölkerung. Insbesondere häufen sich Erklärungsangebote zu der Frage, was Deutsche und ihre Hel-

fer zur Verfolgung und Ermordung von Millionen antrieb. Die Fragen zur Motivation und zu den Kenntnissen der Deutschen sind auch in Bezug auf die Gerechten von Belang. Unterstellt man ein verbreitetes Wissen von der gewaltsamen Judenverfolgung auch ohne die Dimension der Vernichtung, dann erhält die Kooperation mit den Verfolgten einen anderen Charakter als bei der Annahme, dass kaum jemand etwas gewusst habe.

II. Erfahrungen und Reflexionen

Vor diesem Hintergrund ist das vergleichbar randständige Thema «Hilfe für Juden» in einer sowohl komfortablen wie auch problematischen Ausgangssituation. Es gehört in den Bereich der offenen, noch unerforschten Gebiete, insbesondere dann, wenn man den Umgang mit den Gerechten über 1945 hinaus in den Horizont der Fragestellung mit einbezieht. Inzwischen ringt eine kleine Anzahl deutscher Historiker und engagierter Einzelpersonen um ihre Anerkennung in der deutschen Erinnerungskultur. Sie nehmen dabei immer auch Bezug auf die Ehrungen durch Yad Vashem, die durch die Prominenz einiger Protagonisten auf das Interesse einer breiteren Öffentlichkeit gestossen sind.

Die Verfahrensweisen von Yad Vashem sind nach einigen kritischen Medienberichten in den 1990er Jahren jetzt auch in der deutschsprachigen Wissenschaft stark in die Kritik geraten. Die Ablehnung der israelischen Ehrungspraxis orientiert sich teilweise an falschen Zahlen und Fakten und wird darüber hinaus mit der Feststellung, sie sei moralisch – also nicht objektiv – zurückgewiesen. Diese Kennzeichnung des Verfahrens als moralisches ist insofern interessant, als genau mit diesem Argument jüdische Historiker aus dem deutschen Wissenschaftsbetrieb ausgeschlossen worden sind. Sie seien, so hiess es, durch ihre jüdische Herkunft be-



Abb. 12: Ehrenurkunde der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem für Pater Heinrich Middendorf vom 5. März 1995

fangen und daher nicht in der Lage zu einer sachlichen und an Fakten orientierten Erforschung des Nationalsozialismus. Nicht anders erging es jüdischen Zeugen vor deutschen Gerichten in NS-Prozessen.

Der Ende September 2004 publizierte Roman *Mein Jahr als Mörder* von Friedrich Christian Delius lenkt den Blick auf weitere Fragen des Umgangs mit dem Widerstand der Gerechten. In diesem Buch reflektiert der Erzähler den Sommer 1943, in dem zahlreiche Juden in Berlin durch eine Gruppe mit dem Namen «Europäische Union» auf vielfältige Art Unterstützung finden. Unter den Helfern sind auch der Wissenschaftler Robert Havemann sowie der Arzt Georg Groscurth, zu dessen prominentesten Patienten Rudolf Hess gehört. Doch die Aktivitäten werden entdeckt, und der Volksgerichtshof spricht vier Todesurteile aus. Von den Todeskandidaten überlebt nur Robert Havemann, und er wird zu einem über die DDR hinaus bekannten Regimekritiker.⁸ Delius' Erzähler ist ein Angehöriger der 68er-Generation, dessen grösstes Anliegen es ist, den Henker der Widerständler eigenhändig zu ermorden. Die Justiz der Bundesrepublik – und auch hier erweist sich Delius als Kenner der Nachkriegsgeschichte – war in der Perspektive des Ich-Erzählers nicht willens oder fähig, die grosse Mehrzahl der Mörder juristisch zu verfolgen.

Dies alles schreibt ein Autor, den mit einem Sohn jenes Georg Groscurth eine Jugendfreundschaft verbindet und der diesem eine Kiste mit Dokumenten über die Aktivitäten des Vaters entlocken konnte. Sein Roman ist Geschichte in Literatur. Denn die Gruppe «Europäische Union» um Robert Havemann und Georg Groscurth hat bis zur Verhaftung der meisten ihrer Mitglieder tatsächlich vielen Verfolgten geholfen. Wie kaum ein anderer Autor bringt Delius den Kern der Debatte um den Status des deutschen Widerstands auf den Punkt, wenn er seinen Helden resümieren lässt, dass man heute viel

über den deutschen Widerstand «schwadroniere» – ein Befund für die späten 1960er Jahre, der den Leser des Jahres 2005 auch an die medienpolitischen Debatten des Jahres 2004 um den «20. Juli» denken lässt. Bei aller Betonung des Widerstands von Militärs, so heisst es in dem Roman, blieben solche Taten wie die der «Europäischen Union» um Robert Havemann unbekannt. Arno Lustiger hat es am 27. Januar 2005 der politischen Klasse ins Stammbuch geschrieben, als er im Bundestag ausführte: «Der Begriff .Widerstand* wird meist auf Aktionen beschränkt, die auf die Beseitigung des NS-Regimes gerichtet waren, aber auch die Rettung von Juden war aktiver und dazu oft erfolgreicher Widerstand»⁹.

Delius hat für sein Buch akribisch recherchiert und eine Vielzahl von Dokumenten zusammengetragen, die die genauen Umstände der Hilfsleistungen für verfolgte Juden erkennen lassen. Einen solchen Blick für Details hatte der Berliner Geschichtspräsident Manfred Wilke vermissen lassen, der 1999 ein Schreiben nach Jerusalem schickte und darin eine Ehrung für Robert Havemann und Georg Groscurth vorschlug. Er hatte dabei wichtige Details aus dem Leben Havemanns gar nicht erst erwähnt, weil er annahm, dies könne sich möglicherweise negativ auf den Ausgang des Verfahrens auswirken. So erfuhr Yad Vashem erst durch den Leiter des Robert-Havemann-Archivs, Werner Theuer, von den möglicherweise kriegswichtigen biochemischen Laborarbeiten Havemanns für den Bereich Abwehr beim Oberkommando der Wehrmacht nach seiner Verurteilung. Auch seine Denunziation eines jüdischen Kollegen Anfang der 30er Jahre wurde schliesslich bekannt. So vervollständigte sich das ohnehin ambivalente Bild der Persönlichkeit Havemanns, der selbst sehr viel dazu beigetragen hat, dass Details seines Lebens nicht nachvollzogen werden können. Dies würde sich aber gerade nicht auf die Frage auswirken, ob er in die Reihe der Gerechten unter den Völkern aufgenommen werden könnte. Damit ist ein wesentliches Detail der Ehrungspraxis von Yad Vashem angespro-

chen. Im Blickfeld des Interesses steht nicht die Beurteilung eines Menschen mit all seinen Handlungen und Taten während seines ganzen Lebens. Die Annahme, es müsse (wie in der Vorstellung vom jüngsten Gericht) der ganze Mensch einem moralischen Urteil unterzogen werden, ist gerade nicht zutreffend.

Der 1992 posthum geehrte Osnabrücker Rechtsanwalt Hans Calmeyer (1903-1972) hatte für das Reichskommissariat in Den Haag darüber zu entscheiden, wer entsprechend den Nürnberger Rassegesetzen als Jude galt. Indem er falsche Abstammungsunterlagen bewusst akzeptierte und Listen mit den Namen jüdischer Bürger ausfertigte, die aus den verschiedensten Gründen von der Deportation freigestellt wurden, gelang es ihm und einem Helferkreis, trotz des Misstrauens der SS- und SD-Dienststellen an die 3'000 Juden zu retten. Es ist nun kein historisches Spezialwissen nötig, um sich vorzustellen, dass Calmeyer hierüber keine Vermerke in den Akten vorgenommen hat. Eben solche aber suchte der Historiker Conrad Stuhldreher 1999 vergeblich. Daraufhin befand er, dass Calmeyer seine Entscheidungen nicht «wissentlich» getroffen habe; vielmehr habe es sich einfach um Schlamperei gehandelt. Auf diese Weise habe Calmeyer, so die Unterstellung, Juden vor der Deportation bewahrt. Der *Stern* druckte diesen Beitrag unter dem Titel «Schwindler statt Schindler».¹⁰

Anlässlich der Ehrung des ehemaligen Buchenwald-Häftlings Walter Krämer im April 2000 in Siegen wendeten sich Mitarbeiter der Gedenkstätte an Yad Vashem, weil der Kommunist Krämer bei seiner Tätigkeit als Laienarzt nicht nur Hunderte von jüdischen Kindern rettete, sondern auch, so der Einwand, zahlreichen weiteren eine tödliche Spritze gesetzt habe. Ob Yad Vashem dies nicht berücksichtigt habe bei der Entscheidung, Krämer zu ehren und eine Feierstunde in Deutschland auszurichten?

Ohne diese wäre Walter Krämer in seiner Heimatstadt womöglich noch immer nicht gewürdigt worden, denn dagegen hatte die

CDU-Fraktion sehr heftig opponiert. Die Beteiligung und das Verhalten von Deutschen oder auch Österreichern, die sich für oder gegen eine Ehrung durch den Staat Israel engagieren, ist unbedingt Teil der Perspektive auf die Gerechten in der deutschen Erinnerungskultur. Es ist bezeichnend, dass Engagierte in beiden Ländern ihren kritischen Blick nicht auf deutsche hochrangige Politiker oder Verantwortliche im Bildungsbereich, sondern auf Israel und Yad Vashem richten.

III. Prominente Widerständler

Exemplarisch lässt sich an Prominenten wie Robert Havemann oder auch Dietrich Bonhoeffer aufzeigen, dass sich um sie herum eine Art Aura bildet, die den Blick auf ihre Taten und die atmosphärische Dichte der Ereignisse verstellt. Hinter dieser Aura, die allein für die Person und ihre Handlungen bürgen soll, verschwinden die Tatsachen. Diese aber können zunächst und am besten diejenigen vermitteln, denen geholfen wurde, doch auch ihre Nachkommen und Freunde. Es ist daher in den letzten Jahren und erst recht in der Zukunft ein Glücksfall, wenn das Ereignis der lebensrettenden Unterstützung von Überlebenden oder ihren Nachkommen erzählt und bezeugt werden kann. Nicht nur in der Forschungsdiskussion ist die Frage sehr umstritten, was genau Hilfe bedeutet. Yad Vashem orientiert sich aber nicht alleine an den Aussagen der Überlebenden und ihrer Nachkommen. Sie werden zusammen mit sämtlichen verfügbaren weiteren Quellen in das Ehrungsverfahren mit einbezogen. Die Frage nach der Bedeutung von Hilfe führt unweigerlich wieder zurück zum Problembereich Motivation. Im Fall von christlichen Widerständlern scheint es spontan evident zu sein, dass ihr religiöses Selbstverständnis auch die Unterstützung von Juden einschloss, und es lässt sich an zahlreichen Beispielen belegen, dass dies auch der Fall war. Von Vertretern der evangelischen Kirche

wurde das Gerücht verbreitet, dass Dietrich Bonhoeffer wegen seiner Prominenz nicht geehrt werden könne. Yad Vashem wolle so dem Eindruck entgegenwirken, dass es eine ‚von oben‘ und breit organisierte Unterstützung der Juden gegeben hätte.¹¹ Manchmal trägt Yad Vashem dazu bei, so auch im Fall Bonhoeffers, Legenden zu entzaubern, indem das zu einer bestimmten Zeit verfügbare Wissen über die Ereignisse präsentiert wird. Bonhoeffer hat keinen einzigen Juden lebensrettend unterstützt, er hat auch keinem konvertierten Juden geholfen. Wohl aber hat er sich wie andere, die der Bekennenden Kirche nahestanden, für die Rechte der zum Christentum konvertierten Juden eingesetzt. Es ist nicht die Aufgabe von Yad Vashem, seine Rolle für den christlichen Widerstand im Einzelnen herauszustellen.

Bekanntlich sagte die Zugehörigkeit zur Bekennenden Kirche noch nichts über die jeweiligen Ansichten zum traditionellen christlichen Antijudaismus aus, und sie schützte auch nicht vor Antisemitismus. Der Bochumer Theologe Günter Brakelmann, der sich intensiv mit diesen Fragen befasst hat, hat festgestellt, dass auffällig viele Pfarrer und auch solche Theologen, die höhere Ämter innehatten, zwar die Ausgrenzung der Juden aus dem Deutschtum befürworteten, für sie aber eine physische Verfolgung nicht in Frage kam. Der württembergische Landesbischof Theophil Wurm kann als ein Beispiel dafür gelten, dass mancher sich erst allmählich solidarisch mit den Juden erklärt hat. 1944 erhielt er Rede- und Schreibverbot. Ein weiteres Beispiel bietet der 2004 posthum geehrte Koordinator der Bekennenden Kirche im Rheinland, Heinrich Held. Warum sind es so viele Theologen der Bekennenden Kirche, die Juden dabei geholfen haben zu überleben, wenn alleine die Zugehörigkeit zu ihr nicht das Verhältnis zu Juden und Judentum determinierte? Es muss also wohl ein Bündel mehrerer Gründe einem solchen Engagement zugrunde liegen, in dem nicht in erster Linie religiöse dominant waren

– so sieht es auch Günter Brakelmann.¹² Und so erweist sich die Erkundung der individuellen Motive auch bei den Christen als äußerst schwieriges Unterfangen. Die Beweggründe der Helfer sind übrigens auch nicht wesentlich für die Entscheidung von Yad Vashem. Ob die Taten eher politisch motiviert waren oder aber aus einem Glaubensbekenntnis heraus, ist nicht entscheidend. Das Erkenntnisinteresse zielt vielmehr darauf, was der Einzelne getan hat und wie seine Unterstützung sich in der Zusammenarbeit mit bedrohten Juden gestaltet hat.

So war es auch bei Bonhoeffer. Der Fall führte bis zu einem Verfahren vor dem Obersten Gericht Israels, in dem Yad Vashem im Oktober 2003 offen legte, warum eine Ehrung Bonhoeffers *gegenwärtig* nicht möglich ist. Dass er nach den Gesetzen nicht geehrt werden konnte, schmälert seinen Rang als Widerständler und für den Widerstand überhaupt nicht. Genauso aber wurde die Entscheidung von Yad Vashem vielfach verstanden, so als würden Bonhoeffers Taten und ihre Bedeutung in Israel nicht erkannt. Damit aber wurde der israelischen Behörde eine Verantwortung aufgebürdet, die sie für Deutschland und die anderen Länder gar nicht übernehmen könnte. Es sind eben – und das wird oft übersehen – Gesetze Israels, die die Grundlage für die Auszeichnung als Gerechte unter den Völkern bilden, Gesetze, die in erster Linie für die israelische Gesellschaft und für Juden in aller Welt erlassen wurden. Durch sie wird also nicht entschieden, welchen Status ein Dietrich Bonhoeffer oder Robert Havemann zukünftig in der deutschen Erinnerungskultur innehaben wird.

An weniger prominenten Beispielen werden die Problematik der Motivforschung und die bereits erwähnte atmosphärische Dichte deutlich. Es scheint auf den ersten Blick ein Widerspruch zu sein, dass die Motive des Handelns vielfach im Unklaren bleiben, obwohl gleichzeitig die lebensrettende Unterstützung im Detail nachvollziehbar wird. Der Polizist Max Maurer missachtete im April 1945 einen Befehl der SS, der den Tod von dreizehn Juden zur Folge

gehabt hätte. Seine Aufgabe bestand lediglich darin, die Häftlinge aus dem oberbayrischen Dorf Oberlinthart zu dem nahegelegenen Gefängnis zu bringen. Stattdessen führte er sie zu der Scheune eines befreundeten Bauern in Ergoldsbach, wo sie bis zur Ankunft der US-Armee versteckt blieben. Das Ereignis wurde von einem der Überlebenden, dem Fotografen John Weiner, detailliert geschildert. Welche weiteren Erkenntnisse könnten Anhaltspunkte zu Max Maurers Motiven erbringen? Diese Motivforschung führt mit der ihr eigenen ethischen Dimension zur Frage nach Altruismus und Empathie. Diese ist heute wieder populär: «Jeder wünscht, dass jeder glücklich ist», lautet die Formel ihrer Vertreter.¹³ Solche Motive wurden Max Maurer in Ergoldsbach in der Nachkriegszeit nicht unterstellt, sonst hätten es die örtliche CSU und die Elternvertretung der Grundschule sicher verantworten können, diese Einrichtung nach ihm zu benennen.¹⁴

IV. Zwei Beispiele

Ein Bauer aus Südwestdeutschland

Es war bis vor kurzem nicht zu erwarten, dass sich in Deutschland überhaupt jemand – ausser einigen jüdischen Wissenschaftlern und Publizisten – für die Unterstützung von Juden im Nationalsozialismus interessieren würde. Nur eine deutsche Journalistin vom Bonner *Generalanzeiger*, Helga Lengwenus, hat vor den 1990er Jahren über die diversen Ehrungsfeiern der israelischen Botschaft Artikel verfasst. Ansonsten war die Resonanz in Medien, Politik und Wissenschaft «gleich null».¹⁵ Dies ist bis auf wenige Ausnahmen auch weiterhin der Fall, falls es sich nicht um Prominente handelt. Arno Lustiger ist vollständig zuzustimmen, wenn er beklagt, dass bislang nur wenige Deutsche geehrt worden sind, obgleich es Tausende

Helfer allein in Berlin gab. Warum aber erfuhr Yad Vashem davon so spät oder bis heute nicht?

Bewohner eines Dorfes im Badischen erinnern sich bis heute an ein Ereignis, das in der Endphase des Zweiten Weltkriegs stattgefunden hat.¹⁶ Ein dort ansässiger früherer Landwirt hatte aus den Medien von einer Ehrung durch Yad Vashem erfahren und sich daraufhin an die Erzählungen seines Freundes erinnert, der ebenfalls Landwirt war und ihm erzählt hatte, er habe zwei Jüdinnen gerettet. Der Landwirt schrieb die Geschichte des Freundes auf und schickte sie an Yad Vashem. Sie lautete sinngemäss: *Im Frühjahr 1945 befand sich eine Gruppe von Jüdinnen auf dem Marsch in Richtung eines Erschiessungsplatzes ausserhalb des Dorfes. Ein Bauer sah die Gruppe, und es gelang ihm, zehn der Jüdinnen in dem Schuppen seines Anwesens zu verstecken. Seine Frau wollte dies wegen der Gefahr unterbinden, und es dauerte auch nicht lange, bis die SS das Versteck entdeckte und acht der zehn Frauen mitnahm. Sie wurden unweit des Hofes erschossen und abtransportiert. Die zwei verbliebenen Frauen konnten sich auf dem Hof verstecken, da der Bauer sie nicht verraten hatte und ihnen weiterhin half. Eine der Frauen starb aus Schwäche, die andere überstand die Torturen und lebt heute in Israel, von wo aus sie bis vor kurzem noch Karten an die Familie schrieb.*

Die Bäuerin selbst wollte nicht über die Hilfe ihres Mannes für die Jüdinnen sprechen. Der Freund seinerseits brachte einen Antrag auf die Ehrung des inzwischen verstorbenen Bauern in Yad Vashem ein. In Israel lebt noch die eine der beiden Schwestern, die überlebt hat, doch sie erzählte eine ganz andere Wahrheit: Der Bauer habe sie und besonders ihre Schwester nach der Ermordung der acht Frauen gequält und vergewaltigt. Daran sei ihre ohnehin schwache Schwester schliesslich gestorben. Er habe sie zwar vor der Gestapo geschützt, aber über 4 Monate «wie Tiere gehalten». Seine Frau habe dagegen etwas unternehmen wollen, habe aber nicht die Kraft dazu

gehabt. Zu ihr bestehe noch ein loser Kontakt, denn sie habe ihnen immer zu essen gebracht, wenn es möglich war. Dafür sei sie ihr bis heute dankbar.

Ein Gerechter, Helfer, Held oder Rettungswiderständler kann nicht sein oder genannt werden, wer die Bedrohungssituation und die Schwäche der Juden nach den Torturen im Lager zu seinem Vorteil ausnutzt. Der Bauer hat der Jüdin das Leben gerettet, aber zu welchem Preis? Diese Geschichte verweist auf einen Kritikpunkt hinsichtlich der Verfahrensweisen von Yad Vashem. Sie seien sehr strikt und vor allem moralisch wertend. Dadurch könnten viele Deutsche nicht geehrt werden.¹⁷

Yad Vashem ist tatsächlich sehr präzise, wenn es darum geht, die tatsächlichen Umstände der Ereignisse zu rekonstruieren, um jene atmosphärische Dichte zu vermitteln, die bei jeder lebensrettenden Unterstützung sichtbar gemacht werden kann. In diesem Beispiel wurde sie von der überlebenden Schwester vermittelt. Yad Vashem wäre nicht zufrieden gewesen mit den Angaben des Bauern und mit ein paar Postkarten aus Israel an die Bäuerin. Yad Vashem prüft also sorgfältig den Sachverhalt – auch dann, wenn (wie im vorliegenden Fall) viele Gründe zunächst für eine Ehrung sprechen. Die Informationen reichten aber nicht zum sichern Nachweis, denn wesentliche Details wie z.B. das Verhältnis des Helfers zu den verfolgten Jüdinnen blieben ungeklärt. Dagegen steht die Auffassung, dass alles Historische, das sich bloss der Erinnerung verdankt, trügerisch ist. Selbst der ehrlichste Zeuge kann das Opfer seiner Erinnerung sein. Bezieht man diese Vermutung auf den geschilderten Fall, so ist es natürlich keineswegs so, dass die Aussagen der Überlebenden ungeprüft hingenommen würden. Vielmehr werden alle weiteren verfügbaren Quellen herangezogen. Auch können Psychologen sehr verlässlich Auskunft darüber geben, ob der Kern einer Aussage – nicht unbedingt die gesamten Details – zutreffend ist.¹⁸ Klemens von Klemperer definiert Widerstand unter anderem mit dem Hin-

weis auf die Extremsituation, in der sich der Einzelne befunden hat und aus der heraus er keinen anderen Ausweg sehen konnte, «wobei es ihm keinesfalls um persönlichen Gewinn» gegangen sei.¹⁹ Wenn wir nun die Handlungen der Gerechten als Widerstand werten, dann doch bitte auch konsequent und nicht so, dass plötzlich alles und jedes als Widerstand und Hilfe für Juden erscheint.

Alfred Leikam

Ein weiterer Fall aus Südwestdeutschland trägt alle Merkmale einer deutsch-israelischen Ehrung. Es geht um den ehemaligen Notar aus Schwäbisch Hall, den 1992 verstorbenen Alfred Leikam, den Yad Vashem zehn Jahre später posthum ehrte und dem unter Bundespräsident Scheel das Bundesverdienstkreuz zuerkannt worden war.²⁰ Alfred Leikam war ein überzeugter Christ mit Kontakten zur Bekennenden Kirche, der zwischen 1938 und 1943 zunächst im KZ Welzheim und später in Buchenwald interniert war. Was er dort für jüdische Häftlinge, Polen und andere, denen er durch seine privilegierte Stellung helfen konnte, getan hat, erfuhr Yad Vashem durch den Bauern Fritz Laukenmann, einen Freund Leikams aus Spielbächle bei Schwäbisch Hall. Alfred Leikam hat in Buchenwald Papiere gefälscht, Lebensmittel besorgt und den Amsterdamer Juden Max Nebig durch einen Trick vor dem Abtransport nach Mauthausen bewahrt. Die 389 weiteren Juden dieses Transportes wurden dorthin deportiert und sofort ermordet. Alfred Leikam lebte nach dem Krieg in dem Dorf Korb nahe Waiblingen. Noch bis in die 50er Jahre pöbelten ihn ehemalige SS-Angehörige auf der Strasse an. Auch die Dorfgemeinschaft grenzte ihn aus, denn er schwieg nicht darüber, dass es Kommunisten waren, die ihm die KZ-Haft erleichtert hatten. Die Diffamierung ging so weit, dass selbst Teile der eigenen Familie nichts mehr mit ihm zu tun haben wollten. Wenn wir uns heute fragen, weshalb erst so spät und dann auch nur wenig

über die Gerechten bekannt geworden ist, so sind die Gründe dafür zuallererst in der deutschen Gesellschaft zu suchen.²¹ Auch heute sind es nur einige wenige Engagierte, die sich mit dieser besonderen Dimension der Shoah befassen. Es ist eine Dimension, die irritiert. Und das ist heute nur noch bei wenigen Vermittlungsansätzen zum Nationalsozialismus der Fall.

Anmerkungen

¹ Unter den vielen Beiträgen zur Arbeit von Yad Vashem vgl. den Überblick von Arno Lustiger, Einen Namen stiften. Vorgeschichte und Gegenwart der Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15.11.1997.

² Walter Sonntag wurde 2004 als vierter ehemaliger Buchenwald-Häftling posthum in die Reihe der Gerechten unter den Völkern aufgenommen. Zahlreiche weitere Fälle von lebensrettender Hilfe, u.a. für jüdische Kinder in Buchenwald, u.a. durch den letzten Lagerältesten Hans Eiden, lassen sich heute kaum mehr rekonstruieren.

³ Sogar heute noch werden in Deutschland Menschen allein deshalb geschlagen und sogar gefoltert, weil sie «nicht arisch» und daher «nichts wert» seien. In Frankfurt/Oder folterten drei Männer und eine Frau einen 23-jährigen Mann mit dieser Begründung. Vgl. Süddeutsche Zeitung, 11.2.2005.

⁴ Solche Fotoalben sind in Yad Vashem archiviert und eine hervorragende Quelle zum Verständnis von Täterprofilen.

⁵ Allgemeine Aspekte der Spätfolgen des Nationalsozialismus sind bereits Gegenstand vieler (kulturwissenschaftlicher) Untersuchungen, die seit Mitte der 1990er Jahre erschienen sind. Vgl. etwa: Sigrid Weigel / Birgit E. Erdle (Hrsg.), Fünfzig Jahre danach. Zur Nachgeschichte des Nationalsozialismus. Zürich 1996, sowie Gerhard Lauer, Erinnerungsverhandlungen. Kollektives Gedächtnis und Literatur fünfzig Jahre nach der Vernichtung der europäischen Juden, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Sonderheft (1999), S. 215-245.

⁶ Friedrich Christian Delius, *Mein Jahr als Mörder*. Berlin 2004. Bärbel Reetz, *Zeitsprung*. Frankfurt a.M. 2002.

⁷ Volker Ulrich, Alles bekannt? Mitnichten! Für NS-Forscher gibt es noch viel zu tun, in: *Die Zeit*, 3.2.2005.

⁸ Für die neuere Forschung ist Havemann insbesondere als Gegner des DDR-Regimes interessant, vgl. Martin Sabrow (Hrsg.), *Skandal und Diktatur. Formen öffentlicher Entrüstung im NS-Staat und in der DDR*. Göttingen 2004.

⁹ Arno Lustiger, Der Antisemitismus kann nicht allein die Sorge der Juden sein. In Europa wirken Kräfte, die unsere Zivilisation zurückbomben wollen. Rede zum 60. Jahrestag der Befreiung von Auschwitz, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 28.1.2005. Vgl. auch die Rede vor dem Saarbrücker Landtag ein Jahr zuvor: Retter, die keiner mehr kennt. Der Tag des Holocaust-Gedenkens gilt auch der Hilfe für die deutschen Juden, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 28.1.2004.

¹⁰ «Calmeyer hätte besser verschwinden sollen». Niederländischer Historiker löst heftige Kontroverse aus, in: *Neue Osnabrücker Zeitung*, 14.11.1998. Schindler oder Schwindler? Hans Calmeyer, Ehrenbürger von Osnabrück, hat angeblich 17'000 niederländische Juden vor dem KZ gerettet. Nun sind massive Zweifel aufgetaucht, in: *Der Stern*, 4.2.1999.

¹¹ Diese Meinung ist verstummt, seit 2003 der Mitstreiter Bonhoeffers, Hans von Dohnanyi, als Gerechter unter den Völkern geehrt worden ist. Er war es, der Charlotte Friedenthal geholfen hat. Vgl. zur Ehrung Dohnanys: www.yad-vashem.org/about_yad/press_room/press_releases/Dohnanyi.html. Die Erklärung von Yad Vashem zu Dietrich Bonhoeffer ist dokumentiert: www.yad-vashem.org/about_yad/press_room/press_releases/Court.html.

¹² Ich beziehe mich auf mehrere Gespräche mit Günter Brakelmann zwischen 2000 und 2004 zu Ehrungsverfahren bei Yad Vashem.

¹³ Vgl. exemplarisch: Christoph Fehige, *Soll ich?*. Stuttgart 2004.

¹⁴ Vgl. *Seltame Scheu vor einem Helden*. Der Polizist Max Maurer rettete 13 Juden vor den Nazis – sein Heimatort will die Schule nicht nach ihm benennen, in: *Süddeutsche Zeitung*, 13.4.2004.

¹⁵ Diese Information verdanke ich Gisela Kuck, die für Yad Vashem seit über 25 Jahren die Übergabe der Urkunden und Medaillen an die deutschen Gerechten organisiert hat.

¹⁶ Auf Orts- und Namensangaben, die eine Identifizierung des Falles ermögli-

chen würden, muss hier aus datenschutzrechtlichen Gründen verzichtet werden.

¹⁷ Es gibt zahlreiche Beispiele von Hilfsleistungen und Unterstützung von Juden, bei denen Geld auch von den Helfern genutzt wurde, um ihre Möglichkeiten zur Hilfe und auch ihre eigene Situation zu verbessern. Auch in solchen Fällen kann Yad Vashem eine Ehrung aussprechen. Das Verfahren wird in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung falsch und auch polemisch dargestellt. In dieser Weise äussert sich Wolfgang Benz (Hrsg.), Prolog: Juden im Untergrund und ihre Helfer, in: Überleben im Dritten Reich. München 2003, S. 11-48, hier S. 46.

¹⁸ Dies war insbesondere für die Beurteilung von Zeugenaussagen in NS-Prozessen sehr wichtig. So konnten Psychologen nachweisen, dass sich jemand an den Täter erinnert, doch nicht mehr an den genauen Ablauf der Tat, was aber die Beweiskraft seiner Aussage nicht zwingend schmälern muss.

¹⁹ Zit. nach Rainer Blasius, Ministerielle Erhebung. Das Auswärtige Amt gedenkt des Hitler-Gegners Fritz Kolbe, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 9.9.2004.

²⁰ Auf diese Auszeichnungen in einer früheren Phase der Bundesrepublik für Alfred Leikam und andere, die Juden unterstützt haben, gehe ich nicht ein, da sie in der deutschen Erinnerungskultur nahezu keine Spuren hinterlassen haben. Am 2.5.2003 wurde Alfred Leikam in einer Feierstunde in der israelischen Botschaft in Berlin posthum geehrt.

²¹ Die verschiedenen sozialpsychologischen Motive des Schweigens der Täter und Opfer werden beschrieben z.B. in: Gabriele Rosenthal (Hrsg.), Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern. Giessen 1997.

Judenretter während des Zweiten Weltkriegs

Ausgewählte Literatur

Angela Borgstedt und Wolfram Wette

- ALBERS-SCHÖNBERG, Heinz: Die Schweiz und die jüdischen Flüchtlinge 1933-1945. Eine unabhängige Studie. Zürich 2000. [Schweiz]
- AMMERSCHUBERT, Silke: Juden in Frankreich – Verfolgung und Rettung 1940-1944. In: Wolfgang Benz, Juliane Wetzel (Hrsg.): Solidarität und Hilfe für Juden während der NS-Zeit. Regionalstudien 2. Berlin 1996, S. 83-137. [Frankreich]
- ANDREAS-FRIEDRICH, Ruth: Der Schattenmann. Berlin 1947 [Tagebuch aus der Kriegszeit]. [Berlin]
- ASSMUS, Burkhard (Hrsg., im Auftrag des Deutschen Historischen Museums): Holocaust. Der nationalsozialistische Völkermord und die Motive seiner Erinnerung. Berlin o. J. [2002].
- AUFSTAND des Gewissens. Militärischer Widerstand gegen Hitler und das NS-Regime 1933-1945. Katalog zur Wanderausstellung, hrsg. im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes von Heinrich Walle. Berlin, Bonn, Herford 1994.
- AUST, Stefan und Gerhard SPÖRL (Hrsg.): Die Gegenwart der Vergangenheit. Der lange Schatten des Dritten Reiches. München 2004 [Abschn. III: Stille Helden],
- BALD, Detlef: Die «Weisse Rose». Von der Front in den Widerstand. Berlin 2004.
- BANKIER, David und Israel GUTMAN (Hrsg.): Nazi Europe and the Final Solution. Jerusalem 2003.

- BATTEL, Franco «Wo es hell ist, dort ist die Schweiz». Flüchtlinge und Fluchthilfe an der Schaffhauser Grenze zur Zeit des Nationalsozialismus. Schaffhausen 2000, Zürich ²2001. [Schweiz]
- BASTIAN, Till: Zivilcourage. Von der Banalität des Guten. Hamburg 1996.
- BASTIAN, Till: Das Jahrhundert des Todes. Zur Psychologie von Gewaltbereitschaft und Massenmord im 20. Jahrhundert. Göttingen 2000.
- BAUER, Yehuda: Freikauf von Juden? Verhandlungen zwischen dem nationalsozialistischen Deutschland und jüdischen Repräsentanten von 1933 bis 1945. Frankfurt a.M. ²1996.
- BAUMINGER, Arie L.: Les Justes. Préface de Abba Eban. Jerusalem 1969.
- BEN GERSHOM, Ezra: David. Aufzeichnungen eines Überlebenden. Neuausgabe Leipzig 2003.
- BEHREND-ROSENFELD, Else: Ich stand nicht allein. Leben einer Jüdin in Deutschland 1933-1944. Neuausgabe München 1988.
- BENZ, Wolfgang (Hrsg.): Die Juden in Deutschland 1933-1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft. München 1988.
- BENZ, Wolfgang: Dimensionen des Völkermords. München 1991.
- BENZ, Wolfgang: Hilfe für Juden unter nationalsozialistischer Verfolgung. In: Deutschkron / Benz, Stille Helden, S. 61-90 [Berlin],
- BENZ, Wolfgang (Hrsg.): Überleben im Dritten Reich. Juden im Untergrund und ihre Helfer. München 2003.
- BENZ, Wolfgang (Hrsg.): Selbstbehauptung und Opposition. Kirche als Ort des Widerstandes gegen staatliche Diktatur. Berlin 2003. [Solidarität und Hilfe Berliner Pfarrer]
- BENZ, Wolfgang (Hrsg.): Solidarität und Hilfe für Juden während der NS-Zeit. Regionalstudien 1: Polen, Rumänien, Griechenland,

- Luxemburg, Norwegen, Schweiz. Berlin 1996.
- BENZ, Wolfgang und Juliane WETZEL (Hrsg.): Solidarität und Hilfe für Juden während der NS-Zeit. Regionalstudien 2: Ukraine, Frankreich, Böhmen und Mähren, Österreich, Lettland, Litauen, Estland. Berlin 1996.
- BENZ, Wolfgang (Hrsg.): Solidarität und Hilfe für Juden während der NS-Zeit. Regionalstudien 3: Dänemark, Niederlande, Spanien, Portugal, Ungarn, Albanien, Weissrussland. Berlin 1999.
- BENZ, Wolfgang und Juliane WETZEL (Hrsg.): Solidarität und Hilfe für Juden während der NS-Zeit. Regionalstudien 4: Slowakei, Bulgarien, Serbien, Kroatien mit Bosnien und Herzegowina, Belgien, Italien. Berlin 2004.
- BENZ, Wolfgang und Mona KÖRTE (Hrsg.): Solidarität und Hilfe für Juden während der NS-Zeit. Bd. 4: Rettung im Holocaust. Bedingungen und Erfahrungen des Überlebens. Berlin 2001. [Mit Beiträgen u.a. über Frankreich, Ungarn, Belgien, Litauen, Lettland, Polen]
- BENZ, Wolfgang und Walter PEHLE (Hrsg.): Lexikon des deutschen Widerstandes. Frankfurt a.M. 1994.
- BEZYMENSKI, Lev A. und Ulrich VÖLKLEIN: Die Wahrheit über Raoul Wallenberg. Geheimdokumente und KGB-Veteranen beschreiben die Mission und Ermordung des schwedischen Diplomaten, der im Zweiten Weltkrieg Ungarns Juden zu retten versuchte. Göttingen 2000. [Ungarn]
- BLOCK, Gay und Malka DRUCKER: Rescuers. Portraits of Moral Courage in the Holocaust. Afterword by Rabbi Harold M. Schulweis. New York 1992.
- BORGSTEDT, Angela: Jüdischer Widerstand – «Judenhelfer». Ein Literaturbericht. In: Michael Kissener (Hrsg.): Widerstand und Judenverfolgung. Konstanz 1996, S. 285-341.
- BORGSTEDT, Angela: Hilfe für Verfolgte: Judenretter und Judenhelfer. In: Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur 1933-1945. Hrsg. von Peter Steinbach und Johannes Tuchel,

- Bonn 2004 (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bd. 438), S. 307-321.
- BOSCH, Manfred: «Der Abschied von Singen fiel uns nicht schwer...». Die Hohentwielstadt als letzte Station auf der Flucht verfolgter Juden. In: Stadt Singen (Hrsg.): Singener Jahrbuch 1983, S. 40-48.
- BOTHE, Bernd: Pater Heinrich Middendorf SCJ. Gerechter unter den Völkern. Waisen, Juden, Menschen in Bedrängnis – Lebensschicksale in Stegen von 1942 bis 1945. Stegen 1998. [Freiburg i.Br.]
- BRONOWSKI, Alexander: Es waren so wenige. Retter im Holocaust. Übersetzt aus dem Hebräischen. Stuttgart ³1995. [Neuaufgabe Holzgerlingen 2002]
- BROWNING, Christopher: Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizei-Bataillon 101 und die «Endlösung» in Polen. Reinbek 1993. [Polen]
- BROWNING, Christopher: Die Entfesselung der «Endlösung». Nationalsozialistische Judenpolitik 1939-1942. Mit einem Beitrag von Jürgen Matthäus. Aus dem Englischen von Klaus-Dieter Schmidt. Berlin 2003.
- BRUCHFELD, Stephane und Paul A. LEVINE: Erzählt es euren Kindern. Der Holocaust in Europa. München 2000.
- BÜTTNER, Ursula: Die Not der Juden teilen. Christlich-jüdische Familien im Dritten Reich. Das Beispiel und Zeugnis des Schriftstellers Robert Brendel. Hamburg 1988.
- CANETTI, Elias: Der Befehl. In: ders.: Masse und Macht. Frankfurt a.M. 1989 [87. Tsd.], S. 335-372.
- CASTAN, Joachim: Hans Calmeyer und die Judenrettung in den Niederlanden. Mit einem Grusswort von Johannes Rau und vertiefenden Beiträgen von Johan Cornelis Hendrik Blom, Gerhard Hirschfeld, Matthias Middelberg und Peter Niebaum. Hrsg. von Thomas F. Schneider. Göttingen 2003.
- DEAGLIO, Enrico: Die Banalität des Guten. Die Geschichte des Hochstaplers Giorgio Perlasca, der 5200 Juden das Leben rettete. Frankfurt a.M. 1993. [Italien]

- DEGEN, Michael: Nicht alle waren Mörder. Eine Kindheit in Berlin. München 2001. [Berlin]
- DELPARD, Raphaël: Überleben im Versteck. Jüdische Kinder 1940-1944. Bonn 1994. [Frankreich]
- DEUTSCHKRON, Inge: Ich trug den gelben Stern. Köln 1978. [Berlin]
- DEUTSCHKRON, Inge: Sie blieben im Schatten. Ein Denkmal für «stille Helden». Berlin 1996. [Berlin]
- DEUTSCHKRON, Inge und Wolfgang BENZ: Stille Helden. Zeugnisse von Zivilcourage im Dritten Reich. Mit einem Beitrag von Johannes Rau. Frankfurt a.M. 2002. [Berlin]
- DEUTSCHKRON, Inge: Ein Todesurteil und vier Leben. In: Deutschkron / Benz, Stille Helden, S. 21-60. [Berlin]
- DIETZ, Edith: Den Nazis entronnen. Die Flucht eines jüdischen Mädchens in die Schweiz. Autobiografischer Bericht 1933-1942. Frankfurt a.M. 2002.
- DÖRNER, Bernward: Justiz und Judenmord: Todesurteile gegen Judenhelfer in Polen und der Tschechoslowakei 1942-1944. In: Norbert Frei u.a. (Hrsg.), Ausbeutung, Vernichtung, Öffentlichkeit. Neue Studien zur nationalsozialistischen Lagerpolitik. München 2000, S. 249-264. [Polen, Tschechoslowakei]
- DOERRY, Martin: Mein verwundetes Herz. Das Leben der Lilli Jahn 1900-1944. Neuausgabe München 2004.
- DROSSEL, Heinz: Die Zeit der Füchse. Lebenserinnerungen aus dunkler Zeit. Waldkirch 2001. [Berlin]
- EINHORN, Lena: Menschenhandel unterm Hakenkreuz. Stuttgart 2002. [Freikaufversuche schwedischer Institutionen und Personen, u.a. Raoul Wallenberg]
- FENYVESI, Charles: When Angels fooled the World. Rescuers of Jews in Wartime Hungary. Madison 2003.
- FOGELMAN, Eva: «Wir waren keine Helden». Lebensretter im Angesicht des Holocaust. Motive, Geschichten, Hintergründe. München 1998.
- FRAENKEL, Daniel: The German «Righteous Among the Nations».

- An Historical Appraisal. In: Leo Baeck Institute Yearbook 48 (2003), S. 223-247.
- FRALON, José Alain: A good man in evil times. Arestides Sousa Mendes, the unknown hero who saved countless lives in World War II. New York, London 2000. [Portugiesischer Diplomat in Frankreich]
- FREI, Alfred G. und Jens RUNGE (Hrsg.): Erinnern, Bedenken, Lernen. Das Schicksal von Juden, Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen zwischen Hochrhein und Bodensee in den Jahren 1933 bis 1945. Sigmaringen 1990.
- FROMM, Erich: Autorität und Familie. Sozialpsychologischer Teil. In: Studien über Autorität und Familie. Paris 1936 (Schriften des Instituts für Sozialforschung, Bd. V), S. 77-135.
- FROMM, Erich: Über den Ungehorsam. München 1985.
- GELLATELY, Robert: Hingeschaut und weggesehen. Hitler und sein Volk. Aus dem Amerikanischen. Stuttgart, München 2002
- GANN, Christoph: Raoul Wallenberg. München 2002. [Schweden, Ungarn]
- GERLACH, Christian und Götz ALY: Das letzte Kapitel. Realpolitik, Ideologie und der Mord an den ungarischen Juden 1944/45. Stuttgart 2001. [Ungarn]
- GERLACH, Wolfgang: Als die Zeugen schwiegen. Bekennende Kirche und die Juden. Berlin ²1993.
- GILBERT, Martin: Endlösung. Die Vertreibung und Vernichtung der Juden. Ein Atlas. Reinbek 1995.
- GILBERT, Martin: The righteous. The unsung heroes of the Holocaust. New York 2003.
- GINZEL, Günther B. (Hrsg.): Mut zur Menschlichkeit. Hilfe für Verfolgte während der NS-Zeit. Köln 1993.
- GINZEL, Günther B. (Hrsg.): «... das durfte keiner wissen!» Hilfe für Verfolgte im Rheinland von 1933 bis 1945. Gespräche, Dokumente, Texte. Köln 1995.
- GLADITZ-PEREZ LORENZO, Nina: Der Fall Giorgio Perlasca. In: Dachauer Hefte 7 (1991), S. 129-143. [Italien]

- GLAZAR, Richard: Die Falle mit dem grünen Zaun. Überleben in Heblinka. Frankfurt a.M. 41998.
- GOSHEN, Seev: Albert Battels Widerstand gegen die Judenvernichtung in Przemysl. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 33 (1985), S. 478-488.
- GROSS, Leonhard: Wie Juden in Berlin die Nazizeit überlebten. Reinbek 1983.
- GROSSMANN, Kurt: Die unbesungenen Helden. Menschen in Deutschlands dunklen Tagen. Berlin 21961 [1957].
- GRUNER, Wolf: Ein Historikerstreit? Die Internierung der Juden aus Mischehen in der Rosenstrasse 1943. Das Ereignis, seine Diskussion und seine Geschichte. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 52 (2004), S. 5-22.
- GUSHEE, David P.: Many Paths to Righteousness. An Assessment of Research on Why Righteous Gentiles Helped Jews. In: Holocaust and Genocide Studies 7 (1993), S. 372-401.
- GUSHEE, David P.: Die Gerechten des Holocaust. Warum nur wenige Christen den Juden halfen. Wuppertal, Wittenberg 1997.
- GUTMAN, Israel (Haupthrsg.): Enzyklopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden. 4 Bde. München, Zürich21998.
- HAMBURGER Institut für Sozialforschung (Hrsg.): Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941-1944. Hamburg 2002, S. 580-585.
- HARPRECHT, Klaus: Harald Poelchau. Ein Leben im Widerstand. Hamburg 2004.
- HEINRICHS, Dirk: Hauptmann d. R. Wilm Hosenfeld. Retter in Warschau. In: Wolfram Wette (Hrsg.), Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht. Frankfurt a.M. 2002, S. 69-88. [Polen]
- HELLMAN, Peter: When Courage was Stronger than Fear. Remarkable Stories of Christians Who Saved Jews from the Holocaust. New York 1999.

- HERBERT, Ulrich (Hrsg.): Nationalsozialistische Vernichtungspolitik 1939-1945. Frankfurt a.M. 1998.
- HERSCHE, Otmar: Geschichtsbilder, Widerstand, Vergangenheitspolitik. Zürich 2002.
- HERZBERG, Heinrich: Dienst am höheren Gesetz. Dr. Margarethe Sommer und das «Hilfswerk beim Bischöflichen Ordinariat Berlin». Berlin 2000.
- HESSE, Klaus und Philipp SPRINGER: Vor aller Augen. Fotodokumente des nationalsozialistischen Terrors in der Provinz. Essen 2002.
- HEUER, Wolfgang: Couragiertes Handeln. Lüneburg 2002.
- HILBERG, Raul: Täter, Opfer, Zuschauer. Die Vernichtung der Juden 1933-1945. Aus dem Amerikanischen. Frankfurt a.M. ³1992.
- HILDEBRANDT, Jörg (Hrsg.): Heinrich Grüber. Bevollmächtigter zum Brückenbau. Judenfreund und Trümmerprobst. Erinnerungen, Berichte, Briefe. Leipzig 1991.
- HOERSCHELMANN, Claudia: Exilland Schweiz. Lebensbedingungen und Schicksale österreichischer Flüchtlinge 1938 bis 1945. Innsbruck 1997. [Schweiz]
- HORBACH, Michael: So überlebten sie den Holocaust. Zeugnisse der Menschlichkeit 1933-1945. München ⁴1995.
- HORKHEIMER, Max: Der autoritäre Charakter. Studien über Autorität und Vorurteil. 2 Bde. Amsterdam 1968 [1953].
- HOSENFELD, Wilm: «Ich versuche jeden zu retten». Das Leben eines deutschen Offiziers in Briefen und Tagebüchern. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hrsg. von Thomas Vogel. München 2004.
- HUNEKE, Douglas K.: «In Deutschland unerwünscht». Hermann Gräbe. Biographie eines Judenretters. Aus dem Amerikanischen von Adrian Seifert und Robert Lasser. Lüneburg 2002. [Ukraine]
- KARSCHKES, Helmut (Hrsg.): Menschlichkeit im Krieg. Soldaten der Deutschen Wehrmacht und ihre Gegner berichten. Graz, Stuttgart 2000.

- KEIM, Anton Maria (Hrsg.): Yad Vashem. Die Judenretter aus Deutschland. Aus dem Hebräischen übertragen von Benyamin Z. Barslai. Mainz, München 1983,²1984.
- KELLER, Stefan: Grüningers Fall. Geschichten von Flucht und Hilfe. Zürich 1993. [Schweiz]
- KELLER, Stefan: Die Rückkehr. Josef Springs Geschichte. Zürich 2003.
- KENEALLY, Thomas: Schindler's List. New York 1982; deutsch: Schindlers Liste. München 1994, Frankfurt a.M. 1994. [Polen]
- KISSENER, Michael (Hrsg.): Widerstand gegen die Judenverfolgung. Konstanz 1996.
- KITTERMAN, David H.: Those Who Said «No!» Germans Who refused to Execute Civilians during World War II. In: German Studies Review 11 (1988), S. 241-254.
- KLEMPERER, Victor: Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933-1941. Berlin ⁴1995.
- KLESS, Shlomo: The Rescue of Jewish Children in Belgium during the Holocaust. In: Holocaust and Genocide Studies 3 (1988), S. 275-287.
- KNAUFT, Wolfgang: Einsatz für verfolgte Juden 1938-1945. Das Hilfswerk beim Bischöflichen Ordinariat Berlin. In: Stimmen der Zeit N. F. 113 (1988), S. 591-603.
- KOSMALA, Beate und Claudia SCHOPPMANN (Hrsg.), Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941-1945. Berlin 2002 (Reihe Solidarität und Hilfe für Juden in der NS-Zeit, Bd. 5). [Berlin]
- KOSMALA, Beate: Missglückte Hilfe und ihre Folgen: Die Ahndung der «Judenbegünstigungen» durch NS-Verfolgungsbehörden. In: Kosmala / Schoppmann, Überleben, S. 205-222.
- KOSMALA, Beate: Robert Eisenstädts Flucht aus dem KZ Majdanek. Über Frankfurt am Main in die Schweiz. In: Wolfgang Benz: Überleben im Dritten Reich. Juden im Untergrund und ihre Helfer. München 2003, S. 287-298. [Schweiz]

- KOSMALA, Beate: The Rescue of Jews, 1941-1945. Resistance by quite ordinary Germans. In: Bankier / Gutman, Nazi Europe, S. 93-107.
- KOSMALA, Beate und Revital LUDEWIG-KEDMI: Verbotene Hilfe. Deutsche Retterinnen und Retter während des Holocaust. Zürich, Donauwörth 2003. [Schweiz u.a.]
- KRAKAUER, Max: Lichter im Dunkel. Flucht und Rettung eines jüdischen Ehepaares im Dritten Reich. Stuttgart ^u1994.
- KREIS, Georg: Die Rückkehr des J-Stempels. Zur Geschichte einer schwierigen Vergangenheitsbewältigung. Zürich 2000.
- KRUSE, Kuno: Dolores und Imperio. Die drei Leben des Sylvin Rubinstein. Köln 2000. [Ukraine]
- LANDESZENTRALE für politische Bildung Baden-Württemberg (Hrsg.): «... es geschah am helllichten Tag!» Die Deportation der badischen, Pfälzer und saarländischen Juden in das Lager Gurs/Pyrenäen. Historische Darstellung. Material für den Unterricht. Stuttgart ³2003.
- LEICHSENDRING, Jana (Hrsg.): Frauen und Widerstand. Münster 2003. [u.a. über Gertrud Luckner, Katharina Staritz]
- LEUNER, Heinz David: Als Mitleid ein Verbrechen war. Deutschlands stille Helden 1939-1945. Wiesbaden 1967.
- LICHTENSTEIN, Heiner: Raoul Wallenberg. Retter von hunderttausend Juden. Ein Opfer Himmlers und Stalins. Köln 1982. [Ungarn]
- LONGERICH, Peter (Hrsg.), Die Ermordung der europäischen Juden. Eine umfassende Dokumentation des Holocaust 1941-1945. München, Zürich 1989.
- LONGERICH, Peter: Der ungeschriebene Befehl. Hitler und der Weg zur «Endlösung». München, Zürich 2001.
- LOVENHEIM, Barbara: Überleben im Verborgenen. Sieben Juden in Berlin. Mit einem Nachwort von Barbara Schieb. Berlin 2002.
- LUDWIG, Hartmut: Als Zivilcourage selten war. Die evangelische Hilfsstelle «Büro Pfarrer Grüber», ihre Mitarbeiter und Helfer im

- Rheinland 1938 bis 1940. In: G. B. Ginzler (Hrsg.): Mut zur Menschlichkeit. Hilfe für Verfolgte während der NS-Zeit. Bonn 1993, S. 29-54. [Berlin]
- LUSTIGER, Arno: Zum Kampf auf Leben und Tod! Vom Widerstand der Juden 1933-1945. Köln 1994.
- LUSTIGER, Arno: Feldwebel Anton Schmid. Judenretter in Wilna 1941-1942. In: Wette, Retter, S. 45-67. [Litauen]
- LUSTIGER, Arno: Feldwebel Anton Schmid. Judenretter in Vilnius 1941-1942. In: Holocaust in Litauen. Krieg, Judenmorde und Kollaboration im Jahre 1941. Mit einem Geleitwort von Ralph Giordano. Hrsg. von Vincas Bartusevicius, Joachim Tauber und Wolfram Wette. Köln, Weimar, Wien 2003, S. 185-200.
- MASAT, Andras (Hrsg.): Raoul Wallenberg – Mensch in der Unmenschlichkeit. Ergebnisse der internationalen Forschung. Leipzig 2002. [Ungarn]
- MALTZAN, Maria Gräfin von: Schlage die Trommel und fürchte Dich nicht. Berlin 1986. [Berlin]
- MELTZER, Milton: Zivilcourage. Die Geschichte tapferer Menschen, die Juden vor der Vernichtung bewahrten. Recklinghausen 1990.
- MESSERSCHMIDT, Manfred: Ideologie und Befehlsgehorsam im Vernichtungskrieg. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 49 (2001), H. 10, S. 905-926.
- MEYER, Ahlrich: Die deutsche Besatzung in Frankreich 1940-1944. Widerstandsbekämpfung und Judenverfolgung. Darmstadt 2000. [Frankreich]
- MEYER, Fritjof: Der Engel von Budapest. Raul Wallenberg rettete Zehntausende ungarischer Juden vor dem Tod in Auschwitz [...]. In: Der Spiegel Nr. 30, 23. Juli 2001, S. 124-130. [Ungarn]
- MEYER, Winfried: Unternehmen Sieben. Eine Rettungsaktion für vom Holocaust Bedrohte aus dem Amt Ausland/Abwehr im Oberkommando der Wehrmacht. Frankfurt a.M. 1993.
- MILGRAM, Stanley: Das Milgram-Experiment. Zur Gehorsamsbe-

- reitschaft gegenüber Autorität. Aus dem Englischen von Roland Fleissner. Reinbek 1985.
- MÜLLER, Werner (Hrsg.): Aus dem Feuer gerissen. Die Geschichte des Pjotr Ruwinowitsch Rabzewitsch aus Pinsk. Köln 2001. [Ukraine]
- NIEBAUM, Peter: Ein Gerechter unter den Völkern: Hans Calmeyer in seiner Zeit (1903-1972). Osnabrück 2001. [Niederlande]
- NISSIM, Gabriele: Der Mann, der Hitler stoppte. Dimitar Pesev und die Rettung der bulgarischen Juden. Berlin 2001. [Bulgarien]
- OLESCHINSKI, Brigitte: «... dass das Menschen waren, nicht Steine.» Hilfsnetze katholischer Frauen für verfolgte Juden im Dritten Reich. In: Zeitgeschichte 17 (1990) 9/10, S. 395-416.
- OLINER, Samuel P. und Pearl M. OLINER: The Altruistic Personality. Rescuers of Jews in Nazi Europe. New York 1988.
- OSTERMANN, Änne: Zivilcourage – eine demokratische lügend: Test für die Demokratiefähigkeit einer Gesellschaft. In: HSFK-Standpunkte Nr. 1/1998, S. 1-12.
- PALDIEL, Mordecai: The Path of the Righteous. Gentile Rescuers of Jews During the Holocaust. Hoboken N. Y. 1993. [Israel]
- PALDIEL, Mordechai: Es gab auch Gerechte. Retter und Rettung jüdischen Lebens im deutsch besetzten Europa 1939-1945. Aus dem Englischen und Französischen von Brigitte Pimpl. Hrsg, von Erhard Roy Wiehn. Konstanz 1999 [mit Länderliste der Geehrten und kommentierter Literaturliste, S. 128 ff.].
- PARGE, Martina: Holocaust und autoritärer Charakter. Amerikanische Studien der vierziger Jahre vor dem Hintergrund der «Goldhagen-Debatte». Wiesbaden 1997.
- PEDAK, Viktor: Ein Teller Suppe für den Feind. Zeugnisse der Menschlichkeit mitten im Krieg. Bearbeitet von Richard Rommel. Mit einem Vorwort von Hans Koschnick. Essen 2002. [Ukraine]

- PETUCHOWSKI, Elizabeth: Gertrud Luckner. Widerstand und Hilfe. In: Freiburger Rundbrief N. F. 7 (2000), S. 242-259.
- PICARD, Jacques: Die Schweiz und die Juden 1933-1945. Schweizerischer Antisemitismus, jüdische Abwehr und internationale Migrations- und Flüchtlingspolitik. Zürich 1994. [Schweiz]
- POHL, Dieter: Holocaust. Die Ursachen – das Geschehen – die Folgen. Freiburg, Basel, Wien 2000.
- RAMATI, Alexander: Der Assisi-Untergrund. Assisi und die Nazibesetzung nach dem Bericht von Pater Rufino Niccacci. Frankfurt a.M., Berlin 1986. [Italien]
- RAU, Johannes: Zivilcourage im Dritten Reich. In: Deutschkron / Benz, Stille Helden, S. 12-20.
- RAU, Johannes (Hrsg.): Hilfe für Verfolgte der NS-Zeit. Jugendliche forschen vor Ort. Ein Lesebuch. Hamburg 2002.
- RAUTKALLIO, Hannu: Finland and the Holocaust. The Rescue of Finland's Jews. New York 1987.
- REWALD, Use: Berliner, die uns halfen, die Hitlerdiktatur zu überleben. Berlin 1975.
- RIEGNER, Gerhard M.: Niemals verzweifeln. Sechzig Jahre für das jüdische Volk und die Menschenrechte. Gerlingen 2001. [Schweiz]
- RIFFEL, Dennis: «Unbesungene Helden». Der Umgang mit «Retung» im Nachkriegsdeutschland. In: Kosmala / Schoppmann, Überleben, S. 317-334.
- ROSEMAN, Mark: In einem unbewachten Augenblick. Eine Frau überlebt im Untergrund. Berlin 2002.
- ROSENBERG, Erika (Hrsg.): Ich, Emilie Schindler. Erinnerungen einer Unbeugsamen. München 2001. [Polen]
- ROSENBERG, Erika (Hrsg.): Ich, Oskar Schindler. Die persönlichen Aufzeichnungen, Briefe und Dokumente. München 2000. [Polen]
- ROSENTHAL, Hans: Zwei Leben in Deutschland. Bergisch Gladbach 1980. [Berlin]
- SANDKÜHLER, Thomas: «Endlösung» in Galizien. Der Judenmord

- in Ostpolen und die Rettungsinitiativen von Berthold Beitz 1941-1944. Bonn 1996. [Polen]
- SASSIN, Horst R.: Liberale im Widerstand. Die Robinsohn-Strassmann-Gruppe 1934-1942. Hamburg 1993.
- SAUER, Paul: Die Schicksale der jüdischen Bürger Baden-Württembergs während der nationalsozialistischen Verfolgungszeit 1933-1945. Stuttgart 1969.
- SCHILDE, Kurt: Grenzüberschreitende Flucht und Fluchthilfe (1941-1945): Ereignisse, Interessen, Motive. In: Kosmala / Schoppmann (Hrsg.), Überleben im Untergrund, S. 151-166. [Schweiz]
- SCHILDE, Kurt: Versteckt in Tiergarten. Auf der Flucht vor den Nachbarn. Gedenkbuch für die im Bezirk in der Zeit des Nationalsozialismus Untergetauchten. Berlin 1995.
- SCHILLER, Bernd: Raoul Wallenberg. Das Ende einer Legende. Berlin 1993. [Ungarn]
- SCHMALZ-JACOBSEN, Cornelia: Zwei Bäume in Jerusalem. Hamburg 2002. [Ukraine]
- SCHMIDT, Markus und Bernd HAUNFELDER: Humanität und Diplomatie. Die Schweiz in Köln 1940-1949. Münster 2001. [Schweiz]
- SCHNEIDER, Peter: «Und wenn wir nur eine Stunde gewinnen. Wie ein jüdischer Musiker die Nazi-Jahre überlebte. Berlin (Rowohlt) 2001. [Berlin]
- SCHNEIDER, Peter: «Besser tot als feige». Sie versteckten Verfolgte vor der Gestapo, besorgten Lebensmittel und Ausweise – und sind von der Nachkriegsrepublik nicht gebührend geehrt worden: die stillen, meist anonymen Helfer, die Juden das Leben retteten.» In: Der Spiegel Nr. 37, 10. September 2001, S. 210-220.
- SCHOLTYSECK, Joachim: Robert Bosch und der liberale Widerstand gegen Hitler 1933-1945. München 1999.
- SCHOPPMANN, Claudia: Fluchtziel Schweiz. Das Hilfsnetz um Luise Meier und Josef Höfler. In: Benz, Überleben im Dritten Reich, S. 205-219. [Berlin]

- SCHREIBER, Marion: Stille Rebellen. Der Überfall auf den 20. Deportationszug nach Auschwitz. Berlin ²2001. [Belgien]
- SCHRÖDER, Beate (Hrsg.): Im Dunstkreis der rauchenden Brüder. Frauen im württembergischen Kirchenkampf. Tübingen ²1997.
- Die SCHWEIZ, der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg. Schlussbericht der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg. Zürich 2002, Abschnitt 3: Flüchtlinge und Flüchtlingspolitik, S. 107-180. [Schweiz]
- SCHWERSENZ, Jizchak: Die versteckte Gruppe. Ein jüdischer Lehrer erinnert sich an Deutschland. Berlin 1988. [Berlin, Schweiz]
- SEITERICH-KREUZKAMP, Thomas: Der Fall Erwin Dold. In: Kisser, Widerstand, S. 261-283.
- SELIGER, Kurt: Basel-Badischer Bahnhof. In der Schweizer Emigration. Wien 1987. [Schweiz]
- SILVER, Eric: Sie waren stille Helden. Frauen und Männer, die Juden vor den Nazis retteten. Aus dem Englischen von Verena Koch. Frankfurt a.M., Wien 1994; Taschenbuchausgabe: München 2000.
- SPIEGEL, Marga: Retter in der Nacht. Wie eine jüdische Familie im Münsterland überlebte. Münster u.a. ⁴1999.
- An der STECHBAHN. Erlebnisse und Berichte aus dem Büro Grüber in den Jahren der Verfolgung. Berlin ³1960.
- STEIN, André: Versteckt und vergessen. Kinder des Holocaust. Wien 1995.
- STEINBACH, Peter: «Unbesungene Helden» – ihre Bedeutung für die allgemeine Widerstandsgeschichte. In: ders., Widerstand im Widerstreit. Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in der Erinnerung der Deutschen. Paderborn u.a. ²2001, S. 215-233.
- STEINBERG, Jonathan: Deutsche, Italiener und Juden. Der italienische Widerstand gegen den Holocaust. Göttingen 1992. [Italien]

- STRAETEN, Herbert: Andere Deutsche unter Hitler. Zeitberichte über Retter vor dem Holocaust. Mainz 1997.
- STOLTZFUS, Nathan: Widerstand des Herzens. Der Aufstand der Berliner Frauen in der Rosenstrasse 1943. München 1999. [Berlin]
- STRAUSS, Lotte: Über den grünen Hügel [in die Schweiz]. Erinnerungen an Deutschland. Berlin 1997.
- SZPILMAN, Wladyslaw: Das wunderbare Überleben. Warschauer Erinnerungen 1939-1945. Aus dem Polnischen von Karin Wolff. Vorwort von Andrzej Szpilman. Anhang von Wilm Hosenfeld. Mit einem Essay von Wolfgang Biermann. Düsseldorf, München 1998. [Polen]
- TEC, Nechama: When Light Pierced the Darkness. New York 1986.
- TEC, Tamara: Ich wollte retten. Die unglaubliche Geschichte der Bielksi-Partisanen. Berlin 2002. [Weissrussland]
- TESCHNER, Gerhard J.: Die Deportation der badischen und saarpfälzischen Juden am 22. Oktober 1940. Vorgeschichte und Durchführung der Deportation und das weitere Schicksal der Deportierten bis zum Kriegsende im Kontext der deutschen und französischen Judenpolitik. Frankfurt a.M., New York 2002.
- TRAMPE, Gustav (Hrsg.): Menschlichkeit in unmenschlicher Zeit. Allee der Gerechten. Berlin, Frankfurt a.M. 1995.
- TRAUTWEIN, Dieter: Oskar Schindler, ... immer neue Geschichten. Begegnungen mit dem Retter von mehr als 1200 Juden. Frankfurt a.M. 2000. [Polen]
- TSCHUY, Theo: Carl Lutz und die Juden von Budapest. Zürich 1995. [Ungarn, Schweiz]
- UEBERSCHÄR, Gerd R. (Hrsg.): Der 20. Juli 1944. Bewertung und Rezeption des deutschen Widerstandes gegen das NS-Regime. Köln 1994.
- VOIGT, Klaus: Villa Emma. Jüdische Kinder auf der Flucht 1940-1945. Berlin 2002.
- WAGNER, Meir: The Righteous of Switzerland. Heroes of the Holocaust. Hoboken 2001. [Schweiz]

- WAGNER, Meir und Moshe MEISELS: Die Gerechten der Schweiz. Eine Dokumentation der Menschlichkeit. Aufgezeichnet von Moshe Meiseis. Tel Aviv 1999. [Schweiz]
- WALCZAK, Ryszard u.a.: Those who Helped. Polish Rescuers of Jews during the Holocaust. 3 Bde. Warschau 1993-1997. [Polen]
- WALTER-BUSCH, Emil: Entstehungszusammenhang und Ergebnisse von Manfred Wolfsons Retterstudie (1945-1975). In: Kosmala / Schoppmann, Überleben, S. 335-362.
- WEINZIERL, Erika: Zu wenig Gerechte. Österreicher und Judenverfolgung 1938 bis 1945. Graz 1986. [Österreich]
- WEISS, Christoph (Hrsg.): «Der gute Deutsche». Dokumente zur Diskussion um Stephen Spielbergs «Schindlers Liste» in Deutschland. St. Ingbert 1995.
- [WEISS] Ko.: Franz-Rudolf von Weiss – Retter und Zeuge. Die lange Karriere des Schweizer Generalkonsuls in Köln. In: Neue Zürcher Zeitung Nr. 154, 6./7.7.2002, S. 9. [Schweiz]
- WERNER, Emmy E.: A Conspiracy of Decency. The Rescue of the Danish Jews during World War II. Boulder 2002.
- WETTE, Wolfram (Hrsg.): Pazifistische Offiziere in Deutschland 1871-1945. Unter Mitwirkung von Helmut Donat. Bremen 1999.
- WETTE, Wolfram (Hrsg.): Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht. Mit einem Geleitwort von Fritz Stern. Frankfurt a.M. 2002,³2003.
- WETTE, Wolfram (Hrsg.): Zivilcourage. Empörte, Helfer und Retter in Wehrmacht, Polizei und SS. Mit einem Geleitwort von Johannes Rau. Frankfurt a.M. 2004.
- WETTE, Wolfram: Rettungswiderstand aus der Wehrmacht. In: Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur 1933-1945. Hrsg. von Peter Steinbach und Johannes Tüchel. Bonn 2004 (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bd. 438), S. 322-337.
- WIEHN, Erhard R. Wiehn (Hrsg.): Oktoberdeportation 1940. Die sogenannte «Abschiebung» der badischen und saarpfälzischen Ju-

den in das französische Internierungslager GUTS und andere Vorstationen von Auschwitz. 50 Jahre zum Gedenken. Konstanz 1990.

WINKLER, Dieter: Heinrich Grüber – Protestierender Christ. Berlin-Kaulsdorf [1934-1945]. Berlin 1993. [Berlin]

WIRTH, Günter: Heinrich Grüber. Berlin (Ost) 1987. [Berlin]

WOLFSON, Manfred: Zum Widerstand gegen Hitler. Umriss eines Gruppenportraits deutscher Retter von Juden. In: Joachim Hütter u.a. (Hrsg.): Tradition und Neubeginn. Internationale Forschungen zur deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert. Köln u.a. 1975, S. 39-407.

WOLLASCH, Hans-Josef: «Betrifft: Nachrichtenzentrale des Erzbischofs Grüber in Freiburg». Die Ermittlungsakten der geheimen Staatspolizei gegen Gertrud Luckner 1942-1944. Konstanz 1999. [Freiburg i.Br.]

WÜLLNER, Hermine (Hrsg.): «... kann nur der Tod die gerechte Sühne sein». Todesurteile deutscher Wehrmachtsgerichte. Eine Dokumentation. Baden-Baden 1997.

ZUCCOTTI, Susan: The Italians and the Holocaust. Persecution, Rescue and Survival. New York 1987. [Italien]

Danksagung

«Empörte, Helfer und Retter aus der Wehrmacht» heisst ein Projekt der Historischen Friedensforschung, das in den Jahren 1999-2004 von der Bremer Stiftung «die schwelle. Beiträge zur Friedensarbeit» unterstützt wurde. Die Forschungsergebnisse wurden publiziert in den beiden Taschenbüchern *Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht* (3. Aufl. 2003) und *Zivilcourage. Empörte, Helfer und Retter aus Wehrmacht, Polizei und SS* (2004). Angeregt hatte dieses Projekt der Stifter der «schwelle», der Unternehmer Dr. Dirk Heinrichs, dem ich an dieser Stelle einmal mehr Dank sagen möchte. Denn der Band *Stille Helden. Judenretter im Dreiländereck während des Zweiten Weltkrieges* baut auf dem genannten Forschungsprojekt auf und setzt es fort.

Die Katholische Akademie der Erzdiözese Freiburg i.Br. veranstaltete vom 8. bis 10. Oktober 2004 eine Tagung mit dem Titel «Judenretter im deutschen Südwesten (1938-1945)». Sie wurde von Studienleiterin Monika Rappenecker erfolgreich vorbereitet und moderiert. Mitgetragen und unterstützt haben die Veranstaltung dankenswerterweise: Erinnern und Lernen e. V., Freiburg; Gegen Vergessen – für Demokratie e. V., Sektion Baden-Württemberg; Historisches Seminar der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br.; Kulturamt der Stadt Freiburg; Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, Stuttgart.

Für das Zustandekommen von Tagung und Buchpublikation haben sich besonders eingesetzt Landtagsvizepräsident a. D. Dr. Alf-

red Geisel, Sprecher der baden-württembergischen Sektion der Gesellschaft «Gegen Vergessen – für Demokratie», und Konrad Pflug vom Referat 31 «Geschichte und Verantwortung» der Landeszentrale für politische Bildung in Stuttgart. Die Landeszentrale gewährte dankenswerterweise auch einen Druckkostenzuschuss.

Namens der Autorinnen und Autoren möchte ich an dieser Stelle danken den Mitarbeitern der konsultierten Archive sowie den auskunftswilligen Zeitzeugen, die uns ihre Erinnerungen an jene solidarischen Menschen zur Verfügung gestellt haben, die in der Zeit des Nationalsozialismus im Dreiländereck Juden Hilfe geleistet und damit in etlichen Fällen zu ihrer Rettung beigetragen haben.

Der Verlag Herder, Freiburg, ist das unternehmerische Wagnis eingegangen, diese Rettergeschichten in einer vergleichsweise hohen Auflage als preiswertes Taschenbuch herauszubringen. Dafür ist insbesondere Cheflektor Dr. Rudolf Walter zu danken. Technisch-redaktionelle Arbeiten besorgte Udo Richter, das Register erstellte Peter Arlt, und um die Herstellung kümmerte sich Norbert Fischer.

Besonderer Dank gebührt den Autorinnen und Autoren dieses Buches. Unter ihnen befinden sich sowohl «gestandene» Historikerinnen und Historiker als auch fortgeschrittene Studentinnen und Studentinnen der Geschichtswissenschaften. Die meisten von ihnen haben ihre Forschungsergebnisse auf der erwähnten Tagung der Katholischen Akademie erstmals einem breiteren Publikum präsentiert und zur Diskussion gestellt. Hernach waren sie bereit, die überarbeiteten Beiträge für dieses Gemeinschaftswerk zur Verfügung zu stellen.

Freiburg i.Br., im Mai 2005

Der Herausgeber

Autorenhinweise

Borgstedt, Angela, Dr. phil., geb. 1964, Studium der Neueren und Neuesten Geschichte, Literaturwissenschaft und Mediävistik in Karlsruhe, 1999 Promotion, 1992-1998 Mitarbeiterin der Forschungsstelle Widerstand gegen den Nationalsozialismus im deutschen Südwesten an der Universität Karlsruhe, 1998-2004 wissenschaftliche Mitarbeiterin, seit 2005 wissenschaftliche Assistentin am Institut für Geschichte. Veröffentlichungen zur Entnazifizierung, zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus, zur Geschichte der Anwaltschaft in Baden sowie zum Zeitalter der Aufklärung.

Bothe, Bernd, Dr. phil., Herz-Jesu-Priester (SCJ), geb. 1936, Studium der Philosophie und Theologie in Rom, 1964 Priesterweihe, 1967 Promotion, 1975 Staatsexamen in Philosophie und Katholischer Religion, 1975-1983 und 1990-1996 Gymnasiallehrer am Kolleg St. Sebastian in Stegen, 1983-1989 Provinzial der Deutschen Ordensprovinz, seit 1990 Forschungen und Veröffentlichungen über die Rettung verfolgter Menschen während des Naziregimes, seit 2002 Provinzsekretär im Provinzialrat in Bonn.

Disselnkötter, Andreas, M. A., Studium der Germanistik, Philosophie und Sozialwissenschaft in Münster und Bochum, 1998-2002 Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Zentralprojekt der DFG-Forschungsgruppe «Leben in Kurvenlandschaften». Seit 1998 Gutachter für die Abteilung Righteous Among the Nations in Yad Vashem, derzeit in der schulischen Erwachsenenbildung angestellt (Rahel-Varnhagen-Kolleg Hagen). Zahlreiche Veröffentlichungen zum Nationalsozialismus und seinen Spätfolgen in Deutschland und Österreich.

- Eckert, Christina, geb. 1979, Studium der Geschichte und Germanistik an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, wissenschaftliche Hilfskraft am Deutschen Seminar für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft und Linguistik, Lehrbeauftragte des DAAD an der Staatsuniversität St. Petersburg. Veröffentlichungen u.a. zum Holocaust in Litauen und zur Rettung der dänischen Juden vor der Vernichtung im Zweiten Weltkrieg.
- Halbauer, Manuel, geb. 1978 in Lörrach, Studium der Neueren und Neuesten Geschichte, der Klassischen Archäologie und der Islamwissenschaften an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br. sowie in Aix-en-Provence.
- Hecht-Studniczka, Ingeborg, geb. 1921, Schule in Hamburg, 1943 Umzug nach Staufen und 1954 nach Freiburg i. Br., freie Mitarbeiterin bei Funk, Zeitungen und Zeitschriften, freie Schriftstellerin, Autorin von *Als unsichtbare Mauern wuchsen – eine deutsche Familie unter den Nürnberger Rassegesetzen* und *Von der Heilsamkeit des Erinnerns*.
- Hofmann, Lorenz, M. A., geb. 1971, Studium der Geschichtswissenschaften, Romanistik und Europäischen Ethnologie in Freiburg i. Br. und Marburg. 2001 Magisterabschluss, seit 2002 Mitarbeiter in der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg.
- Keller, Stefan, geb. 1958, Dr. phil, Historiker. Aufgewachsen auf der Schweizer Seite des Bodensees, Studium in Konstanz, Berlin und Basel, Journalist und Autor in Zürich. Buchveröffentlichungen zum Thema: *Grüningers Fall. Geschichten von Flucht und Hilfe* (1993), *Die Rückkehr. Joseph Springs Geschichte* (2003). Ferner: *Maria Theresia Wilhelm, spurlos verschwunden. Geschichte einer Verfolgung* (1991) und *Die Zeit der Fabriken. Von Arbeitern und einer roten Stadt* (2001).
- Schlicher, Markus, geb. 1978, 1999-2005 Studium der Neueren und Neuesten Geschichte und Wissenschaftlichen Politik in Freiburg i. Br., Magisterarbeit 2004/05 über das Thema «Hilfe für ‚Judenchristen* aus der Bekennenden Kirche (BK): Pfarrer Hermann Maas und das ‚Büro Pfarrer Grüber* 1933-1943**».
- Schoppmann, Claudia, Dr. phil, geb. 1958, Studium der Germanistik, Geschichte und Publizistik in Münster und Berlin/West,

Promotion in Geschichte, Tätigkeit als Historikerin. 2000-2003 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Forschungsprojekt «Rettung von Juden im nationalsozialistischen Deutschland» des Zentrums für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, seit 2004 freiberuflich tätig. Veröffentlichungen zum o. g. Forschungsprojekt sowie zur NS-, Geschlechter- und Exilforschung.

Smolinsky, Heribert, Prof. Dr. theol., geb. 1940, Studium der Theologie in Trier, Tübingen und Würzburg, 1973 Promotion, 1974-1975 Tätigkeit als Kaplan in Trier, 1981 Habilitation, 1983-1988 Lehrstuhl für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte an der Ruhr-Universität Bochum, seit 1988 an der Universität Freiburg i. Br.

Wette, Wolfram, Prof. Dr. phil., geb. 1940, Studium der Politikwissenschaft, Geschichte und Philosophie in München, 1971 Promotion, 1991 Habilitation, 1971-1995 Historiker am Militärgeschichtlichen Forschungsamt in Freiburg i. Br., seit 1998 apl. Professor für Neueste Geschichte am Historischen Seminar der Universität Freiburg und freier Autor, Ehrenprofessor der russischen Universität Lipezk, Mitbegründer des Arbeitskreises Historische Friedensforschung (AHF).

Winter, Johannes, geb. 1946, Studium der Klassischen Philologie und Geschichte in Frankfurt a.M. und Tübingen, anschliessend Ausbildungen bei Rundfunk und Tageszeitung (Volontariat), 1973 Aufenthalt in Lateinamerika, ab 1975 freier Autor beim Rundfunk, Mitbegründer der TAZ, ab 1986 Rundfunkredakteur in Frankfurt a.M., 1995 Theodor-Wolff-Preis, seit 2000 Mitarbeit beim Forschungsprojekt «Retter». Zahlreiche Veröffentlichungen über Themen der Zeitgeschichte.

Wollasch, Hans-Joseph, Dr. phil., geb. 1936, Studium der Geschichte und Germanistik in Freiburg, 1963 Promotion, 1963/64 Stipendiat am Deutschen Historischen Institut in Rom, 1965-1968 Stadtarchivar in Villingen/Schw., 1968-1999 Archivleiter beim Deutschen Caritasverband (DCV), in Freiburg, zahlreiche Veröffentlichungen zur kirchlichen Sozial- und Zeitgeschichte.

Bildquellennachweise

- Abb. 1: Stadtarchiv Freiburg, Kl 49/Teil 2 B Nr. 5
- Abb. 2: Film im Besitz der Familie Fischer, Seelbach
- Abb. 3: Archiv des Deutschen Caritasverbandes, Freiburg i. Br.
- Abb. 4: Bernd Bothe, Pater Heinrich Middendorf SCJ. Gerechter unter den Völkern. Stegen 2004, S. 2.
- Abb. 5: Foto und Text: Wolfram Wette (2004)
- Abb. 6: Privatbesitz
- Abb. 7: Privatbesitz
- Abb. 8: Archiv der Hermann-Maas-Stiftung Heidelberg (Foto: C. Ruf, Mannheim)
- Abb. 9: Claudia Schoppmann, Fluchtziel Schweiz. Das Hilfsnetz um Luise Meier und Josef Höfler, in: Wolfgang Benz (Hg.), Überleben im Dritten Reich. Juden im Untergrund und ihre Helfer. München 2003, S. 205-219, hier: S. 209.
- Abb. 10: Stadtarchiv Singen
- Abb. 11: Repro Hildenbrand
- Abb. 12: Bank, Kirchzarten
- Abb. 13: Bernd Seibel

Personenregister

Die Tabelle auf Seite 150-152 ist im Register nicht berücksichtigt.

- Abel, Friedrich 89, 93, 97, 100
Abetz, Erna 115-118
Abetz, Karl 114-118 u. 120f.
Abetz, Otto 114f., 117f., 120f.
Adelkamp, P. August 72
Adler, Helene 149, 154, 160
Adler, Wolfgang 73
Altenmüller, Karl 147, 155
Ammundsen, Valdemar 128
Anastasius (Bruder) 93, 94
Anders, Reinhard 37
Andreas-Friedrich, Ruth 31 f., 43
Antonescu, Ion 57
Arndt, Ilse 171
- Bab, Israel 174
Bachenheimer, Eva 97, 104
Bachenheimer, Dieter 97f., 102, 104
Bachenheimer, Max 97
Backhaus, Hermann 35
Badanes, Chaim 228
Bader, Karl Siegfried 43, 70
Baeck, Leo 79
Bakels, Floris B. 223
Bankier, David 32f.
Barth, Karl 155
Bärtschi, Ernst 201 f., 213
Baum, Marie 43, 140
Baumann, Johannes 198f.
- Battel, Franco 169
Baunach, Stefanie 73, 75f.
Bayer, Frieda 147
Beck, Eberhard 155
Beierbach, Erika 156
Beierbach, Gustav 156, 161
Beimler, Hans 201
Bell (Bischof) 128
Bell, Josef 203, 213
Benjamin, Avraham 102
Bentmann, Friedrich 120
Benz, Wolfgang 32, 37
Bernklau, Oskar 181f.
Berstecher, Wilhelm 148
Bertrud, Max 73
Biehr, Josefine 225
Bitzer 146
Biet, Pierre 52
Bonhoeffer, Dietrich 156, 242-244,
250
Borgmann, Albert 89
Borgmann, Eva 89
Borgmann, Grete 89f., 92, 102
Borgmann, Karl 89, 92
Borgmann, Margrit 89
Borgmann, Rainer 89
Bornstein, Heini 196
Brakelmann, Günter 243f., 250
Brandt, Emmi 173, 177f.

Buber, Martin 127, 139
 Bühl, Alfons 34, 35
 Burger, Hildegard 124
 Bürgert, Agathe 113t, 119, 124
 Bürgert, Albert 113L, 119, 124
 Bürgert, Maria 124
 Burghoff, Paul 72
 Bürckel, Josef 18
 Burzio, Giuseppe 55-57
 Büttner, Ursula 32, 35

Caemmerer, Gerhard 38
 Calmeyer, Hans 241
 Caro, Eva 173, 177
 Caro, Klara 79
 Carol II. 57
 Cassierer, Alfred 178
 Cassierer, Berta 178
 Cassulo, Andrea 59, 60
 Chaplin, Charlie 144
 Cohn, Marianne 197, 213
 Cser, Andreas 33, 41
 Curth, Fedora 165f.

Deffaugt, Jean 197
 Delekat, Friedrich 155, 161
 Delius, Friedrich Christian 235, 238, 240
 Demnig, Gunter 103 f.
 Dietz, Eduard 36
 Dilger, Alfred 156, 161
 Dilger, Louise 161
 Dipper, Theodor 147f, 154f., 161
 Dohnanyi, Hans von 250
 Dohrenbusch, Hans 201
 Dold, Erwin 23, 24, 215-232
 Dold, Josef 215L, 227f.
 Dold, Rosa 215

Durst, Karl 201
 Dutler, Christian 205f.

Ehrlich, Ernst Ludwig (Lutz) 169-171
 Eiden, Hans 249
 Eiffler, Luise 76
 Einzig, Bernhard 170
 Einzig, Eugenia 170f.
 Eisenmann, Erhard 160
 Eisenmann, Lies 149, 154, 160
 Eisenmann, Michael 160
 Emma (Schwester) 92, 99
 Epstein, Roland 196

Falke-Wichert, Heide 122
 Fezer, Karl 161
 Fiedler, Kuno 201
 Fildermann, Wilhelm 60
 Fischer, Wilhelm 42
 Fitzer, Eugen 40f.
 Fleig, Andreas 201
 Fleisch, Edmund 206
 Flüge, Ruth 100f.
 Franken, Use 166
 Franco 212
 Freudenberg, Adolf 128, 133, 139
 Fricke, Rotraut 72
 Friedenthal, Charlotte 250
 Friedrich, Jean-Édouard 166, 176
 Fritsch 116
 Fuss, S. 230
 Füsslin, Walter 71

Gablinger, Oskar 202, 213
 Gellately, Robert 33
 Gerber, Klaus 182-185
 Giessler, Irmgard 91 f., 96, 104

Giessler, Ursula 91, 96, 104f.
 Giessler, Rupert 91, 96
 Giordano, Ralph 10
 Gladyszczek, Stanislaw 222, 224, 226,
 228
 Goebbels, Joseph 118
 Goes, Elizabeth 159, 161
 Goldhagen, Daniel 102
 Gölz, Hildegard 161
 Gölz, Richard 153f., 160f.
 Gölz, Wilhelm 148, 153, 159
 Gordon, Sarah 33
 Göring, Hermann 109-113, 118
 Grimm, Marie 201
 Gröber, Conrad 78f., 82
 Groscurth, Georg 238, 240
 Grüber, Heinrich 22, 131-133, 137
 Grüninger, Paul 16, 205f., 212
 Gudila (Schwester) 99
 Gumpfenberg, Huberta von 83
 Gurwicz, S. 231
 Gutjahr, Pauline 201
 Gutmann, Julius 37

 Haas (Dr.) 37
 Hachenburg, Max 43
 Halpern-Kohn, Olga 202f.
 Hammerschlag, Heinz 212
 Hariander, Xaver 200-202
 Hartenstein, Karl 161
 Hartenstein, Fritz 220
 Hartmann, Maria 113f., 119
 Haug, Theodor 148
 Haumann, Heiko 107
 Havemann, Robert 238, 240, 242,
 244, 250
 Heckendorf, Franz 174f., 178, 211
 Heckendorf, Günter 178

 Heidkamp, Gertrud 74f., 80
 Heinemann, Wally 169
 Heitz, L. 229
 Held, Heinrich 243
 Hermann, Carl (Karl) 38, 43f., 47, 78,
 148, 155
 Hermann, Eva 38, 43f., 47, 78
 Hermelink, Gottfried 156
 Hertz, Elisabeth 74
 Herzl, Theodor 127, 139
 Herzog, Isaac 57
 Hess, Rudolf 238
 Hesselbacher, Cornelia 126
 Heubach, Walter 148f.
 Heydrich, Reinhard 111
 Heymann, Adele 95
 Heymann, Viktor 95
 Hilberg, Raul 58
 Hiller, Max 74
 Himmler 55, 219
 Hitler, Adolf 15, 29, 55, 68, 118, 155,
 160, 190, 200, 216, 218, 230
 Hochhaus 219f.
 Hofmann, Franz-Johann 224
 Höfler, Elise 167, 171, 173
 Höfler, Josef 22, 163-178, 211
 Hog, Oskar 225
 Homburger, Emil 76
 Honaker, Samuel W 31
 Hosenfeld, Wilm 15
 Huber, Hans 140
 Hünlich, Martha 153f.
 Husemeyer, Kurt 71 f.
 Hutmacher, Hermann 203, 213
 Hutter, Eduard 203f.
 Hutter, Willi 206

- lancu, Carol 59
 Immendorffer, Eugen 147
 Innitze, Theodor 79f.
- Jaffé, Gertrud 74f, 77
 Jacobs, Helene 161
 Jungk, Robert 208
- Kaas, Adolf 148
 Kahle, Lotte 166-169, 178
 Kaiser, Lilli 75
 Kantorowicz, Gertrud 211 f.
 Kaplan, Marion 37f., 40
 Karmiol, Heinz-Kasimir 100f., 104
 Karmiol, Helga 100f., 104
 Kasper 148
 Keel, Valentin 205f.
 Keitel, Gerhard 147, 155
 Kemmer, Siegfried 35f., 44
 Keneally, Thomas 15
 Kerrl, Hans 160
 Kershaw, Ian 31-33, 44
 Kessler, Hermann 37
 Kimmich, Albert 155
 Kissener, Michael 40
 Klemperer, Klemens von 247
 Kletti 36
 Koechlin, Alphons 155
 Kornblum, Hans-Georg 171
 Kosmala, Beate 29
 Krakauer, Karoline Ines 22, 143-162
 Krakauer, Max 22, 143-162
 Krämer, Walter 241
 Kruedener (Freiherr von) 222f.
 Kruth, Stefan 225, 228
 Kuck, Gisela 102, 250
 Kühlewein, Julius 130, 161
- Kühnis, Hermann 211
 Kulka, Otto Dov 33
- Lang, Dieter 148
 Lanz, Alfons 181f.
 Lapide, Pinchas E. 61
 Lasker, Käthe 74, 188L, 211
 Lasker-Meyer, Käthe 187, 190
 Laubhardt, Eva 76, 78
 Läufer, Henri 83
 Laukenmann, Fritz 248
 Leferez 216
 Lehn (Dr.) 112
 Leikam, Alfred 248, 251
 Leistenschneider, Theo 219f., 228
 Lengwenus, Helga 245
 Lewin, Moshe 228, 232
 Lichtenberg, Bernhard 235
 Liebrecht, Eva Maria 74f.
 Liebrecht, Heinrich 74f., 83
 Lörcher, Martin 148f.
 Luckner, Gertrud 14, 17, 20, 23f., 43, 44, 67-86, 107
 Lueger, Karl 109
 Luft, Hella 195
 Luft, Uriel 195
 Lustiger, Arno 240, 245
- Maas, Hermann 17, 23f., 43, 44, 125-141
 Mahler, Wilhelm 73
 Maier, Frieda 77
 Mayer, Hans 89
 Maier, Heinz 42
 Maier, Karl 200
 Maier, Kurt 42
 Maier, Viktor 17
 Mayer, Max 89

Mayer, Olga 89
Mann, Gustav von 72, 74f.
Marchwitza, Hans 201
Marquard, Otto 201, 213
Martin, Wilhelm 174
Martini, Angelo 52
Marum, Ludwig 36, 39, 46
Matuschewski, Manfred 98
Maurer, Hermann 156
Maurer, Max 244f., 250
Maurer, Valerie 156
Meier, Eberhard 177
Meier, Karl 165
Meier, Liselotte 175
Meier, Luise 22, 163-178, 211
Meier, Norbert 177
Meier, Rudolf 177
Merzyn (Dr.) 161
Michael (König) 57
Michels, Hedwig Paula 78
Middendorf, Heinrich 14, 21, 44,
87-106
Moekel, Friedrich 37
Moille, Léon 210, 214
Moille, Noël 210
Montmége, Raymond 210
Morgenroth 37
Mörrike, Gertrud 161
Mörrike, Otto 147-149, 154-156, 159,
161
Mörrike, Frieder 148f.
Morley, John E 59
Müller, Kurt 145f., 154
Müller, Mathilde 76
Mussolini, Benito 50
Mutschmann, Martin 156
Nebig, Max 248
Oestreicher, John 84
Oestreicher, Luise 80
Orsenigo (Nuntius) 54
Ottenheimer 207
Ottenheimer, Ludwig 207, 214
Paepcke, Ernst August 90
Paepcke, Lotte 21, 89-91, 93f., 96,
99, 102, 104
Paepcke, Peter 90L, 94, 102, 104
Palmbach, Else 148
Palmer, Erwin 154
Perls, Felix 165f.
Perls, Herta 165f.
Petri, Lene 73
Pius XL 51
Pius XII. 51, 53, 56, 60-64
Pfaff, Peter 68
Pfeiffer, Dora 148, 153
Pfeiffer, Walter 148
Pflug, Konrad 158
Pineas, Hermann 160
Pohl, Oswald 223
Pohlmann, Georg 110-113, 119,
122-124
Polanski, Roman 15
Preysing, Konrad 53, 63
Prodolliet, Ernest 206f.
Raab, Friedrich 116
Raab, Ilse 116
Raab, Gert 116
Raab, Jenny 116f.
Racine, Emmanuel 197
Racine, Mila 196L, 213
Radke 94
Raufer, Toni 76
Rebholz, Victor 207, 214

- Reetz, Bärbel 235
 Reinartz, Hubert 90 Reith, Georg 155f.
 Remmeles, Adam 46
 Richter, Christel 72
 Richter, Ellen 72
 Richter, Therese 72
 Riehm, Otto 156
 Ritzi, Wilhelm 172
 Röhm, Eberhard 143
 Roller, Rudolf 154
 Rosenberger, Nathan 116
 Rosenblatt, Fritz 209
 Rosenfeld, Else 80
 Rosenthal, Emma 114
 Rosenthal, Fritz 78
 Rosenthal, Hilde 78
 Rosenthal, Oskar 113f.
 Rossé, Josef 92
 Rothmund, Heinrich 204
 Rüdénberg, Elsbeth 109
 Rüdénberg, Friedrich 110
 Rüdénberg, Georg 109
 Ruf, August 74, 187-190, 211

 Safran, Alexander 60
 Sapandowki, August 178
 Sauer, Paul 147, 153
 Schachtier, Alfred 205
 Schapira, Albert 203
 Scheel, W. 248
 Scherriable, Joachim 148
 Schierf (Schirp?) 75
 Schindler, O. 241
 Schmidt, Joseph 208
 Schmidt, Paul 147, 154, 161
 Schmitz, Maria 75
 Schneider, Burkhart 52

 Schöneberg, Ludwig 166f.
 Schöttle, Robert 148
 Schultz-Berg, Eckhard 161
 Schulze-Gaevernitz, Gerhart von 71
 Schulze-Gaevernitz, Ruth von 71
 Schwarz, Gottlob 148, 159
 Schwarz, Johannes 159
 Schwarz, Wilhelm 200
 Schwersenz, Jizchak 172f., 178
 Seckler, Hildegard 97
 Seemann, Johann 177
 Sidor, Karol 56, 57
 Siegmund-Schulze, Friedrich 24, 128, 139
 Sigismondi, Felix 203
 Silberg, Leo 202
 Silverberg, Leo 185f.
 Söderblom, Nathan 128
 Sofsky, Wolfgang 226
 Sonntag, Walter 234, 249
 Speer, A. 216, 218
 Sperber, Manès 208
 Spielberg, Steven 14, 233
 Spieth, Helmut 156
 Spieth, Hildegard 155
 Spirig, Jakob 203f., 211
 Staberock, Mathilde 171-173
 Steiger, Eduard von 199, 208
 Steinerts, Marlis G. 33
 Sternbuch, Recha 206
 Stitelmann-Stauffner, Aimée 195f., 212f.
 Stöffler, Eugen 146t, 149, 154, 161
 Stöffler, Johanna 149, 161
 Stöffler, Ruth 149, 161
 Stokes, Lawrence D. 33
 Stolarsky, M. 231

Stössinger, Felix 208
 Strauss, Herbert 168f., 178
 Strauss, Lotte 177
 Streicher, Julius 36
 Studer, Adolf 185L, 202, 213
 Stuhldreher, Conrad 241
 Szpilman, Wladyslaw 15

 Tiso, Josef 55-57
 Thalmann, René 217
 Theuer, Werner 240
 Thierfelder, Jörg 143
 Tubiasziewicz, Simon 228, 232
 Tuka, Vojtech 55

 Vaucher, Pierre 210, 214
 Vorwalder, Willy 167-169, 172, 177

 Wachsmann, Jacheta 172f.
 Wagner, Robert 18, 41, 187
 Wälder, Julius 36
 Wander, Fred 208
 Wasem, Gottfried 201
 Weber, Marianne 140
 Weber, Max 140
 Weiner, John 245
 Weiler, Eugen 74, 187-189, 211
 Weiss, Böszö 75
 Weizmann, Chaim 127, 139
 Wertheimer, Mathilde 42

 Wette, Wolfram 84
 Wetzstein, Hugo 172
 Weyrauch, Jakob 181f.
 Wichert, Alfred 109
 Wiechert (Wichert), Ernst 109
 Wichert, Günther 109
 Wichert, Stefanie 109-113, 119, 122-124
 Wichert, Ulrich 109
 Wigand, Dorothee 72
 Wildmann, Martin 160
 Wilke, Manfred 240
 Wistrich, Robert 115
 Wöhrle, Hildegard 34, 35
 Wolf, Nathan 167, 177, 211
 Wollheim, Heinrich 211
 Wünsch, Margarete 74, 75
 Wurm, Theophil 160, 243
 Wurth, Eugen 224, 226

 Zacharias, Gerhard 94-97, 104, 106
 Zacharias, Helene 95
 Zacharias, Ludwig 95
 Zeller, Helene 148
 Zeller, Hermann 147, 155
 Zelzer, Maria 147
 Zweifel, Goldine 36, 38
 Zweifel, Karl 205f.
 Zweig, Otto 182, 183
 Zwingmann, Eva 97, 106
 Zwingmann, Rudolf 106

Ortsregister

- Achern 88
Attach 206
Allensbach 202
Altenburg 174, 211
Annemasse 195-197
Arnsberg 97
Aschendorf 87, 103f.
Aurich 148
Auschwitz 10, 20, 57, 75, 118, 209,
224

Baden-Baden 117
Bad Cannstadt 159
Baden-Oos 71
Bad Polzin 159
Bad Urach 148f, 159
Barmen 155, 160
Basel 23, 71, 127, 155f., 161, 179,
185, 196, 202, 208
Beinstein 155
Belecke 173
Belgrad 54
Berg am Laim 80
Bergen-Belsen 57
Berlin 21 f., 31, 43f., 53, 67, 72-74,
77f, 81f., 105, 110f., 116, 128,
131, 133, 143-145, 155, 159f.,
164f., 169, 171, 173-175, 179,
189, 195f., 201, 204,
211, 222f., 235, 238, 240, 246,
251
Bern 199, 207, 210
Bielefeld 90
Birmingham 67
Böblingen 159
Bollschweil 114
Bonn 102
Braunschweig 95
Bregenz 165, 205, 207
Bremen 155
Buch 73, 168
Buchenbach 215, 220, 224f, 227, 229
Buchenwald 17, 234, 241, 248
Budapest 54
Bukarest 54, 59
Büsslingen 172
Bratislava (Pressburg) 55f.

Calw 159
Chamby 130
Chichester 128
Colmar 92
Czernowitz 60

Dachau 17, 74, 181, 189, 201, 206f.,
223, 235
Danzig 75, 223

Darmstadt 156
 Dautmergen 23f., 215, 222, 224f.,
 228f.
 Degerloch 159
 Den Haag 241
 Denkendorf 148
 Diepoldsau 203, 206, 211
 Ditzingen 159
 Dörflinbach 42
 Dortmund 97, 98, 106
 Düsseldorf 74, 80, 82, 89

 Erfurt 75
 Ergoldsbach 245
 Esslingen 159
 Ettenheim 189

 Flacht 149
 Flossenbürg 184
 Frankfurt a.M. 67
 Frankfurt/Oder 249
 Freiburg i. Br. 10, 14, 19-21, 34, 36,
 40, 67f, 71-76, 78-82, 87, 89-
 94,98f., 101,104f., 107,108,109-
 119, 173f., 182, 185f., 192, 216f.

 Gaggenau 216f.
 Gailingen 207
 Gebersheim 148
 Genf 130, 133, 139, 195
 Gengenbach 126, 136
 Gernsbach 126
 Göppingen 159
 Gottmadingen 73, 167, 211
 Grenoble 197
 Grunbach/Remstal 148, 155
 Gurs 19f., 24, 28, 43, 71, 73, 107,
 132f., 138, 140, 187

 Hagen 93, 98, 100, 106
 Hagen-Eilpe 89, 92, 100, 106
 Handrup 88, 104
 Hamburg 77
 Hannover 95, 105, 109
 Haslach 217, 219, 224f., 228f.
 Hechingen 228, 231f.
 Hegau 73f
 Heidelberg 41, 43, 78, 125f., 128,
 129, 131-133, 135, 137-140, 182
 Heidenheim 228
 Herrenberg 146, 148, 157, 159
 Hofen 172
 Horben 119

 Iasi 58
 Ispringen 156

 Jerusalem 57, 102, 105, 135, 233, 239

 Kaiserslautern 44
 Karlsruhe 34f., 37-40, 112, 120
 Kaufbeuren 216
 Kirchzarten 72
 Kippenheim 18, 42f.
 Kislau 39
 Kirchheim/Teck 148,153, 159
 Klagenfurt 182
 Koblenz 182
 Köln 79, 81, 90, 165
 Köngen 146, 149
 Königsberg 67
 Konstanz 181-184, 201f., 207, 214
 Korb 155, 248
 Kreuzlingen 183f., 201, 207
 Kuppenheim 42

Kuppingen 146, 148, 154

Laufen 126f.

Lausanne 166

Leipzig 90, 144

Leonberg 159

Litzmannstadt 79

London 40, 130f., 139

Lörrach 126

Mainz 126, 136

Mannheim 37f., 40, 44, 78, 109,

126, 133, 197

Mauthausen 175, 248

Metzingen 156, 161

Moskau 196

München 80f., 105

Müngersdorf 81

Natzweiler 218-220, 224, 231

Neheim-Hüsten 75, 97

Neuhausen 211

Nordhausen 210

Nufringen 156

Nürnberg 36

Oberlinthart 245

Offenburg 72

Oranienburg 97

Osnabrück 88, 241

Oxford 135

Paderborn 89, 95

Paris 71, 118, 128, 196

Pforzheim 126, 156, 159

Plochingen 148

Porrentruy 209

Potsdam 165

Radolfzell 172

Ramsen 73, 167

Rastatt 215

Ravensbrück 75f., 82, 178

Regensburg 95

Reichenbach/Fils 148, 162

Reutlingen 149, 159

Rheinbischofsheim 126

Rheineck 203

Rom 50-63, 87, 90

Rottenburg 190

Saarbrücken 105

Sachsenhausen 17, 184

Schaffhausen 178, 182, 200f., 208,
211

Schömburg 23, 222f, 225, 227

Schwäbisch Hall 248

Seeheim 156

Sewastopol 216

Sindelfingen 146

Singen 73, 74, 167, 168-173, 187,
189f., 200-202, 211

Sittard 87

Sobibor 20

Stegen 21, 87-96, 98, 100, 102-
106

Stein am Rhein 211

Ste-Marie-aux-Chênes 219

Stetten 155f.

Stettin 79

St. Gallen 201-203, 205f., 208, 212

St. Margrethen 166, 205

Strassburg 71, 126

Stuttgart 31, 145-148, 155f., 159,
161

Stutthof 75, 223

Sulzburg 113

Thayngen 73
Theresienstadt 21, 75, 109f., 112,
116, 122, 170
Thonon-les-Bains 210
Tübingen 153, 159

Uppsala 128

Vaihingen/Enz 159

Wagensteig 215, 227
Waiblingen 147, 155, 159, 248
Wankheim 153

Warschau 54
Weil am Rhein 186, 202
Weingarten 126
Weisach-Flacht 148
Welzheim 160, 248
Wetter/Ruhr 98
Wiechs am Randen 74, 187-189
Wien 79, 183, 185, 203f., 208
Wuppertal 82

Zarki 80
Zürich 203, 207

Menschen und Zeugnisse

Christian Feldmann

«Wir hätten schreien müssen»

Das Leben des Dietrich Bonhoeffer

Band 5165

Eine farbig geschriebene Lebensgeschichte, die die zentralen Themen deutscher Geschichte der Hitlerzeit mit einer aufregenden Biografie verbindet.

Lotte Paepcke

Ein kleiner Händler, der mein Vater war

Eine deutsch-jüdische Geschichte

Band 5262

Der Besitzer eines kleinen Freiburger Ledergeschäfts entgeht nur knapp dem KZ und flieht nach New York. Er kehrt zurück – ohne je wieder zu Hause anzukommen.

Lotte Paepcke

Unter einem fremden Stern

Geschichte einer deutschen Jüdin

Band 5395

Lakonisch, knapp und packend erzählt Lotte Paepcke ihre Lebens- und Leidensgeschichte. Die deutsche Jüdin überlebt nur dank der couragierten Hilfe eines Geistlichen in einem Kloster in der Nähe von Freiburg.

Elie Wiesel

Die Nacht

Erinnerung und Zeugnis

Band 4873

Atemlos, bewusst karg im Stil erzählt der Friedensnobelpreisträger seine Erfahrung als Kind in Auschwitz. Jede Zeile spricht uns unmittelbar an.

Philipp Gessler

Der neue Antisemitismus

Hinter den Kulissen der Normalität

Band 5493

Wie normal ist Antisemitismus hierzulande? Beobachtungen, Analysen und Perspektiven: Ein brisanter Bericht. Spannend und provokant.

HERDER Spektrum